



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin [u.a.], 1951

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93950](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93950)

DER 39
MENSCH
IN DER
BERUFS
ARBEIT

EIN LeseBUCH DER HUMANEN BILDUNG

Francke-Volksschule

Weiland
Buchhandlung
Lübeck
Königsstraße 70/72





Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Des echten Meisters Lehre schließt den Sinn auf, denn wo die Worte fehlen, spricht die Tat. Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.

Aus Wilhelm Meisters Lehrbrief

39

DER MENSCH IN DER BERUFSARBEIT

Ein Lese- und Arbeitsbuch für das Ab-
schlußjahr der Volksschule (9. Schuljahr)
zur Förderung der humanen Bildung

Bearbeitet von

W I L H E L M B L U M E

Francke-Volksschule



1951

PÄDAGOGISCHER VERLAG BERTHOLD SCHULZ
BERLIN · HANNOVER · FRANKFURT/MAIN

Best.-Nr. 13 25 a



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

A L L E R E C H T E V O R B E H A L T E N

M
DDP
4111

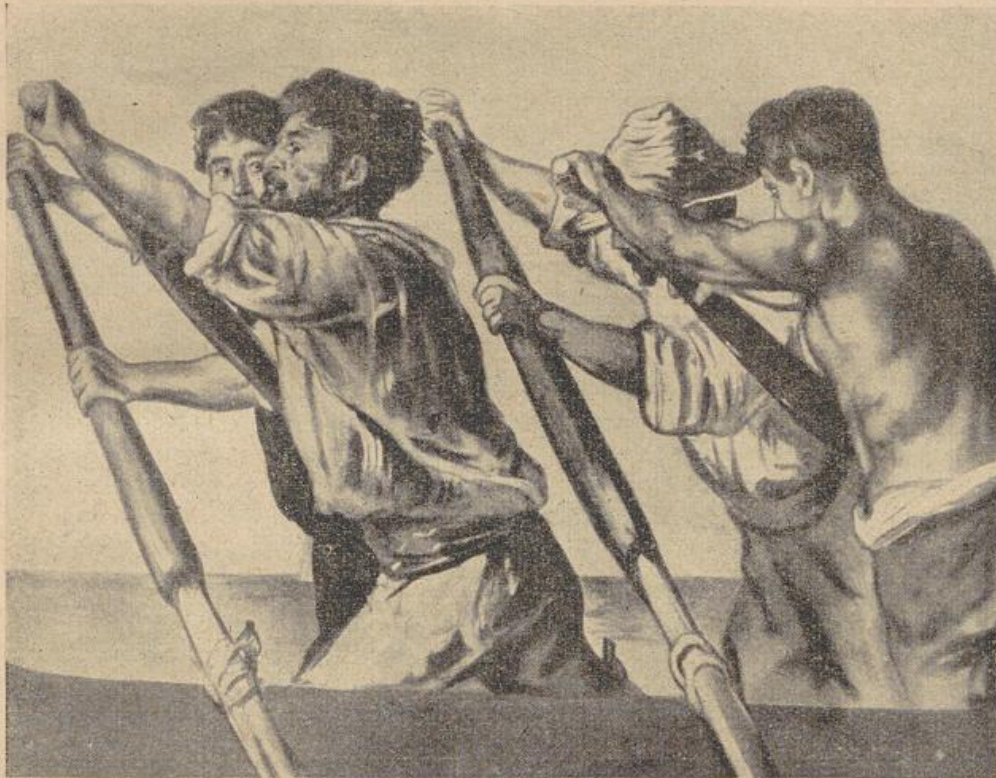


25/3240

Die Originaltexte sind für Schulzwecke überarbeitet worden.

Einbandentwurf: Jürgen Freese, Berlin

Das Inhaltsverzeichnis befindet sich auf Seite 324,
das Verzeichnis der Abbildungen auf Seite 331.



H. v. Marées

Die Ruderer (1873)

EINFÜHRUNG

Zum Deutschen Lesebuch

Eine Schulerinnerung von Thomas Mann

Unter unseren Schulbüchern war eines, das sich, obgleich von außen so nüchtern und drohend sachlich wie nur irgendein Leitfaden oder Grundriß, durch eine schöne Menschenfreundlichkeit und Zugänglichkeit des Inhalts vor allen anderen hervortat. Es war — wie sonderbar! — ein unterhaltendes Buch; und ohne jedwede verdrießliche Einschaltung war es von vorn bis hinten mit anmutigen und unmittelbar fesselnden Dingen gefüllt. Wir lasen darin ganz ohne Nötigung und nur zu unserem Vergnügen, wir nahmen, was es zu bieten hatte, neugierig vorweg, bevor die gemeinsame Betrachtung im Klassenzimmer darauf fiel; die Unterrichtsstunden, in denen es auf den Pulten lag, waren ohne Gefahr, fast eine Lustbarkeit; die Fragen, zu denen es Anlaß gab, beantworteten wir hurtig und mit bewegter Stimme, und wer unter den Kameraden sich hier teilnahmslos und ungeschickt zeigte, — nicht wahr? — der, mochte auf welchem Spezialgebiet sonst sich als tüchtig bewähren, so schien es uns, könne zuletzt nur ein roher Geselle sein.

Dies Buch, das eine zartere und gütigere Hand als die sonst waltende den vorgeschriebenen Lehrmitteln hinzugefügt haben mußte, hieß einfach: Das Deutsche Lesebuch. Es war uns gegeben zu dem Zweck, damit wir die Sprache, unsere Muttersprache anschauten — oder vielmehr, damit wir sie belauschten, wie sie sich selber lächelnd anschaut im Gedicht. Bunt durcheinander vereinigte das Buch eine Menge guter Geschichten in rhythmisch gebundenem und edel ungebundenem Vortrag und, wenn es uns wieder zu Händen käme — was gilt es? —, wir wüßten unsere Lieblingsstücke von damals noch heute ohne viel Blättern aufzuschlagen.

*

Grundsätzliches zum vorliegenden Lesebuch

In pädagogischen Kreisen ist man immer noch vielfach geneigt, die alte Frage: Lesebuch oder Ganzschriften mit einem unnötig schroffen Entweder — Oder zugunsten der zweiten Möglichkeit zu entscheiden. Das zusätzliche Abschlußjahr ist eingeführt worden, um den Schülern und Schülerinnen vor dem Eintritt in das Berufsleben, das halb lockend, halb beängstigend vor ihnen steht, Muße zu geistigem und menschlichem Ausreifen und Gelegenheit zur Besinnung vor der so entscheidenden Wahl zu geben. Es ist daher ein Hauptanliegen in diesem Jahr, ihnen ein besonders anschauliches Bild von der Vielgestaltigkeit und der soziologischen Bedeutung der menschlichen Arbeit zu übermitteln; das kann in dem auch jetzt noch verhältnismäßig knappen Zeitraum am besten mit Hilfe eines vielseitigen, umfassenden Sammelbandes geschehen, ohne eine gelegentliche Vertiefung in eine Ganzschrift auszuschließen.

Ein solcher Sammelband kann und will nicht die kaum übersehbare Fülle der Möglichkeiten ausschöpfen. Aber er möchte nicht bloß in der üblichen Weise dem Deutschunterricht dienen, sondern wieder und wieder anregen, das Thema „Der Mensch in der Berufsarbeit“ in den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts zu rücken, es von den verschiedensten Denk- und Betrachtungsweisen her zu umgreifen, über manche Fächerschränken hinweg sowohl Berufsbilder als auch eine einheitliche Sicht von dem Leben da draußen zu erarbeiten. Mit Recht ist in Bildungsplänen verschiedener deutscher Länder darauf hingewiesen worden, daß die Aufgaben dieses abschließenden und überleitenden Schuljahres auf die Dauer nicht zusammenhanglos nebeneinander herlaufen dürfen, sondern bei allen sich bietenden Gelegenheiten innerlich verknüpft werden müssen. In diesem Sinne möchte das vorliegende Lesebuch zugleich ein Arbeitsbuch sein: Nicht nur in dem „Stilistischen Zwischenpiel“ (s. S. 123 ff.), wo diese Absicht auf der Hand liegt, nicht nur durch direkte Problemstellung, etwa „Mensch und Maschine — Für und Wider“ (s. S. 278 ff.), nicht nur mit seinen zahlreichen Abbildungen aus der Welt der Arbeit, die zu stilkundlichen Beobachtungen und Vergleichen auffordern. Daß die im Anhang gebotene synchronistische Tabelle zur Eigentätigkeit verführt, ist selbstverständlich; sie ist ein Mittel zur Zusammenschau der Einzelheiten, die vorher im Lesebuch in verschiedenen Verbindungen oder scheinbar zufällig vorgekommen sind; von Spalte zu Spalte können Bogen geschlagen werden; unter Anleitung des geschichtskundigen Lehrers lassen sich Längs- und Querschnitte legen; es soll Spaß machen, die Angaben an der Hand der unten angefügten Anmerkungen an den Stücken und Bildern des Lesebuchs selbständig zu kontrollieren.

Der freie Raum gestattet, Namen, Gegenstände, Ereignisse, die nicht im Leseteil berührt sind, aber sonst im Unterricht oder in Zeitungen begegnen, selbst nachzutragen. Vor allem aber ist das Lese- und Arbeitsbuch darauf angelegt, das lebendige Nachempfinden dichterischen und künstlerischen Erbgutes mit dem Verstehen und Werten gediegener gewerblicher oder geschäftlicher Überlieferung zu verknüpfen. Das Erkennen der beruflichen Arbeitsvorgänge soll mit den entsprechenden kulturgeschichtlichen und sozialen Entwicklungen in Beziehung gesetzt werden. An Höhepunkten möchte das Ethos der Berufsarbeit mit einer wahrhaft humanen Gesinnung in Eins zusammenfließen!

Zwei Paten wagt unser Lesebuch in dieser Beziehung um ihren Segen zu bitten: die Manen Adalbert Stifters, der als Linzer Schulrat um 1850 ein Schullesebuch „zur Förderung der humanen Bildung“¹⁾ — wenn auch im damaligen Österreich ohne Erfolg — geschaffen hat, und in unseren Tagen Karl Scheffler, den feinsinnigen Herausgeber eines „Lesebuchs aus dem Handwerk“²⁾.

Die Hauptthemen der beiden Büchertitel, äußerlich verschieden, bilden innerlich keineswegs einen Gegensatz; sie lassen sich schön miteinander verbinden. In unserem besonderen Fall mußte die Stoffauswahl freilich anders getroffen werden; die des einen, die nun um ein wandlungsreiches Jahrhundert zurückliegt, galt es von der Gegenwart aus zu verjüngen, die des anderen, der an erwachsene „Fachleute und Liebhaber“ gedacht hat, für die jugendlichen Leser zu transformieren und für ihr ganz unromantisches praktisches Anliegen zu erweitern; aber dabei die Grundhaltung der beiden Paten zu bewahren, dem Adel ihrer Gesinnung und der Reinheit ihres Stilgefühls nachzueifern, ist das hohe Ziel, das dem Herausgeber vorschwebt.

Sollte einiges beim ersten Lesen für die Altersstufe zu hoch erscheinen, — wir halten es auch dabei mit Adalbert Stifter, der damals in seiner Vorrede schrieb: „Wenn manches für einzelne vielleicht noch schwer Faßbare geboten wird, hält der Zusammensteller das für ein geringeres Übel, als dafür Leichteres, aber Gewöhnliches zu bieten, das dem Geiste nichts zumutet und so eigentlich Schaden zufügt; den bringt ein für jetzt nicht ganz Verstandenes nicht; es kann ja ein nach und nach Verstandenes werden, weil ja das Buch auch noch nach der Schulzeit den Schülern lieb sein soll.“ Gerade heute müssen wir, wenn wir die Zeichen der Zeit richtig verstehen, dafür sorgen, die Kluft zwischen Volks- und sogenannter höherer Bildung allmählich auszugleichen.

1) Der Bayerische Schulbuchverlag hat 1947 das Stiftersche Lesebuch unverändert herausgebracht und den höheren Schulen angeboten „zur Förderung humaner Bildung“.

2) Lesebuch aus dem Handwerk, herausgegeben und eingeleitet von Karl Scheffler, Carl H. Hensel Verlag, Berlin 1946.

Leser, denen die jüngeren Berufe — namentlich die weiblichen — nicht ausgiebig genug in dem vorliegenden Lesebuch berücksichtigt erscheinen, mögen bedenken, daß diese Berufe eine längere Zeit traditionsbildender Bewährung brauchen und durch viele Siebe der Beschreibung hindurchmüssen, bis sie bei den wirklichen Meistern des Worts die formgerechte Spiegelung erfahren¹⁾.

Zu dieser neuen Ausgabe des bereits 1949 herausgebrachten Buches hat sich der Verlag durch Wünsche aus den nördlichen Bundesländern bestimmen lassen. Dichter und Verhältnisse der Heimat und ihrer Nachbargebiete werden den Jugendlichen leichter ansprechen und ihm sein Lesebuch vertrauter machen; auch sind die Berufe, die traditionsgemäß bevorzugt werden, und deshalb besonders zu berücksichtigen sind, je nach der wirtschaftlichen Struktur der Länder nicht immer dieselben. Daß trotzdem der Blick nicht „provinziell“ eingeengt wird, dafür sorgen viele Beiträge, die, zum Teil von Ausländern geschrieben, über alle Grenzen hinweg das Allgemein-Menschliche erfüllen und erleben lassen möchten.

Die kleine Welt in der Schulstubenatmosphäre des 9. Schuljahres darf im Grunde nichts anderes sein als die große Welt auch; was man in ihr ist oder wird, kann man überall sein²⁾. Unser Band sieht den Jugendlichen schon am Ruder des Lebens, am Pflug, auf See, an der Werkbank, im Haushalt, im Labor; gewiß, er soll bereits widerhallen von den Schritten im tätigen Leben. Aber nach den Erfahrungen, die hinter uns liegen, will er Seite um Seite in den werdenden Menschen der Wirtschaft, der Technik die Fähigkeit wecken und festigen, jedes wirtschaftliche und technische Geschehen im Zusammenhang mit dem Ganzen der Kultur zu sehen. Dieses Lese- und Arbeitsbuch erstrebt eine Bildungsvermittlung, die auch technisch-wirtschaftliche Themen erst dann verlebendigt zu haben glaubt, wenn sie dem Schüler den Reichtum ihrer kulturellen, ihrer menschlichen Bezüge spürbar gemacht hat.

Der Mensch und eine richtig verstandene, richtig geführte Technik sind nicht Gegensätze, so wenig wie Kopf und Hand. Die körperliche Arbeit, jede handwerkliche Betätigung hat an sich die gleiche Würde wie jede andere Arbeit.

Das Gedicht „Auf Goldgrund“ mag den Lehrer, ehe er an seine neue Aufgabe geht, in dieser Überzeugung bestärken.

Neujahr 1951

Der Herausgeber

1) Dafür gibt Konrad Gatz in seinem Werk „Buch vom guten Handwerken“ (Fr. Ehrenwirth-Verlag, München 1949) eine besonders tiefe Begründung. Charakteristisch ist, daß in diesem Werk bewußt die Absicht verfolgt wird, dem Handwerkertum selbst wieder eine be-seeltere Auffassung von seinem Schaffen nahezubringen. — Hinweise auf literarische Spiegelungen der neueren und neuesten Berufe sind dem Verlag und dem Herausgeber willkommen.

2) Nähere Ausführungen über das in diesem letzten Abschnitt Angedeutete findet man in Westermanns Pädagogischen Beiträgen (1951, 2. Heft) in der „Berliner Nachmittagspredigt über einen Rilke-Text zu Nutz und Frommen des 9. Schuljahrs“ und in Schule und Gegenwart, München, August 1950.

Auf Goldgrund

I ns Museum bin zu später
Stunde heut ich noch gegangen,
wo die Heil'gen, wo die Beter
auf den goldnen Gründen prangen.

Dann durchs Feld bin ich geschritten
heißer Abendglut entgegen,
sah, die heut das Korn geschnitten,
Garben auf die Wagen legen.

Um die Lasten in den Armen,
um den Schnitter und die Garbe
floß der Abendglut, der warmen,
wunderbare Goldesfarbe.

Auch des Tages letzte Bürde,
auch der Fleiß der Feierstunde
war umflammt von heil'ger W ü r d e ,
stand auf schimmernd goldnem Grunde.

Conrad Ferdinand Meyer

ERSTER TEIL



J. F. Millet (Skizze)

Der Sämann (1850)

Die Säer

Erinnerung des Ritters von Hutten
an eine Begegnung mit Ulrich Zwingli

Gelassen schreitet dort im Ackerfeld
ein rüst'ger Mann, der späte Saat bestellt.

Schön ist ein jedes Werk das Jahr entlang,
am liebsten doch ist mir des Säers Gang . . .

Als ich mit Zwingli jüngst am Mahle saß,
erzählt' er etwas, das ich nicht vergaß.

Er sprach: „Das wilde Tal, das mich gebar,
bringt weder Wein noch Frucht im wärmsten Jahr.

So kam's, daß ich gelebt der Jahre zehn,
bevor ich Egge, Pflug und Saat gesehn.

Da nahm der Vater mich zu Tale mit,
die Säer drunten zählten Schritt um Schritt

und streuten edlen Wurfs, geheimen Winks
die wundersamen Körner rechts und links.

Ich schaute die Gebärden allesamt,
streng und gemessen, wie beim heil'gen Amt,

und endlich fragt' ich mit erstauntem Wort:
'Vater! Was tun die Männer Frommes dort?'

Er lachte. „Solches sahst du nie zu Haus!
Sie streun das Brot des lieben Gottes aus.

Was ist dir, Uli? Weinst du? Schäme dich!
'Ei, Vater, es ist gar so feierlich.' "

Conrad Ferdinand Meyer

Der erste Farmer seines Landes

Hätten wir um 1780 herum durch das Fenster eines gewissen amerikanischen Gutshauses hineinschauen können, würden wir den Farmer selbst erblickt haben, wie er mit einer dicken Brille auf der großen Nase sorgfältig die Samenkörner von Rotem Klee und Gerste auszählte, immer hundert mit einem Bleistift zusammenschiebend. Seine Lippen werden gemurmelt haben: „Zweitausendneunhundertachtundneunzig, dreitausendeins, dreitausendzwei“ — — und so weiter, mit Interesse und unendlicher Geduld. In diesem Augenblick war er erst in zweiter Linie George Washington, ehemaliger Oberkommandierender der amerikanischen Armeen. In diesem Moment dachte er nicht daran, nicht an den Ruhm und die Ehren, mit denen man ihn überhäuft hatte. — Er sah allerdings für einen Farmer sehr majestätisch aus; keiner hätte sich über seine Würde einen Scherz erlaubt und keiner je gewagt, seinen Zorn ein zweites Mal heraufzubeschwören. Wenn er auch den Krieg haßte, so war er doch General und würde es immer bleiben. Aber er war auch ein Farmer, der an seine Arbeit wie ein Soldat heranging — wie der Feldmesser, der er einst war — wie ein Erfinder — und, mehr als alle seine Landsleute, wie ein Agrarwissenschaftler.

Jetzt wollte er zum Beispiel herausfinden, wieviel Samenkörnchen auf je ein Pfund seiner verschiedenen Getreidearten kamen. Denn wenn er das wußte, wußte er auch, wieviel Pfund Samen er auf einen Morgen Land aussäen mußte, um den besten Getreidestand auf seinen Feldern zu erzielen — nicht zu dünn und nicht zu dicht. Mit Fleiß und Geduld fand er heraus, daß bei Gerste 8925 Samenkörner auf ein Pfund kamen, bei Rotem Klee 71 000. Er mußte diese Kalkulationen machen, weil niemand sonst sie gemacht hatte. Er konnte sich nicht hinsetzen und an das Amt für Ernährung und Landwirtschaft schreiben; es gab keine landwirtschaftliche Beratungsstelle, keine Samenhandlung, keine Firmen für landwirtschaftliche Geräte, und er hatte keine Fachzeitschriften außer ein paar, die von England herüberkamen. Wenn er wissen wollte, wann er zu säen und wann er zu schneiden hatte, wie tief er pflügen mußte, wie seinen Samen reinigen oder seine Bäume spritzen oder seine Zucht verbessern, so mußte er es selbst herausfinden. Seine Nachbarn arbeiteten nach Überlieferung, Erfahrung oder „über den Daumen gepeilt“. Aber sie holten aus ihren Farmen nichts heraus; sie „kratzten sich ihren Lebensunterhalt zusammen“, lebten von ihren Schulden — oder zogen fort.

George Washington hatte wie manch ein Farmer vor und nach ihm eine stille, aber hartnäckige Liebe zu seinem Boden; er haßte Schulden, und er beharrte stur auf seinem Entschluß, kraft seines Verstandes und seines Willens Herr über die wankelmütige Natur zu werden. Die Probleme des Farmers George waren so zäh wie die Krüppelföhren, die auf den vernachlässigten Feldern seiner es sich leichter machenden Nachbarn aufschossen. Er besaß 3500 Hektar Land, wovon weniger als die Hälfte anbaufähig war, und selbst der bessere Teil war arm an Kalk, Nitraten, Phosphaten und Humus. Überall war eine Düngung dringend erforderlich. Wie Thomas Jefferson einmal von der Landwirtschaft in Virginia gesagt hat, ist es billiger, einen neuen Acker zu kaufen, als einen alten zu düngen. Darum zogen Amerikas Farmer immer weiter „gen Westen“. Washington hatte sich in Mount Vernon in Ost-Virginia verliebt, er dachte nicht daran, es aufzugeben, solange er sich darauf halten konnte.

Einige Virginier, die auf verbrauchtem Boden saßen, züchteten Sklaven wie Pferde zum Verkauf. Dieser Gedanke empörte den Farmer Washington. Er wollte die Sklaverei nicht, und er mißbilligte sie; aber er hatte sie ererbt wie das Land und sah keinen Weg, sie ganz zu umgehen.

Außerdem sah er sich einem Einfruchtssystem gegenüber — dem Tabak. Zwar war ein stabiler Markt dafür vorhanden, besonders in England. Aber nichts erschöpft den Boden so wie die gleichbleibende Belastung durch das „Kraut“. Heute weiß jeder, daß die richtige Antwort auf die Mängel des Einfruchtsystems der Fruchtwechsel ist. Als aber der Farmer Washington, nachdem er sich

zwanzig Jahre lang der Tyrannei seines Tabak-Agenten gebeugt hatte, damit begann, neue Sorten von Saatgut einzuführen, war er ein Pionier. Er kannte niemand, der erfolgreich mit König Tabak gebrochen hätte, und niemand machte seine hartnäckigen Versuche mit. Washington versuchte es mit allen Fruchtarten, von denen er hörte. Er begann Experimente mit Luzerne. Er wußte nicht, daß Luzerne am besten auf gut entwässertem Kalksteinboden gedeiht; und niemand konnte damals ahnen, daß durch umgepflügte Luzerne so gute Ergebnisse erzielt werden, weil an ihrer Wurzel Bakterien wachsen, die die Entwicklung von Stickstoff und damit eine Verbesserung des Bodens bewirken. Doch Washington hat trotz seiner Unkenntnis sehr gute Erfahrungen mit Luzerne gemacht und sie noch dreißig Jahre später angebaut. Er versuchte es mit Rippengras, Esparsette, Rotem und Weißem Klee. Er führte sogar, ohne daß man weiß, auf welchem Wege, einige chinesische Gräser ein und verzeichnete gewissenhaft ihre seltsamen Singsang-Namen. Er pflanzte Buchweizen, englisches Strahlengras und Hanf; er versuchte es sogar mit Baumwolle und hoffte auf Erfolg. Das einzige, was seine Nachbarn an Stelle von Tabak gelegentlich anpflanzten, war Mais. Zur Wiederherstellung der Fruchtbarkeit des Bodens fiel ihnen weiter nichts ein, als ihn brachliegen zu lassen und dann das Unkraut umzupflügen. George Washington hatte andere Ideen. Tabak kann man nicht essen, und er wollte nicht, wie so viele Farmer des Südens, Tag für Tag von gepökeltem Schweinefleisch und Maisbrot leben. Weizen wollte er bauen. Aber da Weizen den Boden aussaugt und, wie auch heute noch, leicht dem Getreidebrand, Rost oder der Hessianfliege anheimfällt, werden die Ernten immer kärglicher, wenn man ihn Jahr für Jahr in denselben Boden sät.

So setzte sich Washington, der gute Feldmesser, vor die genaue Karte seines Besitztums mit Papier und Bleistift, Kompaß und Lineal, teilte seine Felder ein und arbeitete einen Plan für den Fruchtwechsel aus. Er entwarf den Plan so, daß nebeneinanderliegende Grundstücke nach verschiedenen Zeittabellen behandelt wurden. Durch die Landwirtschaft wollte er errechnen, wieviel Geld ihm die einzelnen Grundstücke einbrächten und inwieweit er Verbesserungen einführen könnte. Er legte die Anbaufläche für Futter und die Weidefläche fest. Und endlich, nach jahrelangen Versuchen, hatte er seinen Fruchtwechsel heraus.

Im ersten Jahr pflanzte er Weizen, im nächsten Buchweizen, den er als Düngung unterpflügte. Darauf folgte wieder Weizen. Und dann säte er in drei aufeinanderfolgenden Jahren Gras und Klee. Er konnte diese Flächen als Weide benutzen und sein Geld in Gestalt von Ochsen- und Hammelfleisch, Milch und Butter hereinbekommen. Sein Fruchtwechsel erstreckte sich über sieben Jahre, wobei zuletzt Mais

und Kartoffeln kamen. Dann begann er von vorn mit Weizen. Er versuchte, den Einfluß des Einfruchtssystems zu brechen, und es gelang ihm. 1763 baute er 89 079 Pfund Tabak. Aber von diesem Jahr an schränkte er den Anbau mehr und mehr ein. An Stelle von Tabak sollte Weizen das Geld hereinbringen; Weizen, den er in seiner eigenen Wassermühle mahlen konnte.

Wenn Ost-Virginia für Weizen geeignet wäre, würde heutzutage dort mehr davon angebaut werden. Aber Washington konnte nicht über den Rand der Erde und nicht in die Zukunft schauen und die Weizenfelder Dakotas, Ost-Washingtons und Zentral-Kaliforniens sehen. Er ahnte nichts von der dicken, tiefschwarzen Humusschicht, von den Flächen ebenen Landes, die sich über Horizonte erstrecken, von Dampfpflügen, Mäh- und Bindemaschinen. Wenn er dies hätte sehen oder vorausahnen können, wäre ihm vielleicht der Mut zum Weizenanbau vergangen. Aber es hätte sein Herz höher schlagen lassen für das Land, das er liebte, rettete und gründete.

Er probierte jede Weizensorte aus, von der er hörte, oder die er aus Polen, Sibirien oder vom Kap der Guten Hoffnung einführen konnte. Er versuchte es mit Dinkelweizen und mit langgrannigem Weizen. Er zog Weizen auf trockenem und auf feuchtem Boden. Und es kam der Tag, an dem er Weizenähren in sein Wappen nahm. Er exportierte seinen Weizen meistens nach Westindien; und es geht die Legende, daß dessen Qualität so vorzüglich war, daß die mit „G. Washington“ gestempelten Mehlsäcke gar nicht erst auf Güte geprüft, sondern gleich zu Höchstpreisen verkauft wurden. Wenn dies, wie wir gerne glauben möchten, zutraf, so mußte es der großen Sorgfalt zugeschrieben werden, die er auf die Samenauswahl verwendete.

Wie der Farmer Washington entdeckte, wird der Winterweizen durch das wechselnde Tau- und Frostwetter des virginischen Klimas leicht aus der Erde geschwemmt. So kam ihm die Idee, eine schwere Rolle über den lockeren Boden zu ziehen, um den Samen fest einzupressen. Die Nachbarfarmer grinsten, aber er ließ sich weder beirren noch von der Überzeugung abbringen, daß sie mehr Weizen verloren als er. Er war auch der erste in Amerika, der Weizen in Reihen drillte, anstatt ihn auszusäen. Und natürlich erfand er einen Pflug. Manchmal müssen die Firmen für landwirtschaftliche Geräte denken, daß es zwei Arten von Farmern gibt: solche, die einen Pflug erfunden haben, und solche, die es bald tun werden. Die Erfindung des Generals war eine kombinierte Pflug- und Sämaschine. Der Samen befand sich in einer gelochten Drehtrommel, die hinter dem Pflug herrollte, wobei die Samenkörner durch die Löcher geschüttelt wurden wie Pfeffer aus dem Streuer. Zuerst hatte die Erfindung noch manchen „Haken“, aber der Pflüger Washington feilte geduldig einen nach dem anderen

ab. Er fand, daß man die Trommel nicht zu voll machen durfte, sonst verstopften sich die Löcher. Außerdem entdeckte er, daß die Samenkörner sich nicht so leicht einklemmten, wenn die Löcher trichterförmig gebohrt waren, mit der größeren Öffnung nach außen. Um zu verhindern, daß der Samen aus allen Löchern zugleich herausgeschüttelt wurde, brachte er um die Trommel herum einen Lederstreifen an, dessen Löcher denen der Trommel genau entsprachen; so wurden alle Löcher außer denen in Bodennähe blockiert. Dieser Streifen verursachte eine Menge Verdruß. Er zog sich zusammen und dehnte sich aus, je nach dem Wetter, und Washington mußte noch eine Vorrichtung anbringen, um ihn zu straffen oder zu lockern. Aber der Vater seines Landes war zufrieden mit der selbsterfundenen Drillmaschine, und sie muß sich bewährt haben, sonst hätte er sie nicht weiter benutzt.

Auch als Viehzüchter ging der General, wie überall, einerseits methodisch, andererseits experimentell vor. Seine Schafe waren zu Anfang minderwertig — mager, mit spärlichem, kurzem Fell —, aber er führte einen englischen Widder für 60 Mutterschafe ein sowie eine Herde fetter Bakewellschafe. Auf diese Art verbesserte er seine Wolle und sein Hammelfleisch, bis der stolze Tag kam, wo er einen Ballen Tuch aus heimischer Faser weben lassen konnte.

In den Tagebüchern des Generals waren Zugpferde, wie die schweren Percherons zum Beispiel, nicht erwähnt; wahrscheinlich, weil es damals in Virginia noch keine gab. Die schwere Arbeit wurde von mageren Arbeitsochsen oder von Pferden, die als Reit- und Kutschpferde unbrauchbar waren, verrichtet. Aber der wißbegierige Mr. Washington hatte von den berühmten spanischen Burros gehört, und er wandte sich an den amerikanischen Botschafter in Madrid mit der Bitte, ihm je zwei „Jacks“ und „Jennies“, männliche und weibliche Tiere, zu verschaffen. Seinerzeit war die Ausfuhr von Maultieren aus Spanien gesetzlich verboten. Aber der spanische König machte bei diesem vornehmen Ausländer eine Ausnahme, und schließlich wurden ihm die Tiere übersandt, wenn auch unterwegs eines starb. So wurde Washington der erste Mann, der in der amerikanischen Landwirtschaft Maultiere einfuhrte, die überall im Lande als achtetes Weltwunder ausgestellt wurden.

Zu Washingtons Zeiten gab es nur Pfahlzäune, keine Drahtzäune, und, als besonderes Steckenpferd des Herrn auf Mount Vernon, Hecken und Hürden. Auch in seine Viehweiden brachte er dadurch System und teilte zur Erzielung einer gleichmäßigen Düngung sein Vieh in kleine Gruppen ein.

Die Düngung lag ihm so am Herzen, daß er auf sie ebensoviel Mühe verwandte wie auf einen Feldzug gegen General Howen oder

seine Antrittsrede als Präsident. Eine seiner Lieblingsfarmen nannte er „Muddy-Hole“ (Schlammgrube); dort holte er Jahr für Jahr den Schlamm wieder zusammen, der in ihre Niederungen geschwemmt worden war, und brachte ihn dorthin zurück, wo das Wasser ihn gestohlen hatte. Das war, wie jeder Farmer bestätigen kann, ein teurer Weg zur Bodenverbesserung; wie jedoch sein Gast Noah Webster berichtete, hat er gar oft sein Glas erhoben und es „auf den Schlamm“ geleert. Eine Zeitlang studierte er eingehend die Wirkungen aller Düngemittel, die ihm an Ort und Stelle zur Verfügung standen. Er probierte Pferdedünger, Kuhdünger, Schafmist, Laubmodder, Schlamm, Mergel und verschiedene Erdsorten auf seinen Versuchsgrundstücken für Weizen, Gerste und Hafer. Er verwendete große Sorgfalt darauf, daß alle Äcker gleichen Bedingungen unterlagen, damit er die Wirkung der verschiedenen Düngung vergleichen konnte. Und er fand, daß sämtliche Fruchtarten am besten auf Schafdünger und einfachen schwarzen Modder reagierten.

Hat auch Washington in seiner Jugend keinen Kirschbaum gründlich ausgeschnitten, so hat er doch in seinen alten Tagen viele Kirschen geerntet. Er war ein begeisterter Züchter aller herkömmlichen Obstbaumarten, und er interessierte sich sehr für die Früchte der amerikanischen Wildnis. Der große französische Botaniker André Michaux brachte Washington die Pecannuß aus ihrer Heimat Illinois, und so baute Washington als erster die feinste amerikanische Nußsorte an. Drei der von ihm selbst angepflanzten Nußbäume stehen noch, und auch dreizehn Stechpalmen, ein Maulbeerbaum, vier Roßkastanien, vier Ulmen, zwei Linden, zwei Kaffeeebäume, drei Magnolien, drei alte Buchsbäume, sieben Eschen und zwei Buchen. Viele der Bäume, die er pflanzte, hegte und liebte, sind jetzt verschwunden. Auch Scheunen sind verschwunden, und von der Mühle, wo „G. Washington“ sein feines Mehl mahlte, steht auch jetzt fast nichts mehr. Einige Farmen wurden von dem Mount-Vernon-Besitz abgetrennt, und von denen, die zur Gedenkstätte des Volkes gehören, ist keine bewirtschaftet. Die ehrfurchtsvollen Wächter von Mount Vernon bemühen sich heute in erster Linie um das Haus und die Rasenflächen, die Buchsbaumhecken und Irrgärten, die Blumengärten und Bäume.

Aber etwas wird niemals vergehen. Das ist George Washington selbst. Er scheint noch immer über seine Felder zu gehen oder am taufrischen Morgen darüber zu reiten, er, der sein Land so leidenschaftlich liebte, der keinen seiner vielen Titel so hoch achtete wie den des Farmers und der diesen Beruf zu einer praktischen Wissenschaft und lebendigen Kunst erhoben hat.

Donald Culroß Peattie (1946)

Schnitterrast an der einsamen Eiche

Septembernachmittag. Sommerheiß.
Tiefstille überspinnt die Koppeln.
Des mächtigen Baumes Schattenkreis
liegt schwarz, wie Fleck, auf weißen Stoppeln.

Der Schnitter bringt den müden Leib
der Eiche kühlen Dämmerungen.
Vom Dorfe brachte ihm sein Weib
das Mittagessen und den Jungen.

Vom Vater sieht der Baum den Sohn
und Glied auf Glied die Kette schmieden
und hört, wie lange Jahre schon
der Sense immer gleichen Frieden.

Detlev v. Liliencron

Mittagsstunde im Dorf

„Häst hört, Hannes, de Verwalder hätt all'n Stücker fievmal up uns
fläut. Dat 's Middag, Jung!“

Hannes zieht seine Pflugleine an und sieht sich um.

„Kirls, künnt Jü denn avslut ni mehr hören?“ Und wieder der langgezogene Pfiff, der in der Dienstsprache „Utspannen“ bedeutet. Aber mitten „up dat Stück“ darf beileibe nicht ausgespannt werden. Erst heißt es umkehren und auf der anderen Seite wieder bis zur Fußwende hinabpflügen. Es ist, als ob auch die Pferde wissen, woran sie sind; in bedeutend schnellerer Gangart legen sie die hundert Schritte bis zum Knick zurück, wo die Lenker der übrigen Gespanne sich schon eine Zeitlang mit plötzlich notwendig gewordenen Arbeiten beschäftigt haben, um, wenn das Zauberwort „Middag“ ertönt, gleich bereit zum Ausspannen zu sein. Detlev Nielsen steht am Zaun, schneidet sich grüne Zweige von den Haselbüschen, die beim Brachepflügen als Merkzeichen eingesteckt werden, wo der Pflug auf einen Stein gestoßen ist, damit er ausgegraben und fortgeschafft werden kann. Fritz Wichmann kratzt noch immer an seiner Pflugschar herum, trotzdem sie bereits spiegelblank ohne Erdballen und Wurzelfasern blitzt, und dem Willem Andrees, dem der Beiname „Tüderbux“ wundervoll zu Gesicht steht, ist es urplötzlich eingefallen, daß er eigentlich den ganzen Vormittag mit viel zu langen Strängen gepflügt hat, und nun probiert er hin und her, sie abwechselnd zu kurz oder zu lang machend.



F. Boehle

Bauernpaar nach der Arbeit (1896)

2 9. Schuljahr

„Hop, hop, torüg!“ Alle Pflüge werden rückwärts gezogen. — „Ja, Verwalder, wat ik man seggen wull“, — Willem Andrees hat noch etwas außer Rippen und Speck auf dem Herzen — „min Plogschar is all so stuf, dat ik da nit mehr mit to hüt abend plögen kann. Ok dat Langisen hätt nix mehr öwer!“ — „Kirl, woför häst du dat denn ni güstern abend avschruwt un de Jung mit na de Smäh geven? Wat vun Plog häst du? Nummer fiv? Na, das paßt noch gerade, dat da twee Scharen to sünd. Denn kannst du din losmaken un de annern hüt Namiddag mit herut nehmen. Awers dat Langisen is noch dusend scharp nog!“ —

Mit betrübten Blicken sieht Willem dem Davonreitenden nach. Das hat er nun davon. Denn es dauert seine Zeit, bis er die eingerosteten Schrauben losgedreht und die Schar mit einem Stück Sackband am Siel seines Handpferdes festgebunden hat. Da biegen die anderen schon in das Torloch ein, das auf die Landstraße führt. Ach wat, ik riskier dat! Hü, Lide, Lodde, und mit vieler Anstrengung gelingt es Willem, die Pferde in Trab zu bringen und so die verlorene Zeit nachzuholen. Dabei aber späht er ängstlich umher; denn Trabreiten, wenn es von der Feldarbeit heimgeht, ist ein für allemal streng verboten. „Du büst sach bi de Kunstriders in de Lehr wesen?“ fragt Detlev, der Spötter in der Schar der Knechte, den späten Ankömmling. „Wofür meinst dat?“ — „Herrjeh, ik dach, wenn so 'n Stolderfot Drav riden kann — ut di sülen kannst du dat seker ni hebb'n!“ —

An der Spitze des Zuges reitet Franz Rothe, der Vorknecht. Er und sein Hintermann Magnus Swensen unterhalten sich angelegentlich über ihre Pferde. Jeder entdeckt an denen des anderen alle möglichen Schwächen und Gebrechen. „Mit die Ida is dat rein garnix. De ward to sweten, wenn se nemal um das Stück plögt hätt.“ — „Dat magst du wull seggen! Ik plög ok tweemaal herum“, wendet Rothe den Spieß, „wenn du noch ni mit dat irste Mal ferri büst“. Der andere tut, als habe er die Äußerung seines Gegners gar nicht vernommen und beginnt mit viel Gefühl eine augenblicklich sehr beliebte Melodie zu pfeifen:

„Schönster Schatz, du tust mich Krä-änken,
viel tausendma — a — al in einer Stund . . .“

begleitet Hinnerk in klagenden langgezogenen Tönen. Er weiß, daß er gut singt. Eben tragen die Meiereimädchen die Milchbütten zum Auslüften unter die alte Kastanie und schauen lachend den Reitern zu, wie sie alle miteinander die Pferde in den Teich lenken.

Die durstigen Tiere trinken minutenlang, ohne abzusetzen. Einige stecken die Schnauzen so tief hinein, daß Wasser in die aufgeblähten Nüstern dringt und kleine Blasen an die Oberfläche steigen. „Dammi jo!“ Rothe trocknet sich den Schweiß von der Stirn. „De reine Gewitterluft!“ „Ah, nix da! Det wär mi denn 'ne nette Smeereri, wenn ik morge schall rundeggen. Verqueckt ist de Knüll achter de Au so,

dat dat Eggen ok bi dröge Wetter de reine Swinkram ist", knurrt Detlev. Willem, der sich darauf zu gute tut, „to Sid eben as Fräulein“ reiten zu können, hängt seiner Lieblingsbeschäftigung nach, er starrt mit runden Augen und halboffenem Munde vor sich hin; da plötzlich fängt ein Pferd an, mit den Vorderfüßen im Wasser zu scharren, und hat sich in die Knie gelegt, wobei denn auch der Reiter vom Bad sein redlich Teil abbekommt. Die Heiterkeit hält noch an, als sie längst den Hofplatz hinaufreiten.

Hufklappernd geht es bis vor die Stalltür. Die Knechte springen von den Pferden und lassen sie einzeln in den Stall laufen, wo jedes seinen besonderen Stand zu finden weiß. Ihre Herren folgen ihnen und legen ihnen statt der schweren Zäume die ledernen Krippen-Halfter an. Jedes Pferd erhält zu seinem Häcksel sein bestimmtes Maß Hafer, den der Verwalter so sorgfältig abzuwiegen pflegt, daß es mancher pferdefreundlichen Seele ein vorwurfsvolles „So genau is to genau“ auspreßt.

Und dann, als die Tiere prustend und behaglich mahlend an den Krippe stehen, rüsten sich die Leute durch Instandsetzen ihres äußeren Menschen auch ihrerseits zum Mittagmahl. „Fritz, du büst an de Reeg, dat Water tu'm Waschen to holen!“ Der Angerufene geht willig, den schweren Eimer an der Hofpumpe zu füllen. Beim Torechtmaken jammert Magnus Swensen laut über den zerbrochenen Spiegel, in dessen Scherbe er immer nur einen Bruchteil seines blonden Haarschopfes erspähen kann. In gewaltigen Sätzen jagt er dann den Kameraden nach, die er gerade an der Eßstubentür einholt. „Na, nu lop mi man ni in'n Dutt. Büst wull bang, dat du dat lüttste Part Speck kriegst“, erkundigt sich der angerannte Hinnerk. Heute am Donnerstag gibt es immer Erbsen und Speck, ein Gericht, das von allen sehr geschätzt wird. Erst als der Zeitpunkt eingetreten ist, wo ein Sattwerden nicht mehr so ganz aus dem Bereich der Möglichkeit zu liegen scheint, wird die Unterhaltung lebendiger. Hinnerk wippt mit der Bank, daß sie beinah umschlägt, und ruft dadurch einen allgemeinen Sturm der Entrüstung hervor, der sich in zahlreichen: „Ach Minsch, wat schall dat, kannst uns ni in Freden eten laten“ Luft macht; selbst der alte Kuhhirte gibt mit seiner heiseren Stimme ein unwilliges „Ham, ham, muß ni“ von sich, wobei seine zitternden Hände, einen festen Halt suchend, nach der Tischplatte greifen. Dann beginnt Franz Grothe mit erhobener Stimme Willems Teichgeschichte vorzutragen, etwas abenteuerlicher ausgeschmückt und von anschaulichen Bemerkungen der Dabeigewesenen begleitet.

Der Vorknecht sieht nach der Uhr. „Kinners, des ward so bi lütte Tid.“ Quer über den Hof zum Stall gehend, treffen sie mit dem Postboten zusammen; er bringt die „Eckernförder Zeitung“, die von den Knechten gemeinschaftlich gehalten wird. Rothe als der Meistberechtigte nimmt sie in Empfang, wirft aber noch keinen Blick hinein, ehe die Pferde mit neuem Futter versorgt sind. Dann wird

die Zeitung verteilt — der Vorknecht behält vorläufig das Hauptblatt, die Beilage bekommt Fritz Wichmann, und Detlev wirft sich mit dem Bruchteil eines wundervollen Schauerromans auf sein Bett. Die anderen müssen warten, bis jemand seinen Teil ausgelesen hat. Diese verkürzen sich die Zeit durch schläfriges Duseln in allen möglichen und unmöglichen Stellungen, die sie auf den schmalen Wandbänken einnehmen. Willem liegt am bequemsten. Er hat sich Stroh vor die Vorderfüße seiner Lodde unter deren Krippe gelegt, und er braucht nicht zu fürchten, das dritte Futter zu verschlafen; Lodde ist viel besser als eine Weckuhr. So bleibt es wohl eine Viertelstunde ganz still im Stall; ab und zu rasseln die Halfterketten.

Allmählich stellen sich die Tagelöhner ein, die sich immer in der Stallkammer versammeln, um Weisungen über die ihnen zugeteilten Arbeiten entgegenzunehmen: ein verhängnisvolles Zeichen, daß das Ende der mittäglichen Ruhepause da ist. Eben tritt auch schon der Verwalter in den Stall. Es wird lebendig in der Kammer. Die Knechte treten gemessenen Schritts an die Stände ihrer Gespanne, um die Zäume anzulegen. Pferdehufe klappern, dazwischen „Hopp, hopp“ und „Wille hier, du Racker“. Willem rennt und sucht seinen Beizügel, den Detlev ihm heimlich in die Jackentasche gesteckt hat.

Und dann ziehen sie in langer Reihe hinaus in die Mittagshitze. hinaus in die Feldarbeit.

Helene Voigt-Diederichs

Ein Mohnwunder

Der Windischleuber Abend kommt von Knau
die Birken-Hohle her am Gottes-Acker
ein alter Mann, — und kennt den Weg genau —
und saugt am Pfeifen-Rohr — und schreitet wacker;
im Weidenkorb für jeden Bauernhof
bringt er ein Päckchen Schlaf herausgetragen,
und einen Tod auch für den alten Jof
trägt er im Korbe, sorglich eingeschlagen. —

Der greise Knecht kennt seines Zeigers Stand
und kann doch nicht den rechten Frieden finden,
im Leeren tastet rastlos seine Hand,
als ob dort Sterzen eines Pfluges stünden,
er sucht nach Arbeit, denn es quält ihn sehr,
ob er in siebzig Jahren Säen und Mähen
genug getan an Mühen und Beschwer,
um vor dem Bauern-Gotte zu bestehen.

Da knarrt das Straßen-Tor . . . da fragt's im Hof . . .
da tappt's die Treppe her mit fremden Schritten . . .
Ein alter Mann tritt ein: „Gunabend, Jof,
ich hab' dir ein paar Mohne abgeschnitten,
denn jedem Tropfen Schweiß, der niederfloß
von deiner Stirn auf deines Bauern Erde,
heut abend dunkelrot ein Mohn entsproß,
damit dir jetzt der Heimweg leichter werde!“

Den Heimweg kennt der alte Knecht genau!
Mühselig wankt er an des andern Seite,
und wo die Birken-Hohle führt nach Knau
steigt er zum Friedhof, jenem im Geleite.
Der alte Jof hält manchmal keuchend an,
doch trotz der Müdigkeit in Kreuz und Lende
trägt er den Achtel-Korb dem fremden Mann,
denn was ein Knecht ist, braucht was in die Hände.

Nun schaut er um, — da ist sein Tagewerk,
das ärmliche, in Wundern aufgesprossen,
tiefrot blüht hin der Weg nach Gerstenberg,
auf alle Felder ist's wie Blut gegossen,
und rot die Wiesen bis zum Pleißen-Lauf, —
da ist sein Herz von Sorgenqual genesen,
hoch hebt der alte Knecht die Hände auf:
„Es sind der Tropfen Schweiß genug gewesen!“

Börries v. Münchhausen

Bäuerliche Erinnerungen des Heimatdichters

Timm Kröger aus Haale bei Rendsburg

Links an der Straße begrüßte die Reisenden ein in Grün und Blüten halb vergrabenes Anwesen, das durch Durchfahrt und Futterkrippen als Wirtshaus gekennzeichnet war. Das Leitpferd des rasch heranrollenden Fuhrwerks hieß Lisch und war eine braune, verständige, würdige Matrone, ein erfahrenes Rößlein. Erfahrene Rößlein unterdrücken bei dem Anblick von Futterkrippen selten den Versuch, Stimmung für einen Imbiß zu erwecken. So bog auch Lisch kühn nach links, die Bemühungen und Zurufe eines blonden Jungen, der auf ihrem Rücken die ersten Reitübungen machte und mit dem Wirtshausbesuch nicht einverstanden war, zwar gut- und gleichmütig, aber mit gründlicher Nichtachtung entgegennehmend. Es war ein Glück, daß der Wagenlenker aus seinen Träumen von Superphosphat und Thomas-schlacke aufgerüttelt wurde. Ein kurzes Anziehen des rechten

Zügels, ein halb warnender, halb strafender Peitschenhieb führte Mutter Lisch auf den Weg der Tugend, diesmal die breite Chaussee, sanft zurück.

„Du schullst di wat schamen“, strafpredigte Karsten das Leitpferd an; „von Lotte will ick nix seggen, de is jung und jiddig; aber du büst in vernünftigen Jahren. Schamn schust die wat, weest dat!“

In dem Gefährt saß eine Rechtsanwaltsfamilie aus Elmshorn; Karsten, der Großknecht des älteren Bruders, der den väterlichen Hof geerbt hatte, holte sie vom nächsten Bahnhof ab. Die Pferde hatten jetzt an der Fahrt ebensoviel Vergnügen wie die Reisenden, und die Frische der Jugend teilte sich von Lotte den alten Gliedern der Lisch mit. Sie bißen sich neckend in die Mähnen, schüttelten schäumend das Gebiß, und weiter und weiter ging es, mit rüstigem Aufschlag der Hufe auf den Granit der Heerstraße. Auf den dichtbewachsenen Knickwellen des nordischen Flachlandes flogen rechts und flogen links dunkel belaubte Erlen, schillernde Silberpappeln, nickende Haselsträucher und starre Stechpalmen, auch licht rosa angehauchte Heckenrosen vorüber.

„Sie spielen Greifen“, klang es vom Pferde her. Und in der Tat, erinnerte nicht auch die Flucht der Landschaft mit ihren im Hintergrund auftauchenden und wieder hinter Eichen verschwindenden Höfen an Greifen und Verstecken? Die junge Frau lächelte ihrem Knaben zu. Mutterfreude warf Sonnenschein über ihr Gesicht; in stürmischer Zärtlichkeit drückte der Gatte einen Kuß auf ihre Hand. Da drehte sich Karsten vom Bock um. Er hatte auf die Dungkraft der blühenden Lupinen, woraus Bienengesumm mit dem Gesang des ächzenden und knarrenden Riemenzeugs sich mischte, reden wollen; aber der Handkuß machte ihn sprachlos. „Ne, son Stadtlüd! He dud sin Fru op de Hänn. Wat schall dat, un wat heet dat?“, räsionierte er in sich hinein. Und damit bog er in die weite Heide ein, wo sein Wagen nunmehr im weichen Sande mahlte und die Insassen wiegte.

Die Heide bedeckte altes, knorriges und verkrüppeltes junges Eichen-
gestrüpp. Von Westen schickte die salzige Meerflut kühlenden Wind, und nach dort wendeten mächtige Hünengräber ihre rätselhafte Stirn. „Immer langsam voran!“ knarrten die Räder und Achsen zur Verzweiflung des ungeduldigen Knaben, der inzwischen auf dem Kutschersitz neben Karsten Platz genommen hatte und von ihm wissen wollte, wieviel Pferde und Kühe der Ohm habe und noch viel anderes mehr. Und immer noch Heide und kein Ende! Da wuchs ein Hügel aus der Ebene auf, der Rest eines unförmlichen mit Eichen bestandenen Ringwalls, zu einer breiten Geländewelle gehörig, die von dem unterirdischen Erdbeben beim Formen dieses Landstrichs aus dem Urschlamm gehoben war, vielleicht die mäßige Kraftprobe eines ungefügigen Riesen. Karsten hielt oben an, und sein Peitschenstiel

fuhr nach rechts und zitterte wie die Magnetnadel um einen am Horizont auftauchenden dunklen Punkt: Das sei der zum Hofe seines Bauern gehörige Wald; der im Talgrund an den Wiesen belegene Ort sei nicht sichtbar, höchstens der Kirchturm, doch blieben seine weitläufigen Versuche, ihn im Gesichtsfeld festzustellen, ohne rechtes Ergebnis. Dafür entdeckte der heimkehrende Feriengast die Stelle, wo der Überlieferung nach die Burg der Ritter „vom Keller“ gestanden haben soll; bis dorthin hatte die lärmende Dorfjugend einst im tosenden Räuberspiel getobt; hier hatte er selbst als ein träumerischer Knabe auf weiten einsamen Streifzügen Rast gehalten, um die heimlich aus der Leihbibliothek des nächsten Städtchens geholte Beute ungestört zu genießen. Hier war die schaurig-schöne Geschichte vom Räuberhauptmann Eugen von Waldenhorst, „dem lebendig Begrabenen“ unter der Weste hervorgezogen worden. Sein Sprößling auf dem Kutschbock spitzte die Ohren . . .

Nun fuhren sie durch ein Dorf. Da zeigte er seiner Frau die Diele, die in ihrem Schmuck zur „Gildefeier“ noch deutlich vor ihm stand: die Kuhkrippen und Pferderaufen auf der einen Seite waren mit Fähnchen, die drei anderen Wände in Hufeisenform mit einer Reihe tanzfreudiger junger Mädchen besetzt gewesen. In dem Gemisch von Wohl- und Stallgeruch und Zigarrendampf hatte sein Herz zum erstenmal schneller geklopft im Anblick eines Mädchens, dessen ährengelber Faltenrock sich leicht durch das dichte Getümmel der Paare wand. Zwischen diesem Dorf und dem seinen erkannte er auch die einsamen windzerzausten Kiefern wieder, in deren Nähe er am folgenden Morgen den weichen Acker gepflügt hatte, Musik und trunkenen Gesang im Ohr, in der Brust ein sehnsüchtiges und doch so fröhliches Herz . . .

Nunmehr lagen Dorf und Kirche von Haale vor den Reisenden. Der Wagen hielt vor dem väterlichen Hof; der Bruder trat zur Bewillkommnung heraus. Hier hatte auch Timm bis zu seinem 19. Lebensjahr als Bauernbursch gelebt und mitgearbeitet, ehe er — auffällig spät — mit den Vorbereitungen zu einem Studium begann.

„Ein Kreuzbau war's und strohgedeckt,
so lag's auf roter Heide,
die große Tür, die kleine Tür
von grünem Anstrich beide.“

Von dichten Bäumen beschattet; eine Ulme und eine Linde sind die ältesten und größten, allbekannte Wahrzeichen der Gegend! Von der Anhöhe hier umfaßt das Auge weite Ebenen; halbinselartig wird die Ackerfläche vom Waldgehege her mit ihren Knicken und Verhauen gegen Wiese und Moor vorgeschoben. Die Höfe für sich gelegen, meist stolz abgesondert; daher haben ihre Bewohner auch etwas Scharfkantiges, Selbstzufriedenes, vielleicht sogar etwas zu viel davon, „Leute eigener Art“.

Beim ersten Rundgang im Gehöft, gleich am Nachmittag des Ankunftstages, verweilte man am längsten beim „Kuhkönig“ Henn, dem ältesten Zubehör im Hause. Er war ein schon in sich zusammenschrumpfender Greis, aber er kannte seine klirrende Herde aus dem Herzensgrunde, redete ganze Abhandlungen über die Charaktereigentümlichkeiten von Hartkopp und Wittfott, von Steilhörn und Gaffelhörn, erzählte von Hosea und Hiskias, die einst eine seltsame Vorliebe gehabt, in der Nachbarschaft der Zieglerwiese bei den schilfverwachsenen Moorkuhlen am aufgestapelten Torf zu fressen, so daß Timm als der Jüngste in der Familie sie oft hatte hüten müssen; er höre es noch wie heute, so sagte der alte Henn, wie eines Tages der „Herre“ geschimpft habe: Jung, du liegst hier und hängst wieder deinen Gedanken nach, und Hiskias hat unterdes all die Torfdiemen umgeschmissen! Weißt du, was du bist? Ein Faulpelz bist! — Vor dem Stand des mit Ketten wohlverwahrten Bullen entspann sich eine Unterhaltung zwischen dem Alten und dem Elmshorner Stadtkinde, das wissen wollte, wieviel tausend Pfund der ziehe, ob der eine Hauswand einrennen könne, wer ihn im Nasenring zu halten vermöge — Gespräche, die ihr Gegenstand mit finsterer, gerunzelter Stirn anhörte. Es war Futterstunde; das Vorgericht — ein köstlich duftendes Heu — war schon verzehrt; jetzt rollten die mit Wasser und Rapsbrei gefüllten Räderkrippen vorüber, damit den werten Kostgängern der kühle Trunk nicht fehlte. Dann folgte die Hauptschüssel: gebrühter Hafer und gedämpfte Kleie, später wieder eine frische Lage Heu, und als Schluß des ansehnlichen Speisezettels: eine saubere Schütte Roggenstroh. Inzwischen stiegen Vater und Sohn zum Heuboden empor; Käuze schwebten dort ihren geräuschlosen Flug; aus dunkel brauendem Spalt an der Dachschrägung funkelten die Augen des Haustigers, der hier sein nützliches Räuberhandwerk trieb. Da, da! — ein kleiner, ruschelnder Schritt, ein Grümmeln und Murmeln. Eine gespenstische Rotkappe stieg von dem Kuhhaus her, im Selbstgespräch verloren, langsam über die aufgerollten Heuwülste . . . War es der Hausgeist, von dem Henn erzählt hatte, daß er ihm jeden Mittag sein Süppchen auf die Hilgen stellte, oder? . . .

An einem der nächsten Tage wanderten Vater und Sohn am Dorfteich vorbei, wo vom Reißmesser hartgeprüfte Weidenstümpfe immer wieder Schößlinge treiben, gut für Flöten und Wünschelruten, durch weite Waldgehege bis zur Sägemühle. Sie gehörte jetzt Hein Wieck, der früher als Kuhjunge auf dem Krögerschen Hof gedient, dann Zimmermann gelernt hatte und jetzt den willkommenen Gästen stolz sein Haus und sein Geschäft zeigte. Er ging im Maschinenraum unter lärmenden Rädern mit demselben Hochgefühl einher wie einstmals sein früherer Meister Henn im Kuhhaus. Beim Erklären der technischen Vorgänge ruhte seine Hand mit Liebe bald auf diesem, bald auf jenem Gestänge. Im Sägehaus lag ein trotziger, eigentümlich gebogener Stamm auf dem Bock. „Hein, der sieht ja beinah wie die Krumme Eiche aus an dem Knoten- und Kampfpunkt unserer Schulwege.“ — „Ist sie auch und soll nun zersägt

werden." — „Was Hein? Die Krumme, um die du dich einst mit Georg Bünz geprügelt hast, weil er sie einen überflüssigen Krüppel gescholten hatte?" — „Ja, was war da zu machen! Die Wegeverwaltung und die Bahngesellschaft waren übereingekommen, daß sie Platz machen müsse. Da habe ich sie neulich gekauft. Die hohen Herren haben sie mir nach Kubikmetern berechnet, einen Stamm dieser Biegung, geeignet für Wasserturbinen wie kaum ein zweiter, nach Kubikmetern! Ich verzog bei dem Handel keine Miene, aber in mein Hauptbuch hinein hab' ich kräftig gelacht." Nun schlug die Stunde der „Krummen". Mit schreiender Klage setzte es ein, aber mehr und mehr klang es in ein ergebenes Dulderlied über, solange die Maschine in dem weißen Fluß der Holzfasern arbeitete. Wo aber die Liebe zum Leben in verborgenen Knästen oder Knorren verdichtet war, schrillte es in schmerzhafter Empörung auf. Die Stahlzähne fraßen über diesen Protest unerbittlich hinweg . . .

An einem regnerischen Sonntag hatte der Knabe vor Langeweile in einem verstaubten Winkel des weitläufigen Gehöfts eine Ziehharmonika aufgestöbert. Wie kaum ein anderes Instrument verleiten ihre Töne die Erinnerung zu Spaziergängen; so erzählten ihm Onkel und Vater von dem ehemaligen Besitzer der Ziehharmonika, dem Knecht Hinnerk Butenschön. Der Jüngste im Hause war dazumal des gutmütigen Mannes besonderer Liebling gewesen; er spielte nur sonntags und nur, wenn Timm bettelte: „Hinnerk, speel mal!" Dann setzte er sich auf den Rand seiner Truhe und begann. Eigentlich hätte er die Bälge von Pappe und Leder und die blanken Klappen gar nicht nötig gehabt; er konnte wie eine Katze, wie ein Katzen trio, ja wie ein Katerduett „schreegen"; er konnte auch Waldhorn blasen, ohne Instrument, nur mit den Lippen; wie oft „blies" er „Steh ich in finstrer Mitternacht", wenn er auf dem Wischhof die Rieselgräben löste! Er ist im Dänischen Krieg bei Idstedt geblieben. Von ihm kam man an diesem geschwätzigen Abend auf Ohm Hans, den Dorfschneider, der so voller Geschichten saß, daß seine Lippen, auch wenn er schwieg, wie geschürzt erschienen waren, just als wenn sie jeden Augenblick Döntjes loslassen wollten. „Halb hatte uns schon der Traum, halb waren wir noch dabei bei den lustigen Geschichten unseres Ohms", sagte der ältere Bruder, der jetzige Besitzer des Hofes. Und sein Neffe erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß man damals in Wandbetten schlief, die in das Zimmer eingebaut und nach der Stube mit Schiebetüren versehen waren. „Plauderten die Großen am Ofen länger als sonst, wir Kinder krochen ins Wandbett; so waren wir unsichtbar und doch zugegen", fuhr der Erzähler fort, „und konnten uns im Schlitz", ergänzte ihn der jüngere Bruder, „die Weltfreude nach unserem Gefallen zumessen, zwei, drei oder vier Handbreit, wie wir wollten" . . .

Am letzten Ferientag stieg der Rechtsanwalt Timm Kröger allein zu dem Scheunenfirst hinauf, dem Lieblingsplatz in seiner Knabenzeit. Da hatte er oft seine Augen und Gedanken durch das

Eulenloch weit hinausschicken können nach Westen, tief nach Dithmarschen hinein, über die Holländermühle in Wrom der Nordsee zu. Ihm zuliebe hatte der Bruder inzwischen ein Türmchen mit Plattform dort aufsetzen lassen. Von hier aus wollte der Gast heute von seiner Landschaft still Abschied nehmen. Im Anblick des malerischen, ihm so lieb gewordenen Bildes erinnerte er sich plötzlich seines alten Lehrers hier im Dorf. „Ich habe eine Ahnung, daß du hier nicht bleiben wirst, dazu bist du zu apart“, hatte er öfter zu ihm gesagt. Und der Abschied? — er war eigentlich ein Zufall gewesen. Timm war mit der Hacke über der Schulter zum Beckmannvotshorst gegangen, wo er die Maulwurfshügel auf den Wiesen einebnen sollte. Da hatte ihn unterwegs unter Bekassinengesang und Kiebitzgeschrei der greise Schulmeister angerufen: „Gut, daß wir uns noch treffen. Morgen ist Umzug, du weißt ja, daß ich meine Ruhejahre bei Verwandten in der Stadt verleben soll.“ Eine Weile hatte er darauf geschwiegen, dann beide Hände auf die schmalen Schultern des aufgeschossenen Knaben gelegt und ihm die Abschiedsworte mitgegeben: „Wo du auch hinkommen magst später im Leben, Timm, vergiß die Heimat nicht! Sie kann sich mit vielem auf der Erde messen, was mehr gerühmt wird als diese schlichte Gegend. Nimm sie hin, ganz hin in dein Herz!“

*

Timm hat dies Testament beherzigt. In Elmshorn und nachher in Kiel hat er in seinen Mußestunden Geschichten über Geschichten geschrieben und veröffentlicht; jede einzelne hat dem Dichter zugerufen, wie es einst der Schneider Hans-Ohm erlebt hatte: „Lat mi rut! Lat mi rut!“ 6 Bände sind's geworden; und in ihnen hat er die Schicksale der Menschen seiner Gegend, in die ihn seine Gerichtspraxis nebenbei erschütternde Blicke hatte tun lassen, dargestellt und vor allem die Erlebnisse, Sitten und Charaktere des heimatlichen Bauerntums. Und so ist er auch wirklich „etwas Apartes“, etwas Besonderes geworden, ein anerkannter Vertreter der Heimatdichtung, als deren Merkmal er selbst einmal bezeichnet hat: Gebundenheit an eine bestimmte Landschaft mit Unterstreichung der Eigenart ihrer Natur und ihrer Menschen.

Es ist bezeichnend, daß unser Freund Timm Kröger von allen Melodien am meisten die Dreschermelodie geliebt hat; in verschiedenen seiner Erzählungen erklingt sie. So lesen wir in seinen Bildern und Geschichten aus Moor und Heide:

„Klipp-Klapp! Duff-Duff! Wie kräftig das klingt, drollig lustig und drollig wehmütig! Ich wiege im Weitergehen mein greises Haupt nach der urwüchsigen Melodie der Arbeit, im Geiste sehe ich der Dreschergruppe scharf umrissenes Bild.

Klipp-Klapp! Duff-Duff!

Wenn das erste Paar anschlägt: sanft hell und leicht auf strotzende Ährenköpfe (zu wuchtige Schläge zermalmen die Körner), genügt der Stoß des elastischen Handgelenks, die Werkzeuge kreisen nicht höher

als die Hilgen der seitwärts belegenen Pferdeställe. Wie anders, wenn der Drescher im vollen Stroh arbeitet und das Werkzeug unter dem Druck der hoherhobenen Arme auf der Garben Mitte niederwuchtet! Der keulenartige Flegel stürmt hinauf bis zur Bodendecke der Tenne, verharret dort einen Augenblick wie ein aufblitzender Gedanke, dann reißt ihn des Armes Nerv in die Tiefe. Und gierig blinkt im Sprung das weiße Eschenholz. Der Dreschflegel ist ein feines Instrument. Er offenbart die Persönlichkeit dessen, der ihn schwingt. Da gleicht kein Schlag dem anderen; es ist wie ein Streitgespräch mit Behaupten, Verneinen, Bestimmen, Widerlegen, Einschränken, Erweitern, ein vollendeter Zusammenklang im scheinbaren Wirrwarr. Das alles fühlt freilich nur der Kenner ganz, der selbst im Chor der Drescher mitgespielt hat.

Freilich, der Wandel der Zeit gestattet kaum noch ein Nachfühlen dieser Urmelodie. Denn jetzt summt in jedem Herbst, sobald der Wind über die Stoppeln weht, vor den Bauernhöfen die Dreschmaschine."

Lied der Dreschmaschine

Die Dreschmaschine brummt und summt und klingt
und singt ins Land hinein:

Aus dunkelweitem Scheunentor
steigt grauer Sommerstaub hervor.
Der Himmel kennt die Sonne nicht,
Septembertag hat fahlen Schein . . .

Die Dreschmaschine summt und brummt im kalten
Nebellicht.

Die Dreschmaschine schüttert dumpf und schüttet
tausend Körner aus.

Zum neuen Leben ist erwacht,
was Erntetag zu Tod gebracht,
als Saat fährt wieder es feldein
ins nebelfeuchte Land hinaus.

Die Dreschmaschine klingt und singt im trüben
Abendschein.

Die Dreschmaschine stampft und stöhnt und summt
dazu den dumpfen Sang:

Wie viele Körner mahlt die Not
des Alltags tot zu Mehl und Brot!
Wie wenige gehen aus dieser Zeit
zur Ewigkeit den stolzen Gang

aus tausend Keimen hoffnungsvoll — wie wenige
gehn zur Ewigkeit!

Börries v. Münchhausen

Der Mensch verglichen mit der schönen Natur

Herr Arner hatte unter die Armen seines Dorfes Bonnal, das aus seiner wirtschaftlichen und menschlichen Verkommenheit nach schwerer Kriegszeit zu retten ihm besonders am Herzen lag, prächtige Zuchtziegen verteilt. Nun warf Herr Arner noch einen Blick auf das Volk, das jetzt von ihm wegging. Es erquickte ihn, daß die Armen und Kinder sich zu ihm drängten, aber es tat ihm auch weh, daß die Reichen taten, als wenn sie ihn nicht sähen, so nahe sie auch an ihm vorbeigingen. Sein Söhnchen Karl machte ihn ihre Unart vergessen. Er stand, ein Bäumchen auf der Achsel, die Beine wie ein Bauernbub verspreizend, vor ihm und sagte:

„Du, Papa! Die anderen Ätti setzen morgen alle ihren Buben die Bäume, die du ihnen neulich geschenkt hast, willst du mir meinen auch setzen?“

„Ja freilich“, sagte Herr Arner.

„Aber kannst du es auch?“ fragte der Bub. — Und: „Ich will's probieren“, sagte der Vater.

„Siehst du, man muß ein Loch in den Boden machen, aber ein großes und tiefes, und Dung dreintun, aber faulen, alten, der nicht brennt, und dann erst den Baum darauf, nicht zu tief, und die Grasmatten, die man dazu legt, muß man umkehren, daß sie nicht anwachsen . . .“

„Wer hat dir das alles gesagt?“

„Die Buben reden jetzt nichts als vom Baumsetzen!“

Nun sah Herr Arner noch eine Weile staunend still auf Tal und Bach und sagte zum blessierten Leutnant, dem zukünftigen Schulmeister des Dorfes: „Es ist mir jetzt, als ob ich die Arbeit, die wir hier anfangen, auch so mit dem Bach von Bonnal weg fortrinnen lasse, von einem Dorf ins andere, bis an den Turm dort an den blauen Bergen, wo gottlob meine Sorgen und meine Pflichten enden. Die Itte glänzt da nur noch wie ein dünner Silberfaden und verliert sich im Vorhang der Berge. Das ist der letzte Ort meines Tals“ — und er setzte mit einer Art von Wehmut hinzu — „erleb ich's noch, daß wir mit unserer Arbeit bis zu jenem Orte kommen?“

„Es geht vielleicht nicht so lang, wie Sie sich vorstellen“, sagte der ehemalige Leutnant.

„Ach, die Menschen sind so häßlich, und was man auch mit ihnen macht, so bringt man's nicht dahin, daß sie auch nur sind, wie dieses Tal“, sagte Herr Arner. Der Anblick des Tals und des Sonnenuntergangs war aber auch herrlich. Und ein Hirtenbub trieb unter dem Felsen, auf dem die beiden standen, seine Ziegen vor sich her. Er stand zu ihren Füßen still und sah gegen die Sonne hin, lehnte sich auf seinen Hirtenstock und sang ein Abendlied. — Er war die

Schönheit selber —, und Berg und Tal, die Itte und die Sonne verschwanden vor ihren Augen! Sie sahen jetzt nur den Jüngling, der in Lumpen gehüllt vor ihnen stand, und Arner sagte: „Ich hatte unrecht, die Schönheit des Menschen ist die größte Schönheit der Erde.“

Johann Heinrich Pestalozzi

Vom Kiesel

Du gehst, ein waffenloser Mann,
zur Nacht durch den verrufenen Tann,
in dem zuweilen ein Mord geschah.
Da steckst du einen Kiesel ein,
um nicht so wehrlos mehr zu sein.

Gehst weiter — und hast nicht mehr Ruh
und fühlst, ein Feind geht auf dich zu.
Gefahr in allen Büschen steckt.
Dein Kiesel hat den Feind erweckt.

Da wirfst du deinen Kiesel weit
und bist vor Angst und Feind gefeit
und gehst, ein arglos stummer Mann,
nachts furchtlos durch den Mördertann.

Wilhelm Szabo

Die Wälder rauschen . . .

Als echter Försterjunge hatte ich schon mit acht Jahren zu schießen begonnen, und eine strenge Ausbildung hatte mich in allen Dingen der Jagd früh dahin gebracht, daß mein Vater auf diese meine Fähigkeiten wahrscheinlich stolzer war als auf die guten Schulzeugnisse, die ich in den Ferien nach Hause brachte. Damals konnte ich auf hundertfünfzig Meter einen Haubentaucher mit der Kugel schießen, konnte Wildenten, Sperber und Tauben aus dem Fluge herunterholen, und noch viel später, als ich in Frankreich die Scharfschützen der Division mit dem Zielfernrohr ausbildete, stand neben mir nicht die Gestalt irgendeines Kommandeurs, sondern die meines Vaters, der Lob und Tadel still, aber mit unvergeßlicher Wirkung austeilte.

Als ich, dreizehn Jahre alt, aus der Stadt zu den Sommerferien nach Hause kam, hatten wir einen neuen Forstaufseher bekommen, und er empfing uns, meinen Bruder und mich, mit den Worten: „Ich weiß einen Schreiadlerhorst, und einer von euch darf einen Adler schießen.“ Es gab genug Wunder in unsern Wäldern, aber es dauerte eine Weile, bis wir dieses Wunder begriffen. Wir sahen einander an, mein Bruder und ich, und in diesem Blick fühlten wir, daß Böses und Schmerzliches unter diesem Wunder lag: einer von uns mußte verzichten. Keiner würde es freiwillig tun, denn für einen Adler würden wir unsere Seligkeit verkauft haben. Wir sprachen nicht miteinander, aber mit jedem Blick wußten wir, was der andere dachte.

Am zweiten Tag mußten wir losen. Mit Grashalmen, wie sich das im Walde gehörte. Und ich verlor. Ich starrte auf meinen Halm und dann auf den meines Bruders: es war kein Zweifel, daß ich verloren hatte. Es war selbstverständlich, daß ich weinte. Und heute, wenn ich die fünfunddreißig Jahre zurückblicke, ist es mir auch selbstverständlich, daß ich mich gegen mein Schicksal auflehnte. Ich wußte damals nicht, daß jedes Schicksal gut ist. Ich saß auf meinen Lieblingsplätzen in den Wäldern und grübelte. Drei Tage lang. Und am vierten nahm ich einen großen weißen Bogen aus dem Schreibtisch meines Vaters und schrieb: „Ich verspreche und gelobe bei meiner heiligen Ehre...“ So fing es an. Und dann folgte die Liste aller Dinge, Besitztümer, Privilegien und Gerechtsame, die ich auf meinen Bruder übertrug, wenn er mir den Adler überließe.

Es waren vier Bogenseiten. So reich ist ein Kind. Von zwei Zauberringen, die ineinanderverschieben und wieder zu lösen waren, bis zu dem unbeschränkten Recht auf die Führung meines gezogenen Teschings, sechs Millimeterkaliber, belgisches Fabrikat, Fleckschuß auf hundert Meter mit der drei Zentimeter langen Winchesterpatrone, fehlte nichts. Ich war ein Bettler nach diesem Vertrag, ein waffenloser Krieger, ein Steinzeitparia. Aber ich würde eine Adlerfeder an der Mütze tragen!

Und mein Bruder verkaufte sein Erstgeburtsrecht. Um mehr als ein Linsengericht, aber er verkaufte es. Ich glaube, daß er es mehr aus Güte tat als aus Lust an meinem Besitz, und ich schämte mich ein wenig. Und dann gingen wir eines Julimorgens los, der Forstaufseher und ich. Um halb vier Uhr, und ich hatte nicht mehr als eine Stunde geschlafen. Es war weiter als eine Meile. Betaute Wälder, über denen die Sonne sich hob und in denen jede Spur und jede Stimme mir vertraut war. Ich trug meines Vaters Doppelflinte und seine Jagdtasche, und mein Herz schlug schon, als ich über die Schwelle unseres Hauses trat. Auch die Eroberung Amerikas kann nicht viel anders gewesen sein. Ein Gang mit dem großen Jäger war nicht leicht. Vieles mußte gewußt werden: jeder Vogelruf, jeder Vogelflug; was es bedeutete, daß die Kiefernzapfen weit geöffnet auf dem Moos

lagen und daß der Tau auf den Spinnweben funkelte; Windrichtung und jede Fährte im Sand; das Alter der Bruchstelle an einem geknickten Zweig und das Alter der Schonung, durch die wir gingen. Es war schwer, aber heute will mir scheinen, als ob ein Mensch in zwei solchen Stunden mehr hätte lernen können als in einem ganzen Jahr der Untertertia.

Der Horst lag an unserem zweiten See, abseits der sumpfigen Ränder, in einer Verborgenheit, die ich noch niemals betreten hatte. Kraniche riefen von den Uferwiesen, Bäume waren übereinandergestürzt, Porstbüsche wucherten, und die Luft war schwer und fremd, die Dschungelluft eines andern Erdteils. Lautlos schleiche ich in der Spur des großen Jägers. Wir hören den Adler schreien und lauschen. Es ist ein anderer Schrei als der des Fischadlers, aber auch er ist klagend, traurig fallend und ergreifend. Der Wald steht wie ein finsternes Gewölbe und fängt den Schrei auf. Seltsam ist alles, wie ein verbotener Weg, ein Einbruch in ein gebanntes Heiligtum.

Aber der Jäger winkt, und der Adlerschrei ist verstummt. Wir stehen unter dem Horst, gedeckt von einem Lindenbusch, unbeweglich, eine halbe Stunde lang. Noch einmal ruft in der Ferne der Adler, und über uns, aus dem riesigen Horst, antwortet die klagende Stimme des Jungen, hoch und ängstlich wie die Stimme eines Rehkitzes. Ein weißer Kopf schiebt sich über den Horstrand, fahl und häßlich wie der Kopf eines Moorgespenstes.

Mahnend hebt der Jäger die Hand. Und dann pflückt er ein junges Lindenblatt, hebt es an die Lippen, und nun ruft es von unten herauf wie ein junger Adler, klagender noch und wie in Not. Meine Augen fliegen durch den rötlich bestrahlten Wald. Mein Herz klopft, und ich sehe Adler überall. „Ruhig“, sagt der Jäger leise. „Ganz . . . ruhig . . . !“

Und dann ist er da. Lautlos. Zuerst ein Schatten, der dunkel und groß über die Wipfel jagt. Und dann er selbst. Die riesigen Schwingen, der herabschießende Leib. Etwas Dunkles fällt in den Horst — eine unerkennbare Beute. Sekundenlang das Bild des Vogels auf einem grauen Eichenast, sich öffnende Schwingen . . . der Ast, der hinter ihm erbebt . . . der Donner des verstörten Schusses . . . Widerhall . . . Schweigen . . . vorbei . . .

Was hilft es, daß der Jäger mich tröstet? Wir gehen zurück. Jeder Schritt ist ein Schritt durch ein Meer von Schande, Schmerz und Verstoßung. Vorbei. Der erste Adler vorbei! Mein Bruder lächelt nicht, aber in der Nacht, in unsrer Oberstube, als er mich leise weinen hört, sagt er ruhig: „Wenn du willst, kannst du noch einmal gehen.“ Er hat sein Erstgeburtsrecht verkauft, aber nun verschenkt er es. Ich weiß, daß er besser ist als ich, und ich liebe ihn sehr. Es ist dunkel, und er kann es ja nicht sehen, und so brauche ich mich nicht so sehr zu schämen.

Zwei Wochen später habe ich den Adler geschossen. Aber es hat mich nicht mehr gefreut. Er starb vor mir auf dem Moos, und die kleinen dreieckigen Federn in seinem Nacken bebten leise in seinem Tod. Es war die erste große Erfahrung meines Lebens: daß der Wunsch, die Sehnsucht besser ist als der Besitz. Ich habe keine Adler mehr geschossen ...

„Die Wälder rauschen ...“ Wieviel müßte gesagt werden, damit diese Überschrift Wahrheit würde, und wie wenig kann ich doch dazu sagen. Und es fällt mir ein, daß es vielleicht besser wäre, statt dessen von meinem Kranich zu erzählen. Und daß aus der Erinnerung an ihn das Bild meines Lebens im Forsthaus klarer sich erhebt als aus allen Überschriften und dem, was man zu ihnen sagen kann.

Ein Waldarbeiter hatte ihn gefangen, am Rande der Moore. Er war nicht höher als meine Hand, als ich ihn bekam, und ebenso groß wie ich, als ich ihn wieder verlor. Er lebte in unserem Garten, und auch im Garten Eden konnten Mensch und Tier nicht zärtlicher zueinander gewesen sein als wir beide. Jeden Morgen und Abend brachte ich ihm kleine Fische vom See, und er nahm seine Speise aus meiner Hand. Wir erwachten, wenn die Sonne aufging, und begrüßten einander, wie zwei sich Liebende einander begrüßen. Scheint nicht der Lauf jener Tage und jener Liebe mir wie der Lauf eines goldenen Rades? Wir legten die Hände spielend in seine Speichen, und leuchtend rollte es vom Aufgang zum Niedergang. Ich rief nach meinem Vogel, und mit ausgebreiteten Schwingen kam er zu meinen Knien. Ich ging vom Hof, und er stand am Zaun und klagte seine Einsamkeit. Ich kam wieder, und seine herrlichen blaugrauen Schwingen schienen mich umarmen zu wollen.

Aber um die Mittagsstunde waren wir der großen Einheit der Wälder am nächsten. Ich lag auf dem Rasen und rief nach ihm. Er kam und blieb zu meinen Füßen stehen. Er spielte mit meinen Schuhen, meinen Knöpfen, meinen Händen. Und dann trat er zwischen meinen linken Arm und meine Brust. Er blickte sich noch einmal um, mit seinen wundervollen Augen, denen nichts entging. Dann ließ er sich in die Knie sinken. Noch einmal hob sich sein schlanker Hals, als liege er auf dem Moor und müsse nach seinen Feinden sehen. Dann legte er sich nieder, so daß sein Leib zwischen meinem Arm und meinem Herzen lag, und verbarg seinen Kopf an meiner Brust. Ein leiser träumender Ton kam unaufhörlich aus seiner Kehle, unsäglich geborgen und glücklich. Meine Hand strich über sein bläuliches Gefieder wie über die Wange eines Kindes. Sein Auge öffnete sich noch zuweilen und blickte mich an, und dann schiefen wir ein, während die Bienen über uns summten und der Pirol vom Walde rief.

Mir aber ist, als wäre ich dem Herzen Gottes niemals näher gewesen als in den Stunden, in denen meine Hand über das Gefieder des Kranichs glitt und er an meinem Herzen lag, als hätte dieselbe Mutter uns geboren.

Als ich im nächsten Sommer wiederkam, war der Kranich nicht mehr da. Man sagte mir, er sei verkauft worden, in den Tiergarten einer großen Stadt, und sicherlich war es geschehen, um Geld für mich zu verdienen. Ich verstand das nicht. Ich verstand nur, daß er fort war und daß Garten, Feld und Wald leer waren ohne ihn.

Ernst Wiechert

Waldarbeiter

Die runde Säge hängt ihm um den Hals,
Axt unterm Arm, so geht er morgens aus,
hört seine Schritte hallen harten Falls —
schlafblind im Dämmer steht noch Haus bei Haus.

Er hat den meilenweiten Wälderschritt,
den Hut im Nacken und das Brot im Sack,
Geruch von Harz und Borke führt er mit
und kleiner Feuer Reisigrauchgeschmack.

Des frischen Laubes süßen Moderduft
und Spechtgeklopf und Häherschrei und schwer
den Wipfelsturz aus goldner Herbstesluft —
Axtruf, lang läutend von den Halden her . . .

Ina Seidel

Von der Arbeit des Gärtners im Ring des Jahres

Wenn der Tag anfängt zu längen, fängt der Winter an zu strängen —
alte Volksweisheit, die sich auch in diesem Jahr bewahrheitete.

Den ganzen Winter durch, auch bei Frost, hatte der Gärtner zu säubern, zu beschneiden oder sonstwie zu tun gehabt, doch war es immer Arbeit, die sich schon einmal strecken durfte.

Aber nun: märzenglücklich schwillt die Erde, Luft und Himmel —
der neue Aufbruch! Es wird Zeit, denkt unser Gärtner, zum Bauern zu gehen, der ihm im Herbst ein paar Fuder Dünger zugesagt hat für die Frühbeete. Fernsprecher? Nein! Wo man etwas durchdrücken will, tut man gut, in eigener Person zur Stelle zu sein. Mittags macht er sich auf den Weg. Die Sonne glitzert, es riecht nach Erde, Stall und Schmelzwasser. Kinder hocken auf dem abgetrockneten Pflaster, lassen, wie es sich für den Vorfrühling gehört, ihre bunten Murmeln in die Spielgrube laufen. Hoch an der Wand grugrun die Tauben und plustern sich brutlustig. Der Bauer tritt

aus seiner Tür auf den ummauerten Hof. Er hört sich die Worte des Besuchers an, schiebt zögernd als Pfeife die Spitze des Knebelbartes in den Mund. Er überlegt den Fall, erinnert sich . . . Gern rückt er den Mist nicht heraus. Doch woher die Zinsen nehmen für die Grundsuld? Bargeld lacht . . . Also gut, morgen früh wird er aufladen, ein ordentliches Fuder Pferdedung.

Der Gärtner, froh des Handels, stapft davon. Frei an der Straße, zwischen Obstpflanzungen, liegt sein Garten. Er öffnet den Geräteschuppen; drinnen duftet es nach Harz und Strohlumen, ein vorzeitiges Pfauenauge flirrt am Fenster. Der Gärtner greift ein Messer und einen Korb heraus, hockt sich nieder, dort, wo der Spinat das erste frische Herzgrün seiner Blätter regt. Der Boden, nur obenhin durchgetaut, sieht bald aus wie zerwühlt von Wildschweinen. Jetzt richtet sich der Gärtner hoch — auf den breiten schnalzenden Erdklumpen seiner Füße. Er prüft das Gewicht des Korbes — ein paar Pfund sind es schon. Ein Leckerbissen in dieser Jahreszeit. Die Stunden der Arbeit, jetzt fast noch im Winter, darf man nicht zählen; man wird die Kinder seines Fleißes schon an den Mann bringen.

Darum ist dieser frühe Märztag für ihn ein guter fröhlicher Anfang. Wenn nur der Bauer Wort hält mit seiner Fuhre! . . . Hallo! als der Gärtner am folgenden Morgen auf seinem Rade angefahren kommt, leuchtet der dampfende Haufen am vorbestimmten Platz. Gleich macht er sich daran, mit der Vierzinkforke die gute wärmende Laubschicht aus den versenkten Rahmen zu heben. Sieh an! Ein Hohlraum tut sich auf, eine gepolsterte Stube, von einer Stachelkugel bewohnt. Sie rollt sich aus ihrem Winterschlaf, hat unversehens blanke, plierige Augen, eine rosa Schnüffelschnauze, begreift schnell, was los ist. — Schneckenpolizei für die Sommernächte . . .

Während der Gärtner weiterarbeitet, freut sich sein Sinn noch ein Weilchen hinter dem Igel her. Danach wird der Mist herangekarrt, wird Forke bei Forke eingestreut und festgeklopft. Schöner kräftiger Landdünger! lobt der Gärtner. Stroh, nicht zu lang, ganz vollgesogen; kein Sägemehl, wie es der Fuhrherr in der Stadt seinen Gäulen, die er neben Trecker und Lastauto immer noch nicht ganz missen kann, unter die Füße gibt. — Bleibt für heute: Die Fensterauflagen! Schön weiß gestrichen werden sie an ihren Eisenringen Stück für Stück herbeigetragen. Bald sind die Kästen, vor der Abendkühle noch, mit Glas und Matten zugedeckt. Macht eure Sache gut bis morgen früh!

In seiner Wohnung sieht der Gärtner gleich nach den Keimproben. Er zieht die Schalen mit dem Sand unter dem Ofen hervor. Die runden, eckigen, borstigen, gerillten oder flattrigen Samenkörner quellen und platzen, ein bleicher Lebensnerv tastet heraus. Hat wie das Hühnchen im Ei seine erste Nahrung verzehrt, sucht nach Feuchtigkeit, spaltet und färbt sich, blättert zart gegen das Licht. Der Gärtner trägt die Schalen unter die Lampe, prüft, sammelt

und zählt. Die Petersilie? Nun, der Samen ist von Natur hartleibig, liegt vier Wochen mausetot im Land, da darf man auch hier am Ofen Geduld haben . . . Behutsam langen die Arme zum Samenbort. Er ordnet die Tüten und Beutel, vergleicht Listen, wiegt ab. Aufgepaßt! Im vorigen Jahr waren die Tomaten zu dick gesät! Es kribbelt ihm ein feines streuendes Geraune wohlgefällig durch alle Fingerspitzen.

Nach prächtigem Wachswetter unter hochgestelltem Glas sprießen bald die kleinen kerzengeraden Bäume der Tomaten. Sind die Eisheiligen vorbei, soll gleich der Versuch gemacht werden: hinaus ins offene Land. Vom Seitenweg grüßt ein Weißbart, der Dorfkrämer. „Es wird Zeit für die Tomaten“, ruft er herüber, will sich's nur merken lassen, daß er baldigst mit einem Korbe vorspricht und selbstverständlich von den gehegten Erstlingen bekommen wird.

Mit Blick und Hand werden die ins brutwarme Beet gesenkten Gurkentöpfe geprüft. Breite, gesunde Zweiblattkeime, doch tief dazwischen dieser elende Schwamm. Der Gärtner läßt eine aus der Erde gedrehte Handvoll davon abseits in die Hölle für Schädlinge fallen. Das ist nun so: bei jedem Gedeihen steht gleich der Feind daneben.

Kirschblüten schwimmen auf kleinen Teichen im Grund der strotzenden Rhabarberblätter. Verborgен platzt es aus seidig perlmuttner Haube. Ein rascher Schnitt — der Knospenkopf, der den rosigen Stengeln die Kraft wegsaugt, fliegt auf den Haufen gärenden Abfalls. Überschüssiges Leben, das nicht verloren geht, sondern zu neuer nährender Erde wird.

Dann beäugt er das breite vielhundertblütige Lila, das Schwefel- und Dottergelb, das linnenfrische Weiß des Steingartens. Von den Vorübergängern bleibt gar mancher stehen, deutet auf den Teppich des dunklen Hornveilchens, den Blütenball der sibirischen Primel, die zierliche Felsenmispel. Zur Aufklärung hat der Gärtner Merkschilder gekauft, recht gelehrt und botanisch. Unter dem tropfenden Dach des Schuppens prüft er die Wasserfestigkeit der Schrift. Er greift in den Balkenwinkel, findet ein paar Nägel und zweckt das weiße glasharte Plättchen an den schlanken Haselstab.

Schnell noch ein Gang auf das Gemüsefeld, sein Pachtland flußwärts an der anderen Seite vom Dorf. Gar und regenlocker streckt es sich vor ihm. Junges Pflanzenvolk streift hin und her. Das Schwarzwurzelbeet — wochenlang schlief es unter steindürre Kruste, doch nun nach der feuchten Nacht hat sich die Erde feinspitzig übergrast. Daumenhoch büscheln sich die Blattsträube der Puffbohnen. Hier die Erbsen — gefährlich taubenreif. War schon etwas dran an dem alten Gesetz im Bauernland: nur wer selber Feld hat, darf Tauben halten.

Einmal nach einem solchen Mittsommertagewerk, durchgeknetet in jedem Muskel, wird der Todmüde hochgescheucht aus

tiefe Vormitternachtsschlaf. Rief da nicht jemand seinen Namen? „Was ist?“ — er hängt den Kopf zum Fenster hinaus. „Schnell auf!“ — mahnt hinter der Planke unsichtbar ein Mann. „Kühe sind von der Weide ausgebrochen, haben sich von der Landstraße her ins Erbsenfeld eingefressen!“ Der Gärtner fährt in die Kleider, greift nach der Taschenlampe. Eine bäuerliche Gestalt mit lebhafter Rede wartet seiner: Spät auf dem Heimweg hat er die Tiere bemerkt, hat sich gedacht, da läufst du nur gleich und weckst den Gärtner . . . Im Eilschritt rennen die beiden durchs Dorf. Nur in der Schenke noch ein letztes Licht. Kuhduft streicht her vom tauigen Gartenfeld, dunkel unterm Sternhimmel wogen die Umrisse der plumpen Leiber. Es mampft und schlingt, knistert und knackt — wie an voller Raufe steht das Vieh hinter den Erbsenbeeten. Hallo, Schelten, Gejage und Händeklatschen. Die Tiere stutzen; sie scheinen genau zu wissen, womit sie sich den Pansen vollschlagen. Das Maul noch gefranst von saftigen Ranken, preschen sie zur Straße zurück, finden brüllend den Weg über die Schienen, flüchten durch das beiseitegedrückte Tor der heimischen Weide zu. Die Männer tasten nach Steinen, hämmern die Latten fest. Bevor sie sich trennen, dankt der Gärtner mit Handschlag dem Hilfsbereiten. Nun ja, die Menschen sind unterschiedlich. Der eine rettet das fremde Brot, der andere, ungerührt, läßt es im Ofen verbrennen.

Erntezeit: Die Kirschen im Garten sind überreif; einen Gewitterguß halten sie nicht mehr aus. Besser ist besser! Stiellocker, prall und glänzend füllen sie den Korb auf der Leiter. Aber lohnt es, wegen dieses halben Zentners morgen in die Stadt zu fahren? Glück muß der Mensch haben. Ein singender Lastwagen dröhnt heran. Stopp, genau an der Gartenecke. Eine dicke Panne, wie es scheint. Jugend auf Fahrt — sie quillt heraus, sich die Beine zu vertreten. Über den Zaun herüber wird der Gärtner entdeckt, mit seiner lockenden Frucht. Zuruf und Jubel! Also macht der Meister sich daran, Pfund bei Pfund abzuwiegen. Jungens und Kirschen! Da wird zu mancher Tüte noch eine Handvoll gespendet. Bald ist der Wagen gesund. Die letzten Kerne werden lustig ins Gras gespuckt. Mit Körben bepackt kommt der Gärtner abends heim. Schwül duften die Petunien draußen auf dem Sims; fernes Wetterleuchten huscht, braun fällt die Dämmerung. Ein sanftes Rauschen lockt ihn beim Schlafengehen ans Fenster. Es regnet. Labefroh nimmt er das Bild der trinkenden Pflanzen mit sich in den Traum.

Und das Jahr klingt aus: Der Gärtner wittert gegen Osten. Kühle schauert am Nachmittag. Er berät mit seinem Arbeiter. Vielleicht tun sie gut, die Chrysanthemen zu bedecken? Pfähle, durch Stangen verbunden, warten schon zwischen den Beeten auf die Matten. Die letzten anhängenden Tomaten, dazu die Dahlienknollen wollen in Sicherheit gebracht sein. Und wie ist es mit den Winterastern? Jede der vielen Farben mit diesem zarten Unterton von Silber! Sollte man nicht die schönsten Pflanzen hinhalten im gedeckten Beet? Die zwei Männer räumen, um Platz

zu schaffen für die üppigen Büschel, die Erde aus den Kästen. Dabei erzählt der Gärtner, daß morgen in der Stadt vor dem Notar ihm der Nachbar Bauer das Pachtfeld gegen gehörigen Preis überschreiben wird. Der Arbeiter meint, da müsse man denn ja Glück wünschen? Der Meister antwortet, nun ja, das könne man wohl. Und wenn alles nicht schlechter laufe als bisher, so hoffe er, seinen Helfer dieses Mal im Winter mit der Arbeit durchhalten zu können. Vor allem auch der Hecke wegen, die für das nun eigene Land nötig werde.

Sie prüfen in der feuchten Dämmerung dort die Mieten, in denen das Gemüse vor dem Frost verwahrt werden soll. Schwanz bei Schwanz liegen die roten Möhren wie Tiere, die sich Schutz suchend auf einen Haufen gedrängt haben. Der Beschauer teilt den Vorrat ein: diese Grube da, nahe der Landstraße, braucht nur eine leichte Decke, wird bald abgefahren.

Langsam, quer über das leergeräumte Feld schreitet der Gärtner. Sein Auge bestimmt schon den geeigneten Platz für die neue Obst-*plantage*; denn als erstes müssen doch nun Bäume sein! Ein weiteres Stück Erde soll ihm hier zuwachsen. Das bedeutet: hier bin ich verpflichtet, zu meinen Mitmenschen und zu mir selber hin. Was ich hineingebe in dieses Land aus der Mühe meines Leibes, kann nicht verlorengehen.

Der schreitende Mann bückt sich, hebt eine Hand voll Erde auf. Braun und frisch krümelt sie sich, duftet wie dunkles geriebenes Brot. Man möchte sie fast in den Mund nehmen.

Helene Voigt-Diederichs

Welche Rolle die praktische Arbeit in der Schulfarm Insel Scharfenberg 1921—33 gespielt hat

„Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten . . .“

Ehe überhaupt eine Schule auf der Insel eröffnet werden konnte, mußten Schüler und Lehrer, die, von der Unterrichts- und Erziehungsart in den Stadtschulen nicht befriedigt, dort siedeln und auf ihre Weise lernen, lehren und leben wollten, die äußeren Möglichkeiten dazu sich selbst schaffen oder umgestalten.

In den ersten Monaten nach der Gründung hatte sich alle Arbeit *v o n s e l b s t* geregelt, unmittelbar aus den drängenden Bedürfnissen heraus. Wenn wir erwarteten, daß uns die Hausmutter am anderen Tage wieder etwas zu essen kochen sollte, mußte am Nachmittag Holz gesammelt, wenn wir die Eltern am Sonntag in einem sauberen Haus empfangen wollten, mußten die Treppen gescheuert und ein Sonntagsfährdienst eingesetzt werden —, die natürlichsten Willensübungen, deren heilsame Wirkung viele Großstadtjungen an sich erfahren haben. Wenn wir Ziegenmilch trinken mochten, mußte der Stall, die

Raufe, der kleine Heuboden erst gezimmert, Laub zum Streuen in Säcken gesammelt werden. Falls wir uns einen besonderen Eßraum leisten wollten, mußten wir zuvor alte wacklige Tafeltische standfest machen, die Wände in dem bis dahin von Ratten bewohnten Raum ausmalen, die Bänke anfertigen. Und woher die Bretter nehmen? In dem viel zu dicht verwachsenen Park wurden Bäume gefällt, von zehn Mann unter Führung des Zeichenlehrers nach Spandau gefloßt und die in der Schneidemühle eingetauschten Bretter auf einem erbettelten Prahm heimwärtsgestakt. „Die Nacht überfiel uns“, schreibt einer der von Schweiß und Nebel durchnäßten Teilnehmer, „auf dem Holzstoß glusterte gespenstisch eine Laterne; der Lichtkegel riß die Gestalten der die langen Stangen auf dem Seegrund Einsetzenden bei ihrem jedesmaligen Vorbeipendeln aus dem Dunkel.“ Zum Essen zunächst zu übermüdet, streckten sie sich auf die Eßsaalbänke. „Arbeit, schwerste Arbeit! Aber sie war für unsere Farm und — hat Spaß gemacht.“

Doch man konnte nicht auf die Dauer jeden Augenblick zur Verfügung stehen, mitten aus der Schularbeit sich herausreißen. Das Moment der praktischen Zeiteinteilung mußte schließlich in Betracht gezogen werden. Es sollten nicht immer dieselben vor die Front, auch die in dieser Hinsicht weniger Aktiven sollten sich rühren. Küchen-, Fähr- und Waschiedienst gingen schon länger wochenweise reihum; ein Beschluß, daß, wer diese öfter vergißt oder dauernd vernachlässigt, auf bestimmte Zeit von der Gemeinschaft von ihnen dispensiert werden kann, legte ein für allemal fest, daß diese täglichen Dienste eine Ehre sind. Die andern Arbeiten ließ man sich fortan ansammeln, um sie am Mittwochnachmittag an alle zu verteilen. Es gibt der Arbeit, auch den von vornherein weniger Begeisterten, einen gewissen Schwung — in den besten Stunden fast so etwas wie ein rhythmisches Gefühl — zu wissen, daß in dieser Zeit niemand auf der ganzen Insel müßig ist. Als nach einem Jahr in einer Abendversammlung die Frage aufgeworfen wurde, wodurch und worin man das, was man so oft „Gemeinschaft“ nenne, am stärksten verwirklicht empfinde, antworteten die meisten: „In der Gemeinschaftsarbeit“. Ein schulmeisterlicher Antrag eines Lehrers, die Gemeinschaftsarbeit zu beschränken, wurde ein Jahr später glatt abgelehnt; einer von den Schülern schleuderte den Satz in die Debatte: „Nicht Gefühl oder Geist, Arbeit bringt Gemeinschaft.“ Gewiß haben sich noch ab und zu egoistische Gegenstöße gemeldet, aber der Einfluß der echten Farmer aus den Gründungszeiten ist für die ganze weitere Entwicklung bestimmend geblieben. Das hat im dritten Jahre des Bestehens ein ausländischer Gast schon nach flüchtigem Besuch herausgefühlt, wenn er in seiner wohlthuend freimütigen Kritik kopfschüttelnd äußerte, man ginge hier mit der gleichen Feierlichkeit zum Heuen wie zum Homer-Unterricht. „Ob sie heuen“, liest man in dem Aufsatz einer klugen Wiener Besucherin, „oder Kartoffeln ernten, Garben binden, Felder vermessen, die Insel kartographisch genau aufnehmen, Erde fahren, ihre Zimmer mit Wandzeichnungen

schmücken, Unkraut jäten, ob sie Szenen aus dem Störtebeker dramatisieren oder im Orchester üben, alles gilt als wertvoll, als wichtig, ist in gewissem Sinne Produktion!"

Die Feierlichkeit ist mit der Zeit geringer geworden, die Gleichwertigkeit zwischen Hand- und Kopfarbeit aber hat sich weiter befestigt. Und das hat ja auch seine tiefere Begründung. Die Arbeit ist hier keine methodische Spielerei gewesen. Als der Schule nach einer Probezeit im kleinen das gesamte Areal der Insel (93 Morgen) nebst Stallungen zugesprochen wurde, ihr Farmcharakter also sich entsprechend stärker auswirken mußte, entsprang die Arbeit zum zweitenmal organisch dem sachlichen Bedürfnis. Personal anzunehmen, war kein Geld vorhanden. Wenn wir als Schule weiter bestehen wollten, mußten wir wieder selbst Hand anlegen. So trat neben die Gemeinschaftsarbeit am Mittwochnachmittag der landwirtschaftliche Hilfsdienst, zu dem jeder noch für einen Nachmittag seine Kräfte dem Landwirt zur Verfügung stellte. Damit konnte das Größte geschafft werden, den jahrelang vernachlässigten Acker und die verqueckten Wiesen für eine bessere Kultur vorzubereiten. Als die Schüler diese festliegenden Nachmittagslisten als zu starr zu empfinden begannen, begegnete sich dieses Gefühl mit den allmählich vielseitiger werdenden Wünschen des verbesserten landwirtschaftlichen Betriebes. Dieser sollte von jetzt an jeden Mittag so viel Hilfskräfte anfordern, wie er brauchte, bald mehr, bald weniger, bald gar keine; die Art der zu leistenden Arbeit wurde bezeichnet, dann meldeten sich die, die gerade Lust dazu hatten oder an diesem Tage Zeit erübrigen konnten. War nicht dieser neu beschlossene Bereitschaftsdienst außerdem dazu angetan, jene rechnende Gesinnung hintanzuhalten, nach der man nur dann etwas tut, wenn's der andere auch tut? Bei diesen mittäglichen Ankündigungen wurden mit der Zeit die nicht spezifisch ländlichen und gärtnerischen Wünsche häufiger: da war ein Stall zu weißen, ein Wagenschild zu malen, Harken und Hürden waren zu reparieren; wer bei Schlosserarbeiten am Kahn oder an der Häckselmaschine zu helfen sich zutraute, ward angefragt. Taten die, die sich öfter zu der gleichen Tätigkeit gemeldet hatten, vielleicht gut, sich zu einer Fachgruppe zusammenzuschließen? Könnte man nicht den ganzen Bereitschaftsdienst in Gruppendienst von Malern, Tischlern, Schlossern, Gärtnern und Landwirten auflösen? Im Winter 1925 vertiefte man sich mit der gleichen Gründlichkeit, mit der man 1923 manchen Abend über Haeckels Welträtsel gestritten hatte, in dies neue Arbeitsproblem.

Die verschiedensten Ansichten rangen miteinander. Die einen fürchteten, daß bei dieser Änderung der ursprüngliche Charakter der Gemeinschaftsarbeit verfälscht werden könne. „Bisher“, so sagten sie, „haben wir sie rein um der Sache willen getan, nicht aber, damit der einzelne sich in einem Handwerk ausbilde.“ Und die Gegenpartei

antwortete mit der Frage: „Glaubt ihr nicht, daß der Gemeinschaft besser gedient wird, wenn mit der Zeit jeder fachgerechte Arbeit leistet, als wenn man sich bald in diesem, bald in jenem wechselnd versucht?“ Schließlich gewann die zweite Meinung die Mehrheit der Stimmen und, vom Anwachsen der Schülerzahl auf der Insel noch begünstigt, entwickelten sich feste Innungen in eigenen Werkstätten.

Alle diese Bemühungen, vom Küchendienst angefangen bis hin zum Werkstättenerzeugnis, war zunächst wirtschaftlich wertvoll; wir sparten dadurch Hausmädchen, Knechte, die Unkosten für weit herkommende Handwerker, von der entscheidenden Beihilfe der landwirtschaftlichen Eigenproduktion ganz zu schweigen. Sehr viele unserer Schüler hätten bei den geringen finanziellen Mitteln ihrer Eltern hier nicht aufwachsen können, wenn wir nicht alle uns dieser „Arbeit“ widmeten; oder sie hätten um Freistellen bitten müssen. Es sollte und brauchte sich hier niemand irgendwie abhängig oder als Almosenempfänger zu fühlen; was sie nicht bezahlen konnten, schufen sie sich und anderen durch ihrer Hände Arbeit.

Daß die Arbeit trotz der zunehmenden Organisation nicht zum Schema erstarrt ist, zeigen zwei Schülerberichte mehr privater Art. Der eine der jungen „Farmer“ schreibt:

Als ich nach Scharfenberg kam, machte ich am Nachmittag einen Rundgang um die Insel. Dabei landete ich abends im Stall. Hier bat mich ein älterer Kamerad, die Milch mit in die Küche zu nehmen. Es war nicht ganz leicht, den 35 Liter fassenden Kübel zu tragen. In der Küche setzten wir die Zentrifuge zusammen und gossen die Milch hinein. Der eine drehte, der andere goß die Magermilch in bereitstehende Eimer. Da mir das alles Spaß machte, bringe ich seitdem jeden Morgen und jeden Abend die Milch in die Küche. Wir nennen uns den Milchdienst.

Der Sahnetopf war voll. Wir mußten heute nachmittag buttern. Wir taten die Sahne ins Faß und drehten. Allmählich ging es schwerer. Noch einige Male langsamer herum und die Butter war fest. Wir nahmen sie heraus und ließen die Buttermilch in einen Eimer ab, der zur Erfrischung der Landwirtschaftsgruppe aufs Feld gebracht wurde. Später haben wir die Butter auch waschen, kneten und salzen gelernt. Das dritte, das sich der Milchdienst noch zur Aufgabe gesetzt hat, ist die Milchuntersuchung. Alle vierzehn Tage ist Probemelken. Dann stehen wir beide, während alle anderen noch schlafen, im Stall, um dort die Milch jeder einzelnen Kuh zu wiegen und einen gewissen Prozentsatz zur Untersuchung abzunehmen. Dasselbe wiederholen wir, wenn die Kühe an diesem Tage von der Weide kommen. Die Milchproben nehmen wir mit in die „Landwirtschaftskammer“, um sie dort zu untersuchen. Für jede Kuh haben wir Butyrometer, eigens für die Milchuntersuchung geformte Reagenzgläser mit eingebrannter Skala. In diese tun wir in vorgeschriebener

Mischung Milch und Säure. Mit einem Gummi versehen, werden sie dann wiederholt in ein Wasserbad von bestimmter Temperatur gelegt und nachher geschüttelt. Zum Schluß läßt man sie bis 15 Minuten im Wasser, um dann auf der Skala die Fettprocente abzulesen. Die Ergebnisse der Fettuntersuchung und die Milchmenge jeder einzelnen Kuh sind wichtig, denn sie geben uns einen Maßstab für die Leistungsfähigkeit jedes Tieres und Fingerzeige für eine rationellere Fütterung.

So hat sich der Milchdienst vom Milchtragen zu einem richtigen Amte entwickelt, das aber nicht von der Schulgemeinschaft besetzt ist, sondern aus eigenem Antrieb übernommen und verwaltet wird. Ein anderer Kamerad sah eines Tages im Bibliothekzimmer einen Kasten auf dem Bücherschrank stehen. Er fand darin ein Stück gelben Wachstuches und ersah aus der Gebrauchsanweisung, daß dies Ding Schapirograph hieß und zum Vervielfältigen von Schriftstücken gebraucht werden konnte. Er sah ihn dann zuerst in Tätigkeit, als einige unternehmungslustige Mitschüler zum Erntetag, dem selbstverständlich größten Festtage der Schulfarm, eine Festschrift herausgeben wollten. Sie wurde auch an Besucher von auswärts verkauft, und einer von ihnen, dem die schlechte Schrift nicht gefiel, vermittelte den Kauf einer Handdruckmaschine mit richtigen Typen. Damit druckte man die Zeitungen, die unter dem Titel „Die Ernte“ erschienen, so eifrig, daß zu Weihnachten schon die fünfte Nummer herausgehen sollte. Ganz unvermittelt fragten den Berichterstatter einige Drucker in diesen Tagen, ob er sich ihnen anschließen wolle. Zwei Setzer hätten infolge einer Krisis die Arbeit niedergelegt. „Ich nahm eine schon abgedruckte Seite, die man mir hinschob, sofort auseinander und sortierte die Lettern; dann half ich bei der Arbeit am Titelblatt, das diesmal zur Weihnachtsfeier nach einem Linolschnitt sogar bunt sein sollte. Weil wir 180 Exemplare herausgeben wollten, mußte die Walze für jede der vier Farben 180mal über den Druckstock gerollt werden. Manchmal haben wir bis in die Nacht an der Maschine gestanden, waren aber auch dafür zwei Tage vor den Ferien fertig.“

*

Obige Schilderungen sind dem „Werdenden Zeitalter“ entnommen, der Zeitschrift des Weltbundes für Erneuerung der Erziehung. Der heutige Leser wird sich nicht darüber wundern, daß jetzt alljährlich zwei Klassen ihr 9. Schuljahr auf der Insel Scharfenberg verleben. Die Werkstätten, der Wirtschaftsbetrieb, die Innungstradition, die Arbeitserfahrungen bieten dort besonders glückliche Voraussetzungen für die Aufgaben der Berufsfindung aus dem natürlichen unmittelbaren Erleben und Probieren heraus.

Wilhelm Blume

Die Söhne Haruns

Harun sprach zu seinen Kindern Assur, Assad, Scheherban:
„Söhne, werdet ihr vollenden, was ich kühnen Muts begann?
Seit ich Bagdads Thron bestiegen, bin von Feinden ich umgeben!
Wie befestigt ihr die Herrschaft? Wie verteidigt ihr mein Leben?“

Assur ruft, der feurig-schlanke: „Schleunig verb' ich dir ein Heer,
zimm're Masten, webe Segel, ich bevölk're dir das Meer!
Rosse schul' ich. Säbel schmied' ich. Ich erbaue die Kastelle.
Dir gehören Stadt und Wüste, dir gehorchen Strand und Welle!“

Assad mit der schlaun Miene sinnt und äußert sich bedächtig:
„Sicher schaff' ich deinen Schlummer, Sorgen machen übernächtig;
daß du dich des Lebens freust, bleibe, Vater, meine Sache!
Über jeden deiner Schritte halten hundert Augen Wache!

Wirte, Kuppler und Barbieri, jedem setz' ich einen Sold,
daß sie alle mir berichten, wer dich liebt, und wer dir grollt.“
Harun lächelt. Zu dem Jüngsten, seinem Liebling, sagt er:
„Ruhst du?
Wie beschämst du deine Brüder? Zarter Scheherban, was
tust du?“

„Vater“, redet jetzt der Jüngste, keusch errötend, „es ist gut,
daß ein Tropfen rinne nieder warm ins Volk aus
deinem Blut!
Über ungezählte Lose bist allmächtig du auf Erden,
das ist Raub an deinen Brüdern, — und du wirst gerichtet werden!

Dein erhaben' Los zu sühnen, das sich türmt den Blitzen zu,
laß mich in des Lebens dunkle Tiefe niedertauchen du!
Such' mich nicht! Ich ging verloren! Sende weder Kleid
noch Spende!
Wie der Ärmste will ich leben von der
Arbeit meiner Hände!

Mit dem Hammer, mit der Kelle laß mich, Herr,
ein Maurer sein!
Selber maur' ich mich in deines Glückes Grund und Boden ein.
Hörest du die Straße rauschen unter deinem Marmorschloß?
Morgen bin ich dieser Menge namenloser Tischgenoß. —

Blickst du nieder auf die vielen Unbekannten, die dir dienen,
einer segnet dich vom Morgen bis zum Abend unter ihnen!“

Conrad Ferdinand Meyer

ZWEITER TEIL

Preislied auf ein neues Haus

Wie bist du doch des Menschen guter Freund,
so stark, so dauerhaft in deiner Treue,
als Werk schon hast du Meister treu geeint
und nach dem Bilde, das ein Mensch gemeint,
so wurdest du das Neue.

Ja, neu und alt in deiner Wiederkehr,
du Freund, geformt aus zuverläss'gen Stoffen,
gebrannt, gewachsen, fest und erdenschwer,
so stehst du, Sinngebilde — jetzt noch leer —
doch neuem Leben offen.

Wohl eng begrenzt das Leben und wohl weit,
vom Fundament bis hin zum Firste strebend,
ja, zwischen Erd und Himmel liegt es breit,
Geburt und Tod und Zeit und Ewigkeit
in deinen Mauern webend.

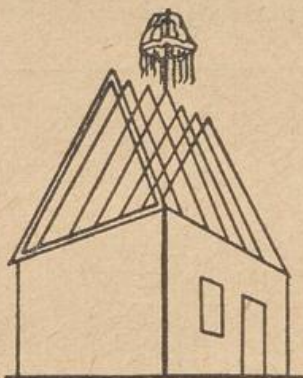
Und Zeugen sind die Mauern, brav und stumm,
und sie erquicken durch ihr treues Schweigen,
und sie behüten vor der Welt ringsum
das Lachen, Weinen, und sie machen drum
uns eine Welt zu eigen.

Hier Eigenwelt und dort die fremde Welt;
wer je der Obdachlosen Graun empfunden,
Verlorenheit auf grenzenlosem Feld,
wird preisen, was sein Herze hält
an einen Ort gebunden.

Ein guter Ort des Friedens bist du, Haus;
im Schutze deiner Mauern wächst das Leben
und blüht in Werk und Spiel und Schlaf und Schmaus,
du bist ein wahrer Freund des Menschen, Haus,
Preis sei dir hier gegeben!

Joseph Faensen (1948)

Ein Richtfest 1948



Das diesem Teil vorangestellte Gedicht wurde zum erstenmal beim Richtfest des Unterrichts- und Siedlerhauses der Berufsschule in Berlin-Borsigwalde gesprochen, und zwar von einem Zimmermannslehrling oben von der provisorisch geschalteten Hausdecke herab zwischen zwei Sparren — die buntbebanderte Richtkrone über sich; die Verse hatte einer seiner Lehrer gemacht.

Mit diesem Haus hat's eine ganz besondere Bewandnis. Es ist nämlich von den Lehrlingen selbst erbaut worden. Gleich 1945 hatten sie sich mit Erlaubnis der Behörde aus den umliegenden Trümmern einen großen Teil des notwendigen Materials dazu gesichert. Der damalige Leiter der Schule hatte in jener schaurig-schönen Übergangszeit der Selbsthilfe in Borsigwalde und den angrenzenden Groß-Berliner Ortsteilen die berufsschulpflichtigen Lehrlinge um sich gesammelt, ganz gleich, welchem Gewerbe sie angehörten.

Die vielseitige Verwendbarkeit dieser „Fachkräfte“ erwies sich beim Wiederaufbau der Schule äußerst förderlich. Man hielt fest zusammen und vermißte beinahe die Notarbeit, als das Gebäude einigermaßen repariert war und nun die Normaluhr des Schullebens wieder im Gleichtakt zu laufen begann. Da warf der Schulleiter den Gedanken hin, auf dem geräumigen Grundstück ein neues Haus zu bauen, ein Gemeinschaftshaus in der schlichten, zeitgemäßen Form eines Siedlerhauses. Die Abteilung der sogenannten „ungelernten“ Schüler, die damals den schönen, wenn auch nicht ganz zutreffenden Namen „Siedler“ führten, hatte inzwischen das Gelände ringsum in einen nahrhaften Garten verwandelt und nahm die Anregung begreiflicherweise mit besonderem Stolz auf. In allen Gruppen ging man ans Plänemachen; man suchte nach dem geeignetsten Platz, maß aus, zeichnete, entwarf, hielt Rat, stritt sich, verbesserte, versuchte sich auch im Unterricht fachgerecht an Grund- und Aufrissen. Die am besten durchdachte Aufteilung des Innenraumes brachte die hauswirtschaftliche Abteilung zustande, so daß bei der Grundsteinlegung eine Schülerin dem jugendlichen Führer der Maurergruppe, der in strahlend weißer Hose hemdsärmelig vor ihr stand, den gerollten Plan zur Ausführung überreichte; und ein frischer Sänger- und Sängerinnenchor variierte ihre guten Wünsche in anmutig-frommer Weise.

Kein Geringerer als Goethe hat „die Gründung“ als „des Maurers Sache“, als die Hauptangelegenheit des ganzen Unternehmens“ bekräftigt; wie zu seiner Zeit, erwiesen auch hier viele Gäste den Maurern die Ehre, innerhalb des engen ausgeschachteten Raumes

„Zeugen ihres feierlichen Geschäftes“ zu sein. „Gleich werden wir diesen wohlzugehauenen Stein in der rechten Ecke niederlegen, und bald werden diese eben noch mit würdigen Personen gezierten Erdwände nicht zugänglich sein, denn wir schicken uns an, sie auszufüllen.“ Gewiß, der Grundstein würde auch durch seine eigene Schwere ruhen. Doch wie Menschen, die einander geneigt sind, noch besser zusammenhalten, wenn das Gesetz sie verkittet, so werden auch die Steine besser durch bindende Kräfte vereinigt . . . Und man reichte dem anwesenden Bezirksbürgermeister die Kelle, mit der er den Kalk unter den Stein warf; zu den drei Hammer-schlägen darauf hörte man den sinnigen Zunftdreiklang:

Lehrling — jedermann,
Geselle — wer was kann,
Meister — der was ersann!

Beim Einlassen einer Urkunde mit französischen und deutschen Namensunterschriften gedachte man nach altem Brauch der Vergänglichkeit der menschlichen Dinge; könnte doch der festversiegelte Deckel erst wieder aufgehoben werden, wenn das alles zerstört wäre, was jetzt noch nicht einmal aufgeführt ist! —

Und 1½ Jahre später (mancherlei unumgängliche Schwierigkeiten in der Zementbeschaffung hatten das Tempo verlangsamt) rückte der Hauptredner beim Richtfest zwei Leitgedanken in den Vordergrund. Auf den Lehrbauhöfen müssen die von den Lehrlingen ausgeführten Teilarbeiten von ihnen selbst wieder beseitigt, die Mauern z. B. umgestoßen, die Steine vom Mörtel befreit werden; hier dagegen hatte niemand das immerhin etwas niederdrückende Gefühl gehabt, unproduktive Arbeit geleistet zu haben. Und zweitens: in dem Zusammenwirken der verschiedenen Gewerbe wird in jedem von vornherein — schon als Lehrling und Schüler — das Empfinden lebendig, daß beim Bau eines Hauses alle Tätigkeiten zusammengehören, indem die Handwerker sich ablösen, das eine das andere bedingt, hält und stützt!

Einer, der es gleichfalls wissen muß, ein früherer Malerlehrling, jetzt einer unserer angesehensten Kunstschriftsteller (vergleiche in unserem Lesebuch: Wie Johann ein Stubenmaler wurde) hat das in ähnlichem Zusammenhang „die organische Folgerichtigkeit der Bauarbeit“ genannt und in ihrem Erleben die beste Vorbereitung auf das Zurechtfinden, Sicheinordnen und Mithandeln im Ganzen des Staatswesens gesehen!

„Tausend fleiß'ge Hände regen, helfen sich in munterm Bund,
und in feurigem Bewegen werden alle Kräfte kund.“

Bei dem Borsigwalder Richtfest war es dann auch einer der stärksten Eindrücke, als ein Sprechchor mit den Worten einsetzte:

„Am Bau zwar übten wir nicht unsere Kräfte,
noch nicht — wir werden sie noch zeigen!“

und dann die **Tischler** vortraten und sich auf ihre Aufgaben in dem bekränzt vor ihnen stehenden Rohbau freuten, denn Türen, Fenster-rahmen, Treppen und schließlich Möbel müssen ja sie bauen; und nach ihnen schnell die **Elektriker** ohne Pause sich einschalteten:

„Und sind auch Fenster in dem Haus,
es kommt die Nacht, dann mangelt Licht,
so werd' ich meine Kabel, Drähte legen“,

und schließlich die helleren Stimmen der **Schneiderinnen** für des Hauses Glanz und Schimmer mit Geschmack zu sorgen versprochen. Daß die **Dachdecker** und **Maler** von anderen Schulen geborgt werden müssen, ist kaum ein Mangel; auf diese Weise lernen sich die verschiedenen Schulen kennen. Die sicherlich recht kritischen Zuschaueraugen werden die fremden Kräfte anspornen; vielleicht — und das wäre der schönste Erfolg — steckt der Anblick eines solchen Eigenhauses an und weckt Nacheiferung.

Daß die schon beim Planen hervorgetretene **hauswirtschaftliche** Gruppe es sich nicht nehmen ließ, den ungefähr 50 aktiv beteiligten Maurern und Zimmerern aus den Erzeugnissen des **Siedlergartens** einen Richtschmaus herzurichten und in ansprechenden Formen zu servieren, ist wohl eine Selbstverständlichkeit. In dem den festlichen Tag beschließenden geselligen Beisammensein der ganzen Schule mit den Eltern und sonstigen Gästen konnte man in den Tanzpausen viel davon sprechen hören, wie das eingerichtete Haus einst ausgenutzt werden solle:

Die hauswirtschaftliche Abteilung denkt daran, in monatlichem Wechsel darin zu putzen, zu schmücken, pflegerisch zu gestalten und zu kochen; Fachkurse wollen sich zum Diskutieren um den runden Tisch zusammensetzen; abends sollen die Räume zu kleineren Versammlungen, zum Schachspielen, zum Lesen oder Musizieren, zu mündlichem Austausch offen stehen, und das Leben darin kann für eine wirkliche Schülerselbstverwaltung ungesuchte Betätigungsmöglichkeiten bieten.

„So laßt uns doch bauen,
auf daß wir erstehen aus dem Grauen
und Friede einst sei!“

Wilhelm Blume

Die drei von der Baubelegschaft

Sie kamen mit einem Fuhrwerk. Einige von den Männern gingen nebenher und achteten darauf, daß nichts herunterfiel. Da waren Stangen und Bretter, Speiskübel und Schiebkarren, eiserne und hölzerne Böcke, lange und kurze Leitern. Eine große Speispfanne hoben sie sogleich herunter. Es waren eine Menge Leute, siebzehn oder achtzehn Mann. Manche von ihnen sahen sich beim ersten Ansehen ähnlich. Man verwechselte sie miteinander.

Drei von den Männern, die sich beim ersten Ansehen so glichen, unterschieden sich stark von den übrigen. Sie hatten etwas Besonderes an sich. Schon ihr Schritt fiel in dem Gehaste und Gedränge auf. Der war ruhig und bedacht. Kam ihnen jemand entgegen, dann wichen sie geschickt aus. Der Wendung sah man nicht an, daß sie erst im Augenblick für notwendig befunden wurde. Es schien eher ein Spiel ihrer Körper, die die Richtung ihres Schreitens beliebig verändern konnten. Und sie machten nicht weniger Gänge als die andern, obwohl jene eilten und sie langsam, aber weit ausritten. Sah man diesen drei Leuten schärfer auf die Finger, dann erkannte man den Geist, der in ihnen und ihrer Arbeit wohnte. Wenn sie einen schweren Gegenstand vor sich hatten, gingen sie hart an ihn heran, wuchteten ihn auf ihre Schultern und schritten sogleich wieder weiter, ohne daß eine größere Pause in ihrem Kommen und Gehen eintrat. Das Aufladen der Last geschah noch mit der Wendung. Es war eine Lust, sie zu sehen, und man konnte sich denken, daß nicht nur Übung und Erfahrung dazu gehörten, die Leistung so zu steigern, daß die Kräfte nur sparsam verbraucht wurden; auch der Geist diente ihrer Sache, und sie waren stolz auf ihren Besitz.

Diese drei Männer, die sich beim ersten Ansehen so sehr glichen, waren in Wirklichkeit grundverschieden. Erich, der größte von ihnen, wurde von seinen Kameraden der starke Erich genannt. Seine Kräfte überstiegen bei weitem die Vermutung, die das Ansehen seines Körpers zuließ. Er zeigte sie aber nur, wenn eine Notwendigkeit dazu vorlag. Dabei lachte er gerne. Fast mit jedem schien er auf irgendeine Weise verbunden zu sein. Obwohl er nicht die geringste Freundschaft mit irgendeinem seiner Kameraden besonders pflegte, hatten sie ihn alle gern. Sein Lachen schien eine kleine Brücke zu sein, auf der er die andern einlud, zu ihm herüberzukommen. Sie kamen aber nicht, und deshalb trug er dieses Lachen immer weiter. Er war ein feiner Kerl, wie die andern sagten. Er drängte sich nicht auf, man konnte aber auf ihn bauen. Erich war ein **Maurer**.

Der älteste von den dreien war der **Handlanger** Fritz. Er war zugleich auch der kleinste von ihnen. Für sich gesehen, war er nicht klein und auch kräftig genug, nur in der Betrachtung mit den zwei andern zusammen mußte man ihn als klein bezeichnen. Sein Schritt war nicht ganz so groß wie der der beiden andern, das lag an dem Unterschied seiner Arbeit. Er mußte mehr Lasten tragen als die andern zwei, und das bestimmte seinen Gang. Im Gegensatz zu Erich hatte er einen höhnischen Zug in seinem Gesicht. Er schien alle Handlungen seiner Kameraden für unsinnig zu halten, ersparte sich aber das Wort dazu und zeigte, wie es gemacht wurde. Daraus durfte man aber nicht schließen, daß Fritz überheblich gewesen wäre. Er war hilfsbereit und freundlich, soweit das in den Gang seiner Arbeit hineinpaßte. Darin ließ er sich von keinem hineinreden. Besser als mancher Polier übersah er alle Geschehnisse, die mit seiner Arbeit

zusammenhängen. „Guck mal in den Keller“, sagte er zu dem Hand-
 langer, der ihm an der Speismaschine half. „Da ist ein Maurer
 hineingegangen. Er wird den Beton machen. Wir müssen mischen.
 Wahrscheinlich hat er jetzt seine ‚Lehren‘ eingerichtet.“ Wenn der
 andere dann nachsah, fand er es sicher so, wie Fritz gesagt hatte.
 Er konnte auch Steine setzen und putzen. Man erzählte sich, daß



A. v. Menzel

Auf dem Bau (1875)

ihm Unternehmer schon
 öfter eine Stelle als
 Maurer angeboten hätten,
 weil ihnen diese Leute
 rar waren. Er hatte es
 ausgeschlagen mit dem
 Bemerken, er wolle lieber
 ein guter Handlanger
 sein als ein schlechter
 Maurer. Jetzt veranlaßte
 er die anderen, ihm
 an der Speismaschine zu
 helfen. Sie gaben ihr eine
 andere Stellung, so daß
 der Speis aus der Trom-
 mel noch näher an die
 Grube herankam und der
 Weg dadurch um einige
 Schritte verkürzt wurde.
 Der Mann rechnete mit
 den kleinsten Entfernun-
 gen. Sie wurden im Laufe
 des Tages durch die
 vielen Gänge, die ein
 Handlanger zu machen
 hatte, immer größer.
 Und wenn die Maschine
 Wochen und noch län-
 ger auf einem ungünsti-
 gen Platz stand, wurden
 Kilometer daraus.

Der dritte von den dreien war vielleicht der seltsamste. Peter war
 noch nicht lange bei diesem Unternehmer beschäftigt. Der Polier
 wies ihm einen Platz an. Peter ging hin, zog einen Nagel aus der
 Tasche, nahm den Hammer und schlug den Nagel in den Gerüstbaum
 hinter sich. An dem Nagel hängte er seine Wasserwaage und das
 Lot auf. Dann drehte er sich um und begann zu mauern. Es war
 immer etwas Besonderes, wenn ein Neuer auf einer Baustelle anfing.

Alle Leute vom Bau unterzogen ihn sogleich einer eingehenden Betrachtung. Schon nach seinem Auftreten wollte man schließen, wer er war. Dieser Mann machte aber keine Bewegung, die seinen Beobachtern irgend etwas gesagt hätte. Er schien müde zu sein, noch ehe er begann. Seine Arme baumelten ihm von den Schultern. Der Hammer fiel fast von selbst gegen den Nagel. Und als er die Kelle aufnahm, ließ er sie nicht, wie es so viele tüchtige Maurer gerne taten, vorher in der Hand um den Stiel wirbeln. (Man konnte an dieser Handlung das lockere Handgelenk erkennen.) Nein, der Mann erschien sogar sehr müde. Doch wie er mit der Kelle in den Speiskübel hineinfuhr und zur gleichen Zeit mit der Linken seinen Stein aufgenommen hatte und hinüberstieß an die Mauer: Stoß, Aufziehen des Speises und Eindrücken des Steins waren eins — es war ein einziger gleitender Fluß ständig aneinandergereihter Bewegungen, mit dem er in einem endlosen Kreis Stein auf Stein setzte. Da wußte man, daß dieser Mann nicht zum Schlafen hergekommen war. Er war ein Meister in seinem Fach.

Philipp Faust

Wilhelm und Richard im Wettkampf auf dem Bau

Ein ganzes Jahr verging, ehe Polier Steinhauer seine Drohung verwirklichte, die beiden Lehrjungen nebeneinander zu stellen. Es war eigentlich schon keine Drohung mehr. Die Jungen schauten wohl einmal einer nach dem anderen, doch was sie sahen, ließ sich schlecht herauschneiden und neben das eigene stellen, so daß sie immer noch im Ungewissen waren, wer von ihnen der Bessere sei. Eines Tages nun rief Vater Steinhauer die Jungen unauffällig auf die Seite. In einem halbfertigen Bau zeigte er ihnen die Stellen, wo noch zwei Kamine vom Erdgeschoß bis zum Dach hinausgeführt werden mußten. Sie waren beide gleich, und die Jungen konnten sich sehen durch einen Gang, der die Wohnungen voneinander trennte.

Wilhelm sah durch die Balkenlage hinauf in den Dachstuhl. Die Kaminbreite war ausgewechselt durch kurze Zwischenstücke, in welche sich die Balken und Sparren hineinschoben. Er stieg hinauf, lotete herunter und dachte an eine Schnur, die er an den Wechseln für seine vier Ecken befestigen konnte.

Richard, nach dem er sich umsah, war offenbar nicht mehr im Bau. Als Wilhelm die Schnur geholt hatte, saß der andere schon zwischen den Balken und schlug Latten an für die gleiche Vorrichtung. Die Latten hatte Wilhelm ebenfalls vergessen. Er riß sich gewaltig zusammen, ging hinaus und suchte sie, auch einen Kübel, den er später gebrauchen wollte, und bestellte die Handlanger mit Steinen und Speis. Auch daran hatte der andere schon gedacht. Beim

Hineingehen sah Wilhelm einen Kübel und Steine neben Richard. Dieser setzte schon seine Steine, an die er die von oben herunterhängenden Schnüre befestigen wollte. Er war schon hochrot und zwang sich gewaltsam, die Ruhe dabei zu wahren. Es gelang ihm, indem er nach dem andern nicht mehr hinsah. Polier Steinhauer kam nochmals herein und ermahnte ihn, die Ofenlöcher nicht zu vergessen. Mit einem Blick überzeugte er sich, daß Wilhelm weit zurück war. Sein Gesicht war ernst und nachdenklich, als er Wilhelm wieder verließ. Diesem erschien es, als läge es noch zwischen den Steinen, als er schon längst draußen war. Er sputete sich. Mit der Zeit wurde es freundlicher. Er sah auf nach Richard, sie waren beide auf gleicher Höhe.

„Steine kommen!“ schrie Wilhelm aus dem Fenster, sprang zurück und schwang die Kelle. Drüben hörte er einen Hammer. Richard war unsicher geworden durch die Schnelligkeit, mit der Wilhelm ihm nachkam. Vielleicht zum erstenmal ging er aus sich heraus, wurde noch schneller und machte einen Fehler. Die hinteren Ecken mußte er klopfen. Wilhelm überholte ihn und baute zuerst an seinem Gerüst. Die Handlanger waren auf der Seite des andern. Hilfsbereit brachten sie ihm Böcke und Bretter, so daß beide zugleich oben waren. Wilhelm nahm sich wieder in die Zügel, dachte immer an das Ofenloch und vergaß es in der Schicht, in die es gehörte. Zwei Steine mußte er wieder herunternehmen, er war aber schon zu weit vor, als daß es ihm etwas ausmachte. Zum Mittag stieg er durch die Balken. Die Handlanger erkannten seine Tüchtigkeit und waren auch ihm behilflich, seine Bretter hinauszuschaffen. Zum Abend stieg er auf den nächsten Stock. Richard baute auf der Balkenlage darunter sein Gerüst. Am andern Morgen konnte den oberen keiner mehr halten. Wie ein Alter wirbelte er seine Steine und schlug die Kelle darüber. Unten am Bau ging sein Bruder vorbei. „Na, Wilhelm, jetzt willst du es aber wissen“, rief er hinauf. Der Jüngere sah sich kaum um. „Quatsch nicht, Heinrich“, rief er entschieden leiser. „Hab keine Zeit, wenn ich dir noch ans Fell will.“ Der Ältere hatte es doch gehört und ging lachend von dannen.

Zum Abend des zweiten Tages sah man den Kamin zwischen den Sparren hervorlugen. Wilhelm baute sein Gerüst auf dem Dach. Unten auf dem Platz stand sein Vater und spähte herauf. Zwei Rüstungen tiefer schaffte Richard, jetzt wieder sauber und sicher. Von oben herunter sah man seinen Kopf zwischen den Balken auftauchen. Wilhelm warf seine Bretter auf die Stangen und stieß krachend den Kübel hinauf.

„Wo hast du denn deinen Spannmann“, schrie sein Vater so laut, daß sich die Köpfe wandten und nach Wilhelm hinaufschauten. Er stampfte mit den Füßen über die Bretter, als wolle er erproben, ob das Gerüst auch fest genug sei, lachte mit den Leuten und trieb seine Scherze.

Philipp Faust

Die richtige Kelle

Am nächsten Lohntag nach der Gesellenprüfung kaufte Wilhelm Steinhauer sich eine Kelle. Schon den ganzen Tag trug er sich mit dem Vorsatz. In der Stadt suchte er nach dem richtigen Geschäft. Viele ähnliche hatte er schon besichtigt, aber sie erschienen ihm alle nicht gut genug. Endlich fand er eines, in dem Hämmer, Kellen, Wasserwaagen, Beile und Sägen in den Schaufenstern lagen. Hier muß die Auswahl groß sein, dachte er und ging hinein. Ein junger Verkäufer kam ihm entgegen: „Sie wünschen?“ sagte er freundlich. „Eine Kelle“, meinte Wilhelm. „Eine Maurerkelle. Es ist aber eine ganz bestimmte, und ich weiß nicht, ob Sie die haben.“

„Wir haben alles“, belehrte ihn der Verkäufer. „Wie soll sie denn aussehen?“

„Sie soll gar nicht aussehen“, sagte Wilhelm verlegen. „Es muß nur die rechte sein.“

Der Verkäufer beugte sich unter den Ladentisch. Wilhelm überlegte, welche Kelle er sich kaufen solle. Diejenige seines jetzigen Spannmannes war fast doppelt so groß wie die seine. Im Laufe der Tage hatte er beobachtet, wie dieser zum Versetzen von drei Steinen nur zweimal in den Kübel stach, während er dreimal hineinstecken mußte. Die Ersparnis dieser Bewegung sollte ihn dazu bringen, verschiedene Steinköpfe mehr zu setzen, als es ihm bisher gelang. Seine jetzige Kelle war fast noch so gut wie neu, aber er wollte sie nicht mehr gebrauchen. Außerdem hing sie nach rechts über die Hand. Bei ihrem Einkauf hatte er so weit noch nicht gedacht. Der schöne neue Stahl hatte ihn geblendet, und der glatte rote Griff schien seinesgleichen lange suchen zu müssen. Wie er den ersten Stein mit ihr setzte, spürte er schon ihren Mangel. Mit der Zeit hatte er sich daran gewöhnt, doch den Stahlton, den er von ihr verlangte, brachte sie nie hervor. Seines Vaters Vorarbeiter Rudolf hatte eine Kelle mit einem wunderbar tiefen Klang. „Bam“, sagte sie jedesmal, wenn er einen Stein mit ihr gesetzt hatte, während die Kellen der anderen nur „bim“ sagten. Noch nie hatte er diesen Ton so gut gehört wie jetzt in der Ferne. Sie war die Königin aller Kellen. Eine ähnliche wollte er auch haben. Der Verkäufer schaute über den Ladentisch: Welche Kelle er sich wünsche, eine viereckige oder eine dreieckige?

Eine dreieckige natürlich, das seien die Maurerkellen, sie müsse aber groß sein.

„Vielleicht nehmen Sie eine Schaufel?“, wurde der Verkäufer witzig. Wilhelm sah ihm in die Augen. Wenn sie einer Kelle gleiche, wäre es ihm auch recht, sagte er ernst. Zum andernmal erschien der Verkäufer schneller über dem Tisch und legte eine Anzahl Kellen vor ihn hin. Wilhelm nahm sie alle einmal in die Hand, wog die

eine und drehte die andere. Zögernd legte er die letzte wieder auf den Tisch:

„Haben Sie keine andern?“

„Sind sie nicht groß genug? Oder was fehlt ihnen?“

„Groß genug sind sie, aber sie müssen auch in der Hand hängen. Und dann kommt es auf den Stahl an. Man hört es am Klang, ob er gut ist.“

Der Verkäufer stand schwankend hinter seiner Theke. „Mm“, meinte er, „da müßte ich sie ja alle einmal hervorholen?“

„Ist nicht nötig“, stotterte Wilhelm. „Ich könnte ja einmal woanders zusehen.“

„Wo Sie doch einmal hier sind“ — der Verkäufer brachte jetzt alle seine Kellen hervor. Wilhelm wurde erdrückt von dem Stapel. Immer noch einmal griff er hinein, zog eine heraus und legte sie kopfschüttelnd wieder hin. Im Laden wartete ein neuer Kunde. „Sie bedienen sich schon“, sagte der Verkäufer und wandte sich an den Kunden. Wilhelm konnte wirklich nichts finden. Immer wieder sah er nach dem Bedienenden und dann zu den Kellen. Einmal sah dieser herüber. „Es ist nichts dabei“, sagte Wilhelm schnell.

„Es tut mir leid“, meinte der Verkäufer mit einem verständnisheischen Blick nach dem Kunden. „Vielleicht versuchen Sie es doch einmal woanders.“

„Entschuldigen Sie“, stotterte Wilhelm und stolperte aus dem Laden. Geschäftsleute waren doch eigene Menschen, und er wollte sich nicht wieder mit ihnen einlassen. Wie er aber weiterging, stand er unversehens vor einem Geschäft, dessen Auslage, zwar kleiner, ihn anheimelte, er wußte nicht warum. Die feine Ordnung der großen Schaufenster schien man hier nicht zu kennen. Wild und fast sinnlos lag alles durcheinander. Eine Axt guckte durch eine Säge. Maurerhämmer lagen in den Griffen der Kellen, man brauchte sie nur aufzunehmen und konnte mit ihnen auf das Gerüst steigen. Wilhelm beabsichtigte nicht mehr eine Kelle zu kaufen. Vielmehr ging er in den Laden, dem Menschen dort drinnen zu sagen, wie schlecht man hierorts mit Kellen bestellt sei. Hinter der Theke saß ein Alter mit einer Brille. Über sie hinweg sah er den eintretenden jungen Mann und fragte nach seinem Begehr.

Eine Kelle könne er haben, auch eine gute, und wenn es sein müsse, sogar die richtige.

Wilhelm war jetzt ganz sicher. Ob er es so bestimmt wisse, meinte er ein wenig von oben herunter.

Der Alte hob den Kopf und betrachtete den jungen Mann durch seine Brille. Er hoffe es wenigstens, sagte er schon bedächtiger. Welche wünsche er sich zu beschaffen, eine schnelle oder eine langsame?

„Eine schnelle natürlich“, sagte Wilhelm und wurde ganz groß.

Welche Stimme er bevorzuge, eine dunkle oder eine helle.

„Schnell und dunkel“, meinte Wilhelm schon bedeutend kleiner.

Schnell und dunkel, erörterte der Alte, das wäre freilich schwer. Bei den großen werde der Stahl gezogen, und sie klängen immer heller. Belasse man ihn einmal dicker, dann wäre die Kelle zu schwer und könne nicht als schnelle angesprochen werden. Feiner Stahl und volle Größe seien eine große Seltenheit. Er müsse einmal nachsehen. Vorgestern habe ihm die Schmiede eine Sendung geschickt. Bisher sei er noch nicht dazu gekommen, sie auszupacken. Bei den übrigen wäre die gewünschte nicht zu finden. Wenn er Platz nehmen wolle, er ginge hinten zum Lager.

Wilhelm fühlte eine seltsame Erwartung. Während der Alte draußen war, betrachtete er sich die Werkzeuge. Eine schöne, schlanke Wasserwaage stach ihm ins Auge. Wenn der Kellenkauf mißlang, wollte er in der nächsten Woche vorbeikommen und diese mitnehmen, dann hatte der Mann etwas für seine Freundlichkeit. Mit diesen Gedanken stand er vor einem Glaskasten, in dem Lote ausgestellt waren. Eines aus Messing blitzte und blinkte. Der wiederkehrende Alte, er hatte eine einzige Kelle in der Hand, sah den Blick Wilhelms.

„Ja“, meinte er, die Unentschlossenheit auf seinem Gesicht erkennend, „ein solches Lot kauft man nur einmal. Wenn Sie es mitnehmen wollen? Ich werde kaum etwas daran verdienen.“

„Was soll es denn kosten?“ fragte Wilhelm mehr aus Neugierde.

„Für drei Mark gehört es Ihnen.“

„Das ist billig“, sagte Wilhelm. „Aber ich habe ein anderes, ein altes von meinem Vater. Das läge mir dann im Weg, und das geht nicht.“

„Mm“, meinte der Alte. „Ich habe mir etwas Ähnliches schon gedacht. Ich war auch mal ein Maurer. Hier ist die Kelle. Soll ich sie einpacken — oder hören Sie erst noch auf ihren Klang?“ Mit dem letzten Wort stieß er sie auf den Boden. Wilhelm hörte einen reinen tiefen Ton. Fast glich er dem einer Glocke.

„Die nehm' ich“, rief er und streckte die Hand über die Theke. Freundlich gab ihm der Alte die Kelle. Wie einen Strahl wirbelte Wilhelm sie um die Hand. Sein Gesicht wurde hell.

„Ja, das ist sie“, lachte auch der Alte. Wilhelm schnickte im Raum einmal hierhin und dahin, als stehe er schon an der Mauer.

„Soll ich sie einpacken?“, erinnerte ihn der Alte an sein Dasein.

„Ja, doch“, sagte Wilhelm, legte die Kelle auf die Theke, zog seine Börse und beglich die Schuld. Beim Einpacken sah er dem Alten auf die Hände. Erst, als er aus dem Laden war, fühlte er sich ganz sicher. Er drückte die Kelle unter den Arm und ging nach Hause.

Philipp Faust

Stein in der Mauer

Über der Stadt, hoch oben im Gerüst am aufgehenden Mauerwerk, steht Meister Karner, der Steinmetz. Er erbaut mit seinen Gesellen die Mauer, sie setzen Quader um Quader am Dom.

Vom Lande herein ist der uralte Steinberg gekommen mitten in die Stadt, und die Steinbrocken, in die sie ihn zerschlagen haben, werden zum lebenden Dom. Tausend Hände erbauen den großen Steinleib; ein Mann allein ist nichts vor dem Dom. Immer neue Steinmetzen müssen ihm zuwachsen aus den Buben der Stadt, die in den Bauhütten um seine Mauern die Steinkunst lernen.

Da steht in einer der Hütten Martin, der Lehrbub, vorm Stein, der vor ihm auf der Bank liegt; den soll er behauen. Er treibt ihm, wie jeder neue Quader, zuerst das Blut in den Kopf und das Feuchte in die Handflächen: so ein großer Stein und so ein schwächerer Bub!

Weil der Meister im oberen Mauerwerk ist, muß der Ulrich ein Auge auf die Lehrbuben haben. „He, Martin, jetzt fang einmal an“, ruft er herüber, „stier nicht so lang in die Luft; es geht einer wie der andere!“ Der Geselle kann leicht reden! So einfach ist das nicht, das Bosseln. Aber Martin nimmt den Hammer nun richtig und beginnt Hieb auf Hieb mit der breiten Schneide zu schlagen. Ulrich hat den Stein schon vorgearbeitet und die Randschläge gemacht, so daß die obere rauhe Steinseite von einem glatten Streifen umrahmt ist. Nun muß Martin das Innere, Bucklige abflachen und den Rand angleichen. Aber einen Stein behauen, will gelernt sein. Steinkunde wächst nicht von selbst wie Haar und Bart. Was das Werkzeug abgebrochen hat, kann man nicht mehr hinleimen. Man muß einen klaren Kopf haben und eine sichere Hand, dazu ein Herz, das warten kann. Der Stein kennt keine Zeit, er ist das Uralte auf Erden und das liegende Schwere. — „Schlag nur dicht und nicht so hastig“, sagt der Ulrich nach einer Weile, „spar dich, der Stein ist groß genug und Feierabend noch lang' nicht.“

Der Martin hat nun keine Angst mehr; der Hammer ist der Hand schon williger geworden. Ringsum klopfen die Steinmetzen. Das harte, trockene Klirren, der helle Schlag von Stahl auf Stein ist überall, und die Steinsplitter fliegen. Die Dommauer drüben, blank und herrisch, fängt den Blick ganz ein und verschluckt alle Neugier. Er ist wieder über seinem Stein, Martin will nicht trödeln. Wagen mit neuen Quadern rumpeln schon wieder heran, die Fuhrleute schreien, und die Räder ächzen. Steinlast drückt! Martin setzt Schlag um Schlag auf seinen Stein. Der gibt jetzt viel vom rauhen Gewand her, darunter kommt eine schöne Fläche aus hundert feinen Rillen und Graten heraus, dicht nebeneinander, eine ganz neue Oberfläche. Ein jeder Schlag weist seine Spur ... Das schmeckt nicht nach Spiel; Stunde auf Stunde muß geleistet werden, bis ein

Arbeitstag daraus wird. Ehe er sich einfügt, muß der Stein winkelrecht behauen sein — das muß er freilich noch dem Ulrich überlassen. Viele gleiche Steine reihen sich zur Mauer, ein jeder ist ein Stück davon. Man sieht sie dann nicht einzeln an, man sieht nur die Mauer und den Dom. Doch der Stein verschwindet nicht. Er ist da; wer will, kann auch seine Fugen sehen ... Martin fährt mit der Hand über die nasse Stirn.

Am späten Nachmittag — Meister Karner steht in der Tür. Er will nach der Arbeit seiner Leute sehen. Auch Ulrich ist klein vor Meister Karner; er muß ihm seine Arbeit vorweisen: Ein Stück Türleibung mit Rillen, Bändern und runden Stäben. Dem ist Ulrich mit breiten und schmalen Meißeln und mit dem Schlägel beigekommen, da reicht der Spitzhammer nicht mehr hin. Der Meister prüft genau; wo ihm das Auge nicht genug zeigt, da fühlt er mit den Fingern die Vertiefungen nach. Dann nimmt er das Formbrett, das ist im Umriß der Türleibungen ausgesägt, so daß es sich nun, auf den Stein gelegt, damit decken muß. Das tut es ohne Tadel; Ulrich scheint gut gearbeitet zu haben. Martin lugt zum Meister hinüber, verstohlen, daß er nicht auffällt. Der Meister geht wieder. Nun liegt der Schatten der Dommauer lang und breit über der Hütte, und der Feierabend ist nicht mehr aufzuhalten.

Alfred Zacharias

Eine Bauhütten-Anekdote

Es war einmal ein Mann, der an einer Bauhütte vorbeikam. Er fragte einen Arbeiter: „Was tust du?“ Der antwortete ihm: „Ich verdiene fünf Mark am Tage.“ Der Fremde fragte einen zweiten Arbeiter: „Was tust du?“, und der hob seine Augen kaum von der Arbeit und sagte: „Ich behaue einen Stein.“ Da fragte der Fremde den dritten Arbeiter: „Und was tust du?“ Und dieser sprach und hob seine Augen zum Himmel: „Ich baue einen Dom.“

Sankt Joseph II

Im Schatten eines mächtigen Felsens saß Wilhelm an grauser Stelle, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel und Fichten in den Felsengründen zu seinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in seine Schreibtafel, als Felix, der herumgeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. „Wie nennt man diesen Stein, Vater?“ sagte der Knabe. „Ich weiß nicht“, versetzte Wilhelm. „Ist das wohl Gold, was darin so glänzt?“ sagte jener. „Es ist keins!“ versetzte dieser, „und ich erinnere mich, daß

es die Leute Katzensgold nennen." „Katzensgold?" sagte der Knabe lächelnd, „und warum?" „Wahrscheinlich, weil es falsch ist, und man die Katzen auch für falsch hält." „Das will ich mir merken", sagte der Sohn und steckte den Stein in die lederne Reisetasche, brachte jedoch sogleich etwas anderes hervor und fragte: „Was ist das?" — „Eine Frucht", versetzte der Vater, „und nach den Schuppen zu urteilen, sollte sie mit den Tannzapfen verwandt sein." — „Das sieht nicht aus wie ein Zapfen, es ist ja rund." — „Wir wollen den Jäger fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wissen zu säen, zu pflanzen und zu warten, dann lassen sie die Stämme wachsen und groß werden, wie sie können." —

Kaum war dies gesprochen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwei Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit, sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stutzten und einen Augenblick still hielten. Dabei vernahm er eine männliche Stimme, welche um die Felsecke herum ernst, aber freundlich herabrief: „Warum steht ihr stille? Versperrt uns den Weg nicht!"

Wilhelm sah aufwärts, und hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn das, was ihm jetzt vor Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber die schöne Last, die er trug. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeslagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Worte kommen konnte, sagte der junge Mann: „Unsere Kinder haben in diesem Augenblick schon Freundschaft gemacht. Wollt Ihr mit uns kommen, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältnis entstehen könne?" Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: „Es tut mir leid, daß ich Euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Grenzhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, Eurer freundlichen Einladung genug zu tun, so gebe ich Euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei Euch. Wie weit ist's hin?" „Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung", sagte der Zimmermann, „und von dem Grenzhause habt Ihr nur noch anderthalb Stunden." Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verschwinden, als Wilhelm nachrief: „Wie soll ich Euch aber erfragen?" „Fragt nur nach Sankt Joseph!" erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den



B. Strigel

*Die Heilige Familie (1505)
(in der Werkstatt)*

blauen Schattenwänden verschwunden. Ein frommer mehrstimmiger Gesang ertönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme seines Felix zu unterscheiden.

Als Wilhelm am andern Tage nachkam, wies man ihn zu einem noch teilweise erhaltenen Klostergebäude; vom Hof ging es zu einer großen Tür hinein, und unser Wanderer fand sich in einer sehr reinlichen, wohlerhaltenen Kapelle, die aber, wie er wohl sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am meisten erregte, waren farbige auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drei Teile der Kapelle herumreichten. Die Gemälde stellten die Geschichte des Heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien; hier wird er getraut; es folgt die Verkündigung des Engels Gabriel. Mit Andacht betrachtet er das neugeborene Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an.

Nicht lange war Wilhelm seinen Betrachtungen überlassen, so trat der Wirt herein, den er sogleich als den Führer der heiligen Karawane wiedererkannte. Sie begrüßten sich aufs herzlichste; mancherlei Gespräche folgten; doch Wilhelms Aufmerksamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirt merkte das Interesse seines Gastes und fing lächelnd an: „Gewiß, Ihr bewundert die Übereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die Ihr gestern kennenlerntet. Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuten sollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht.“

„O ja!“ versetzte Wilhelm. „Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Bergöde so gewaltig wirkte und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Besitzungen und Rechten an sich zog und dafür mannigfaltige Bildung in der Gegend verbreitete —, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen ausübte.“ Jetzt rief eine freundliche Stimme im Hofe den Namen Joseph. Der Wirt hörte darauf und ging nach der Tür.

Also heißt er auch Joseph! sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug, und doch eben nicht so sonderbar, als daß er seinen Heiligen im Leben darstellt.

„Es ist billig“, sagte der wieder eintretende Wirt, „daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr, als ich an Ihnen fühle, daß Sie imstande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernsten Grunde beruht. Diese geistliche Anstalt, von der Sie noch die Reste sehen, war der Heiligen Familie gewidmet und vor alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kapelle des Heiligen Joseph hat sich erhalten, so auch der brauchbare Teil der Klostergebäude. Die Einkünfte bezieht schon seit geraumen

Jahren ein weltlicher Fürst, der seinen Schaffner hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls seinem Vater in dieser Stelle nachfolgte.

Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater gesellte, indem er die Einnahmen besorgte, so schloß ich mich ebenso gern, ja noch lieber an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern ausspendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohltaten im ganzen Gebirge bekannt und beliebt war. Sie schickte mich bald da-, bald dorthin, bald zu bringen, bald zu bestellen, bald zu besorgen, und ich fand mich sehr leicht in diese Art von frommem Gewerbe. Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu schleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Esel mit Körben zu versehen und vor mir her die steilen Fußpfade hinauf und hinab zu treiben. Der Esel ist im Gebirg kein so verächtlich Tier wie im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, sich für besser hält als den andern, der den Acker mit Ochsen umreißt. Und ich ging um so mehr ohne Bedenken hinter meinem Tiere her, als ich in der Kapelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre glangt war, Christus und seine Mutter zu tragen. Doch war diese Kapelle damals nicht in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befindet. Sie ward wie ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Gerätschaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war übereinander geschoben. Glücklicherweise, daß die Gemälde so hoch stehen und die Täfelung etwas aushält. Aber schon als Kind erfreute ich mich besonders, über das Gerümpel hin und her zu klettern und die Bilder zu betrachten, die mir niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Pate sei, und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine besondere Bedingung war, daß der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anspruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, so sollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, ein Handwerk lernen, und zwar ein solches, das zugleich hier oben in der Wirtschaft nützlich wäre.

Mein Vater war Böttcher und schaffte alles, was von dieser Arbeit nötig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer Vorteil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderstehlich nach dem **Zimmererhandwerke**, wovon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau von Jugend auf neben meinem Heiligen gemalt gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so weniger, als bei so mancherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anspruch genommen ward, ja, bei Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzerkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höheren Aussichten bestärkte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr fast ganz verloschen ist. Sobald Sie wissen, was es

vorstellen soll, so werden Sie sich's entziffern können. Dem Heiligen Joseph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen zwei gegebenen Säulen soll der Prachtsitz aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen köstlichen Königsthron. Aber wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtsessel herbeischafft: er findet ihn zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu spaßen; der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt, ihn überallhin zu begleiten, ihm in kindlich demütigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt seine Not und ist gleich mit Rat und Tat bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater, er solle den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks, und beide fangen an, zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnismäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts gespart war, das freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus aber zog ich keine Bedenklichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre tat; welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Gesellen und Lehrbuben beschäftigen konnte.

Wie mein Vater als Böttcher für den Keller gesorgt hatte, so sorgte ich, älter geworden, für Dach und Fach und verbesserte manchen schadhaften Teil der alten Gebäude. Besonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remisen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieses geschehen, als ich meine geliebte Kapelle zu räumen und zu reinigen anfang. In wenigen Tagen war sie in Ordnung, fast wie Ihr sie seht, wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beschädigten Teile des Tafelwerks dem Ganzen gleich wiederherzustellen. Auch solltet Ihr diese Flügeltüren des Eingangs wohl für alt genug halten; sie sind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, sie in ruhigen Stunden zu schnitzen, nachdem ich sie vorher aus starken eichenen Bohlen im ganzen tüchtig zusammengefügt hatte. Was bis zu dieser Zeit von Gemälden nicht beschädigt oder verloschen war, hat sich auch noch erhalten, und ich half dem Glasermeister bei einem neuen Bau mit der Bedingung, daß er bunte Fenster herstellte."

Johann Wolfgang Goethe

Gastrollen der Zimmerleute

Die Zimmerleute pflegen in der Baubude nur Gäste zu sein. Sie sitzen dann auf mitgebrachten Klötzen oder auf über Eimer gelegten kurzen Brettstücken, vielleicht auch auf einer schmalen Ecke, die ihnen ein Maurer von seinem Platz eingeräumt hat. Die Maurer fühlten sich als die Herren vom Bau und sollen jetzt ihre Arme an sich halten, weil die Bude für diese große Anzahl Leute nicht vorgesehen ist. Außerdem reißen die Zimmerleute die ganze Unterhaltung an sich. Sie haben ein ganz anderes Wesen als die Maurer. So wie sie sich hoch oben durch die Lüfte schwingen, so sind auch ihre Bewegungen. Auch unten auf der Erde schweben sie noch auf ihren schmalen Balken. „Laß kommen“, sagen sie, und greifen hinaus ins Weite. Da kommen Nägel, Äxte, Hämmer, ja sogar kurze Balken zu ihnen geflogen. Sie werfen sich alles zu, selbst ihre Unterhaltung. Die Maurer können ihnen schlecht folgen. Auch sie stehen frei und weit, haben aber stets einen festen Boden unter sich. So bauen sie ihre Mauern, so stellen sie ihre Gerüste auf.

In der fünften Woche war das dritte Stockwerk hoch. Wieder erschienen da die Zimmerleute, schrien ihr „Ho-ruck“ und „Führen“. Dabei schwenkten sie auch wieder die Balken und zogen sie auf die Mauern. Einen Tag nur brauchten sie dazu, wie an allen Stockwerken.

Dann kam der Dachstuhl. Da war alles schon gezapft und gelocht. Eines paßte in das andere hinein. Damit es ganz fest wurde, schlugen sie noch Holznägel hinein. Da waren die Pfetten und die Zangen, diese quer auf dem Dachstuhl und jene längs. Der Dachstuhl stand fest wie eine Mauer. Und einer von den Zimmerleuten, sie hatten alle schwarze Samthosen an und manche ebensolche Westen mit talergroßen weißen Knöpfen daran, schwang, oben auf dem schmalen Holz stehend, seinen breiten Hut und fing damit die Nägel auf, die man ihm hinaufwarf. Und dann schritt er hoch oben über die schmalen Kanten, als wolle er zum Tanz gehen. Den Hut hielt er an der Seite wie die Hand eines Mädchens. Dann wandte er sich mit einem Schwung und schlug die Nägel ein, lange Siebenzöller. Für jeden Zoll gebrauchte er nur einen Schlag und gab in seinem Übermut noch einen Schlag obendrein, so daß sich der Kopf des Nagels tief in das Holz hineinbohrte. Seine Schläge klangen dunkel und weit. Weit hallten sie durch das Tal. Von unten schoben sich die Sparren zu ihm herauf. Die waren mit Klauen versehen. Die griffen unten in die Mauerlatte, in der Mitte an die Pfette und oben an den Firstbalken. Es war ein sauberes Stück Arbeit, das die Leute da hinlegten. In vier Tagen hatten sie das Haus gerichtet. Der Bauherr konnte zufrieden sein. Gern schlug er den letzten Siebenzöller ein, den die Zimmerleute nach altem Brauch ihm vorbehalten hatten. Er brauchte allerdings 12 Schläge dazu. Zwölf wäre ein gutes Zeichen, sagte der Zimmerpolier; zu jedem Schlag gehöre ein Kasten Bier!

Philipp Faust

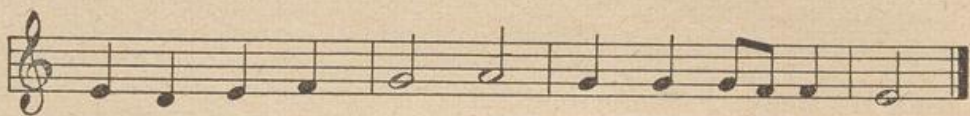
Zimmergesellen-Klatschlied



1. Mein Handwerk fällt mir schwer, drum lieb ich's noch viel mehr; es



freut mich ja von Her-zen, es macht mir kei - ne Schmer-zen. Mein



Hand-werk fällt mir schwer, drum lieb ich's noch viel mehr.

Des Sommers in dem Wald, wo Axt und Beil erschallt,
wo die Nachtigall tut singen, des Meisters Geld tut klingen;
da spürt man nichts als Lust in unsrer Herzensbrust.

Die Schnur, die ziehn wir aus nach rechtem Handwerksbrauch,
den Zirkel zum Abstechen, den Zollstock zum Abmessen,
die rechte Höh und Breit, die Läng' ist auch dabei.

Wo kommen Kirchen her und Häuser noch viel mehr,
schöne Brücken auf den Flüssen, alles das wir zimmern müssen!
Zu Wasser und zu Land ist unser Handwerksstand.

Ist nun ein Bau vorbei und gibt's 'ne Schmauserei,
gut zu essen und zu trinken, gebratne Wurst und Schinken,
gut Bier, ein Krüglein Wein — da ist gut Zimmermann sein.

Ist aber ein Bau vorbei, der Meister will trotzig sein,
schnür'n wir unser Geschirr zusammen und reisen in Gottes Namen,
sprechen bei einem andern zu, da gibt's Arbeit genug.

Volkslied

Der Schlüssel zur ganzen Welt

An der Ecke der stillen Kirchstraße, die auf den Fjord mündet, wohnte ein Tischler, der Swein Ilt hieß.

Früher war er ein lebensfroher Mann gewesen, der gern mit seinen Kindern scherzte; wenn er sie hoch durch die Luft geschwungen, hatten sie oft voller Freude und Schreck gekreischt, und in den Fenstern hatten Blumen gestanden und weiße Vorhänge daran gelehnet.

Jetzt sah alles verödet aus; Swein Ilt, der Tischler, war vor der Zeit alt geworden, seitdem ihm eine böse Krankheit die Kinder und schließlich auch die Frau genommen hatte. Sein graues Haar war immer zu lang, und der Bart wuchs in Büscheln, und die Augen blickten tief und schwer. In der Werkstatt, wo früher sieben bis acht Mann geschafft hatten, arbeiteten nur noch zwei; die Nachbarn sahen den Meister kaum; man hörte ihn nur — meist spät bis in die Nacht — allein darin werken.

An einem Sommerabend war Swein Ilt aus dem Torweg getreten und hatte Erik Hauge herangewinkt, ihm eine Besorgung zu machen. Still und scheu stand der Junge vor diesem wortkargen Ernst und seltsamen Aussehen. Als er zurückkam, fiel der Blick des Tischlers auf den Stock, den der Knabe in der Hand trug; einen Kopf hatte er in den Griff geschnitten; der Alte sah den Kopf und auch das Übrige genau an, das darunter geschnitzt war; sie standen in der Werkstatt unter der großen Hängelampe, deren Schirm das Licht über der Drechselbank sammelte. Es sah hier nicht viel anders aus als in anderen Tischlerwerkstätten auch; trotzdem war dem Jungen seltsam beklommen zu Mute.

„Wie alt bist du?“ — „Etwas über 14.“ — „Was willst du werden?“ — „Ich habe an Seemann gedacht.“ — „Weißt du, warum du Seemann werden möchtest?“

Der Knabe dachte nach. Diese Worte verlangten eine klare Antwort, das begriff er.

„Du weißt nicht, warum du zur See willst?“ — „Ich will mich in der Welt umsehen.“ — „Hast du keinen anderen Grund?“ — „Ich will so schnell wie möglich auf eigenen Füßen stehen.“ Hm, das war ein vernünftiger Grund. — „Sieh her!“ Dabei riß er ein Stück Werklewand von einem Gegenstand in ihrer Nähe. „Was glaubst du wohl, was das ist?“ — „Ein Tisch.“ — „Was für ein Tisch?“ Der Knabe sah hin und staunte. Die Platte war aus verschiedenen Holzarten ineinander und nebeneinander verarbeitet worden. Zwei Zweige schienen sich darüber zu ranken mit dunklem Laub und glänzenden Blüten. Das Ganze war so fremd und dennoch natürlich. — „Das

ist ein Nähtisch", sagte der Tischler Swein Ilt. Er öffnete mit einem blankgelben Schlüssel und zog eine Schublade heraus. Sie wirkte wie ein Haus, dessen Dach abgenommen ist. „Es gibt darin zwei Räume, die keiner sehen und keiner öffnen kann, ohne eingeweiht zu sein“, erklärte der Alte mit leiser Stimme. „Die Frau, die diesen Tisch besitzt, hat vielleicht einige alte Briefe oder sonst liebe Erinnerungen, die niemand sehen soll; kennt sie diesen Tisch, versteht sich auf ihn und liebt ihn, kann sie ruhig alles darin verbergen. Er läßt sich sein Geheimnis nicht ablauern, er bewahrt die Treue für immer.“ Dann schloß Swein Ilt die Schublade und steckte den blanken Schlüssel in die Tasche. „Weißt du, wie lange man studieren muß, um Doktor zu werden?“ Nein, Erik wußte es nicht; er hatte nur so etwas gehört, als brauche man dazu sehr lange Zeit. „Mit dem Tischlerstudium wird man eigentlich nie fertig“, sagte Swein Ilt, indem er sich auf seine Hobelbank setzte. Der Rücken war gebeugt, der Kopf geneigt, über die Ohren und Backen fielen die langen, dünnen Haare; aber die Stimme war frei, und still brannten die Augen. Sie waren das einzige, das Erik jetzt sah, obgleich sie nicht auf ihn gerichtet waren. „Selbst wenn jemand Talent und Liebe zu diesem Fach hat, wird er doch oft enttäuscht; denn die Arbeit gelingt nicht immer so gut, wie man will; sie wird anders, als man es sich gedacht hat. Aber man hat auch seine Freuden. Gott nahm mir meine Frau und alle meine Kinder. Ich hätte nichts mehr in der Welt, wenn ich nicht mein Handwerk hätte. Es ist ein Reichtum. Als ich jung war, reiste ich in fremde Länder und sah und lernte. Es war der Schlüssel zur ganzen Welt. Und jetzt, da ich hier sitze, alt und einsam, ist mein Handwerk wieder ein Schlüssel zur ganzen Welt; es eröffnet die Welt in mir, öffnet mir den Weg zur Freude und zum Schmerz; es gibt mir viele Gedanken und Träume.“

Swein Ilt schwieg und zog ein kleines, glattes, frisch gehobeltes Brett an sich. Er strich mit seinen Tischlerhänden darüber, die von Firnis und Beize befleckt waren. „Wer ein tüchtiger Tischler ist“, so sprach es aus ihm, „der liebt auch die Bäume. Er lernt verstehen, welche Natur jeder Baum hat, und wessen es bedarf, sie zu verwerten . . . Die Fichte, die spröde ist, die Kiefer, die fett und gelblich, die Buche, deren Anschwellungen unter der dünnen Haut einem muskelstraffen Arm gleichen, die Eiche, so hart wie Eisen und Stein, die elastische Esche und die zähe Ulme, das schwarze Ebenholz und die lackene Farbe des Mahagoniholzes. Aus wieviel Baumarten ist der Tisch gemacht, der hier steht! Dabei muß ich oft denken, wo die Bäume gewachsen sind, der eine hier in Norwegen, der andere in Afrika, die Zeder am Libanon. Und Teile dieser Bäume wurden zu einem Nähtisch, der einen Menschen erfreuen wird und einen zweiten und dritten im Laufe der Zeiten. Vielleicht regt er später, viel später einen anderen Tischler zu einer neuen Arbeit an. Da begreift man, was Ewigkeit ist . . .“

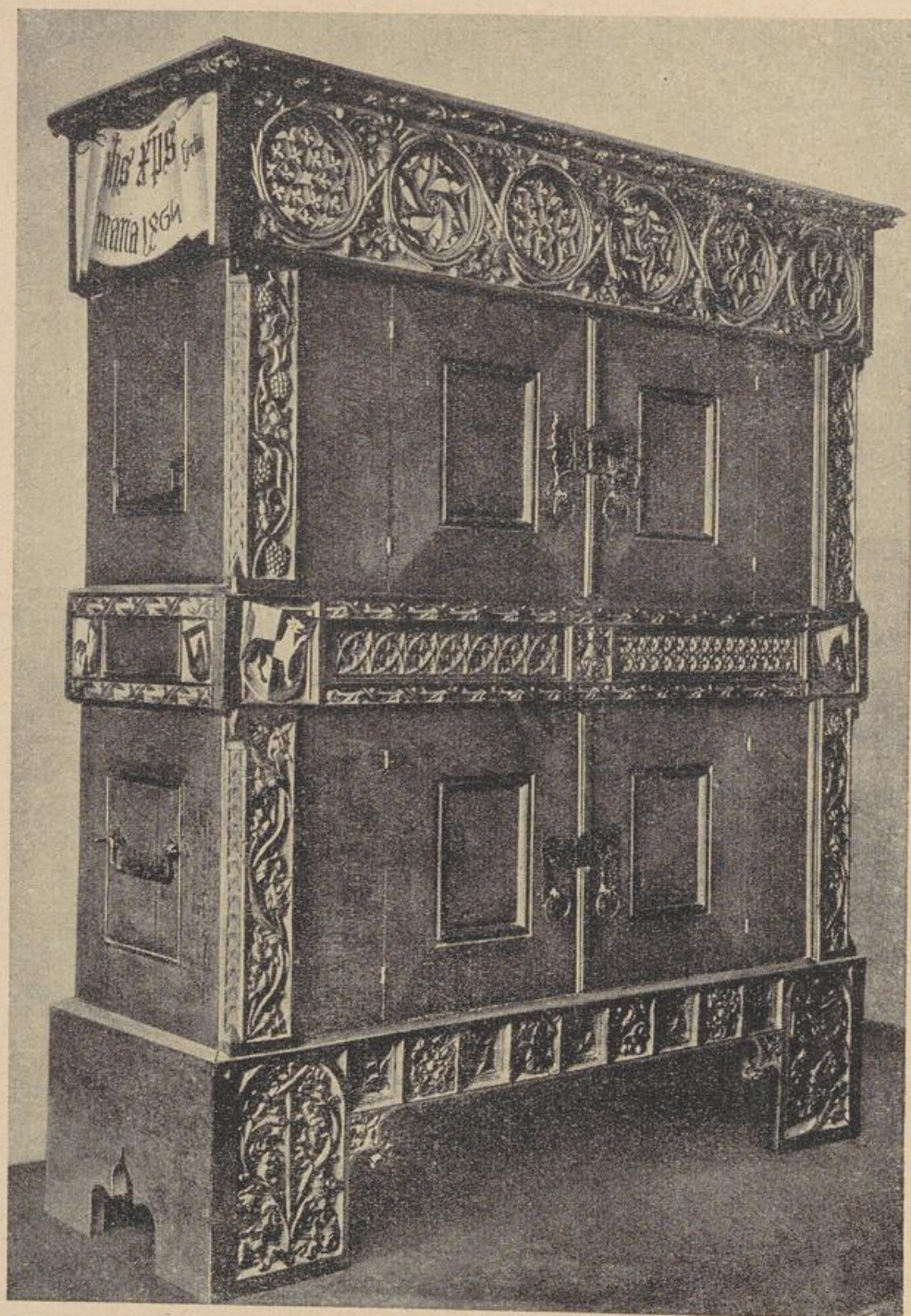
Eine Weile blieb er stumm, aber genau in derselben Stellung wie zuvor. Er schien innerlich weiterzusprechen; seinen Zuhörer, dessen verwunderte und lebenshungrige Augen ihm unbewußt die Zunge gelöst haben mochten, hatte er wohl ganz vergessen.

Als er nach einer Weile aufblickte, sah er den Stock auf der Hobelbank liegen; er nahm ihn, sah ihn von oben bis unten an und ebenso den vor ihm stehenden Knaben: „Du willst Seemann werden; das kann ganz gut sein, falls du zu der Arbeit taugst; aber du würdest auch Freude an Holzarbeit haben; ich sehe, daß du dafür begabt bist. Du hast den Handgriff, auch den Blick dafür. Du hast Liebe in den Stock gelegt.“

Damit reichte er ihm den Stecken. Der Junge stand so erstaunt, als sei er von der Straße plötzlich durch verschlossene Türen in die Werkstatt versetzt worden. Das Ding in seiner Hand, nichts weiter als eine Laune müßiger Knabenliebaberei hatte plötzlich Wert bekommen. Er wußte nichts dazu zu sagen. „Nun geh nur“, nickte der Alte, „es ist spät geworden“. Da verschwand der Knabe.

In der Nacht träumte er von einem großen goldenen Schlüssel. Er lag in einem Geheimfach des Nähtisches. Finden konnte er ihn aber nicht. Jedes Fach glich einem hohen und leeren Saale, wo man den Widerhall der eigenen Schritte hörte. Er suchte und rannte sich heiß und verzweifelt. Und vor den Sälen erblickte er die Welt im schönsten Sonnenschein . . . Die großen Gärten und den Himmel, die Städte und das Meer mit tausend Schiffen. Draußen sah er auch die riesigen Wälder, wo die Indianer in lautlosen Märschen unter den Kokosbäumen schritten . . . Er rannte weiter durch die leeren Säle; aber der Schlüssel steckte in keinem Schloß und glänzte auf keinem Boden. Erik lief und weinte. Da stolperte er und fiel und — erwachte. Er lag im nassen Schweiß und in Tränen gebadet. Und er weinte weiter, zuerst weil er das Schluchzen nicht verhalten konnte, aber dann wurde er ruhiger, fühlte sich so erleichtert, so wunderbar klar. Er wußte jetzt ganz sicher, was er werden würde . . . Es würde schon noch ein Plätzchen für ihn in der Wohnung sein; er konnte ja in der Küche schlafen; tagsüber war er ja in der Werkstatt. Mutter und Vater und die Geschwister würden sich wundern, wenn er damit herauskam, er habe sich anders entschlossen. Wenn er es ihnen nur erklären konnte! Vater würde ihn wohl wankelmütig schelten. Aber schließlich halfen sie ihm doch wohl, Tischler zu werden, wenn sie auch nicht begriffen, daß sie ihm damit halfen, den Schlüssel zur ganzen Welt zu finden.

Peter Egge
(Aus dem Norwegischen)



*Gotischer Schränk des Jörg Syrlin
Schreiner-Bürger zu Ulm (1465)*

Die Geschichte einer Tischlerfamilie vom 19. ins 20. Jahrhundert

Eine uns verwandte Familie besaß bei Andreasberg im Harz ein kleines Wiesengut, die Schlufft genannt. Die Leute besorgten die Fuhren für den Bergwerksbetrieb, also den Transport von den Gruben zum Pochwerk und vom Pochwerk zur Hütte. In einem Jahr eines besonders guten Verdienstes beschloß der Vater der Familie, sich Möbel für eine gute Stube machen zu lassen. Damals war ein



Norddeutscher Renaissance-Schrank (1580)

Tischlermeister Kast in Clausthal im ganzen Oberharz als der beste Tischler bekannt. Zu ihm ging der Mann und bestellte seine Möbel. Kast hatte sich seine Stämme im Walde gekauft, die Bretter auf seinem Hof aufgestapelt und jahrelang gepflegt. So kannte er jeden Ast, jede Maserung in seinen Brettern, von denen ja niemals eins dem andern gleich ist. Heute schneidet man die Furniere mit

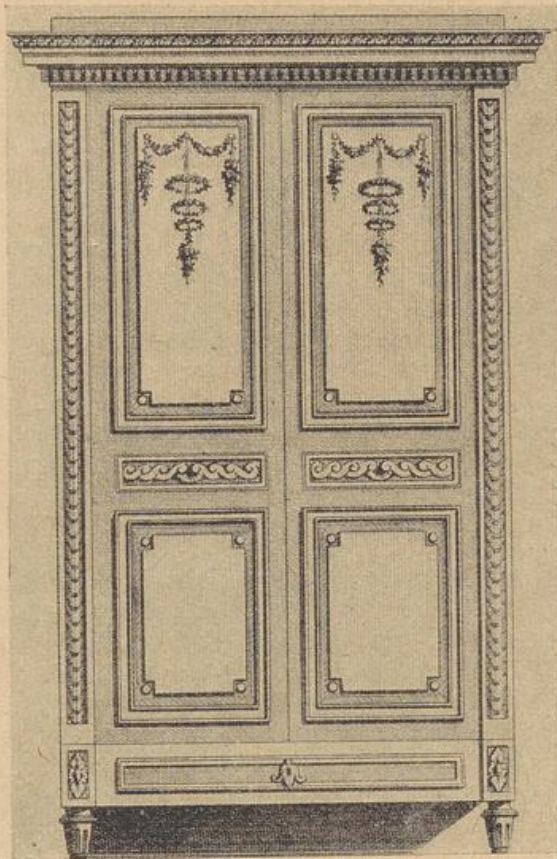
Maschinen, bei der Kostbarkeit des Holzes so dünn wie möglich. Beim Schneiden muß das Messer immer von Wasser umspült sein; dadurch werden die Furniere ausgelaugt. Kast schnitt seine Furniere mit der Hand, also dicker und ohne Spülung. Der Mann aus der Schluft wollte seine Möbel aus Eschenholz haben; dieses bekommt im Lauf der Jahrzehnte ein eigenes Feuer, das kein anderes Holz hat. Der Tischler berechnete seine Arbeit auf diese spätere Wirkung.



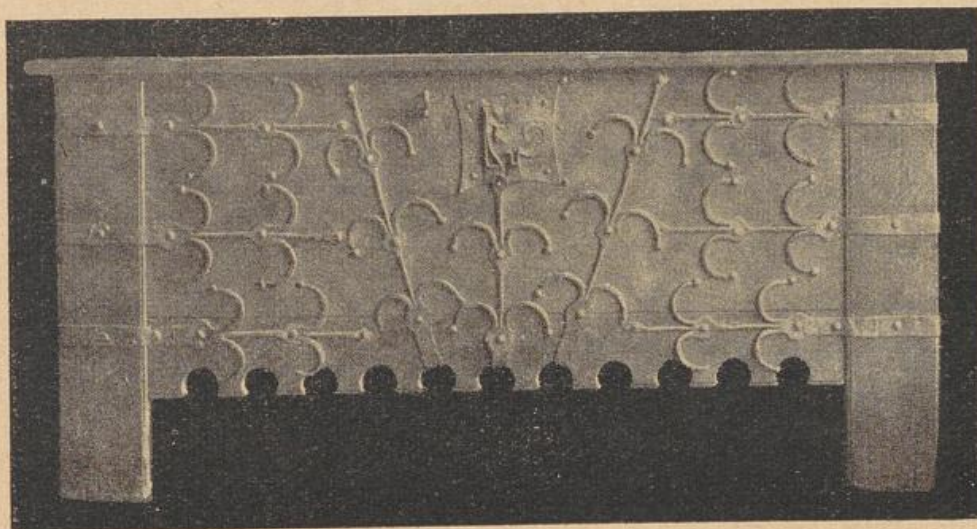
Lütticher Werkstatt \ *Rokoko-Kleiderschrank* (1750)

So war etwa das Furnier für die Lehnen der Stühle aus einem besonderen Stück ausgesucht mit eigener Maserung, und das künftige Feuer wurde erhöht durch zwei dünne schwarze Linien aus anderem Holz, welche in das Furnier eingelassen waren.

Er arbeitete in der Art des Künstlers. Was man Kunstgewerbe nennt, geht ja unmerklich in die eigentliche Kunst über und ist von ihr



R. de Lalonde *Schrank im Stil Ludwig XVI.* (1780)



Romanische Truhe (rheinisch)

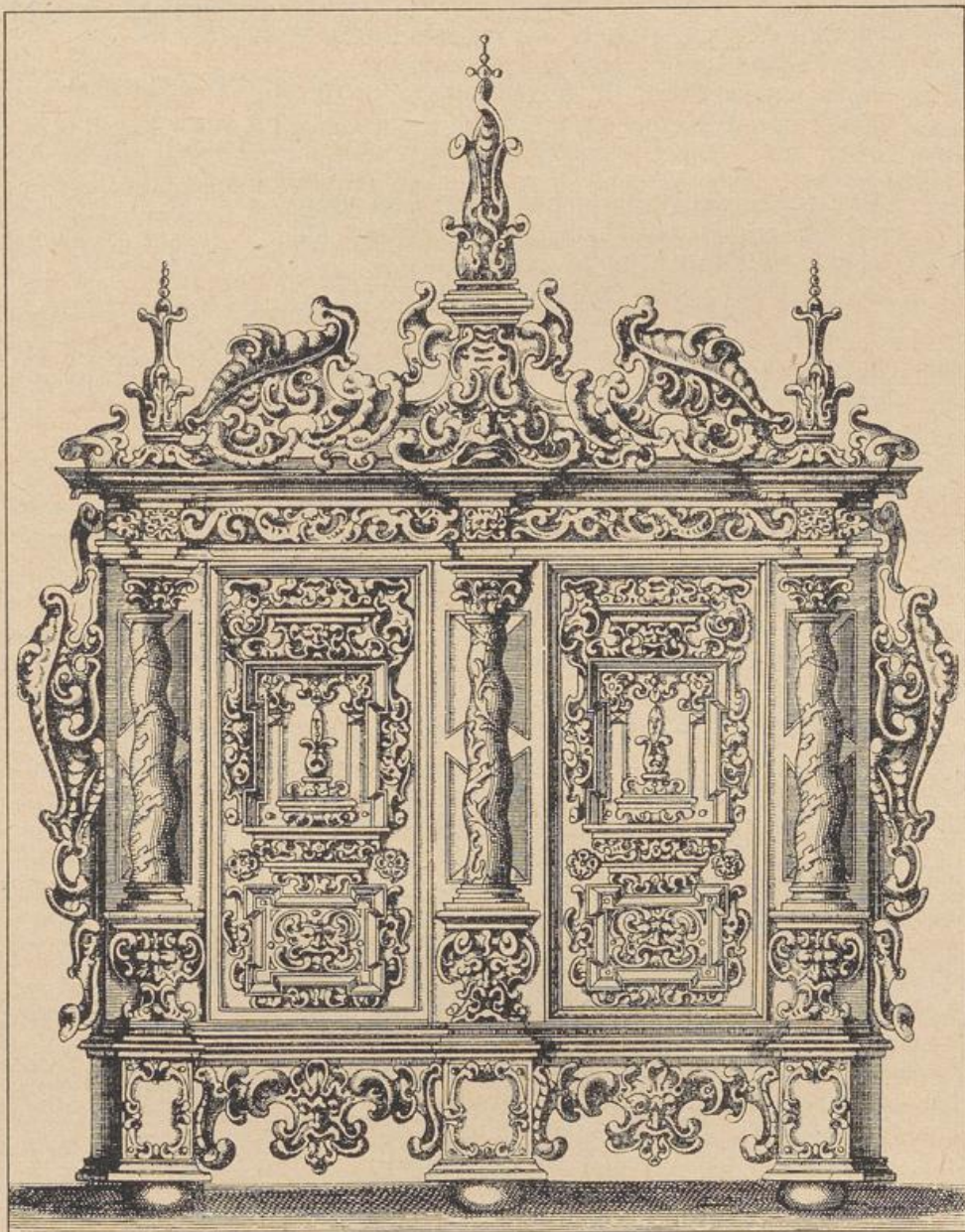
nicht zu trennen. Jede Kunst ist zunächst Handwerk. Eine bedeutende Persönlichkeit kann mit dem Handwerk die höchsten menschlichen Leistungen erzeugen; aber das ist eine Gnade Gottes. Die Voraussetzung jedoch ist hierbei das Handwerk, das nicht nur eine Handgeschicklichkeit ist, sondern auch die äußerste seelische Hingabe erfordert, die andererseits nur durch die beständige Arbeit am Stoff selbst entfaltet werden kann. Kunst und Stil lassen sich nicht künstlich erzeugen; sie können nur, wenn die außerordentlichen Begabungen vorhanden sind, aus dem handwerklich gekonnten Arbeiten erwachsen. Das Fertigfabrikat hat eine Entfernung zwischen Besteller und Hersteller mit sich gebracht. Der Mann aus der Schluft hatte schon Jahre vorher mit dem Meister auf eigenem Grund den Baum ausgesucht, aus dem die Furniere geschnitten werden sollten. Beide wußten, daß das schöne Flammenfurnier nur Stämme hergeben, die einzeln gestanden haben. So oder auf ähnliche Weise steckte in den Möbeln damals ein Stück eigenes Leben des Bestellers.

Die Geschichte der Familie Kast ist auch sehr merkwürdig für diese Wandlungen. Jener alte Tischler hatte einen Sohn, der das Handwerk weiter betrieb, und als ich Junge war, da waren Haus und Handwerk in den Händen des Enkels, der gleichfalls alte Handwerks-ehre hochhielt. Auf diese Weise ragen oft Gewohnheiten aus der vergangenen Zeit in eine ganz andere Gegenwart hinein und wirken so vielleicht lächerlich. Die Handwerksehre verbot etwa dem alten Tischler, bei einem Möbel einen eisernen Nagel zu verwenden. Die Verbindung von Seiten, Decke und Boden eines Schrankes wurde durch „Verzinken“ hergestellt. Über die Zinken kam nachher das Furnier. Die neue Zeit sagte sich, daß man ja nicht sehen kann, was unter dem Furnier sitzt, und stellte die Verbindung durch eiserne Nägel und später durch Drahtstifte her. Dergleichen hätte der Tischler Kast nie getan.

Aber nun wurden in den Großstädten die neuen Fabriken gegründet, auch arbeiteten seit Aufhebung des Zunftzwanges pfuschende Tischler auf dem Lande billige Ware. Auch in Clauthal wurde ein großes Möbelmagazin eröffnet, in dem von einem Herrn im schwarzen Bratenrock dem Publikum fertige Serienmöbel verkauft wurden. Die Kunden verließen größtenteils den alten Meister. Es wurde erzählt, daß auch Kast sich eine Ladung solcher Möbel hätte kommen lassen und nachts heimlich auf sein Lager gebracht hatte. Einige Zeit nachher erhängte er sich; Scham und sinkender Erfolg nahmen ihm die Möglichkeit, wie er sein Leben für sich und seine Familie länger erhalten sollte.

Die Welt verändert sich dadurch, daß wir uns verändern. Es ist eine bedeutende Aufgabe, die Gesetze dieser Veränderungen festzustellen.

Nach Paul Ernst



*Barockschrank des Fr. Unteutsch
Schreiner in Frankfurt a. M. (1650)*

Die ewigen Wälder

Unsere Häuser stehen auf zerstampften Feldern.
Die Felder haben uns lange verziehn.
Aber wir wohnen in zerschlagenen Wäldern.
Bett und Schrank sind vom Walde geliehn.

Nachts, wenn Wolken das Dach umreiten,
sinken wir grundwärts wie Korn und Keim,
kehren wir in urälteste Zeiten,
in das Dunkel der Waldungen heim.

Läuft ein Schauer durch Birke und Buche
und den Schreibtisch von Eichenbaum,
und es rauschen mit harzigem Ruche
ewige Wälder durch unseren Traum.

Wenn die Wipfel im Herbststurm knarren,
dünn sich der blätterne Vorhang bläht, —
hebt sich ein Knacken in Schwellen
und Sparren,
quillt es und schwillt es und ächzt im Gerät.

Und wenn sich Farne und Moose besamen,
raunt's durch der Schrankfächer trockene Reih'
über Gestelle und Leisten und Rahmen
wie ein dunkles Stammesgeschrei.

Aber sie wollen sich ja nicht wehren.
Sie erwachsen, drum haben sie Zeit.
Sie verstummen im Frühlicht und kehren
heim in die große Geduldigkeit.

Wissen: nach winzigen Menschenjahren
sind acht Bretter uns zugebracht,
Bretter, die Bäume im Walde waren.
(Auch die Bretter ächzen bei Nacht.)

Einmal aus den zerfallenen Brettern,
aus zerfallenem Fleisch und Bein
heben sich Bäume mit Ästen und Blättern,
ewige Wälder wolkenein.

Werner Bergengruen

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich

1. Reparaturarbeiten am Sankt-Georgenturm

Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden-, jahre-, jahrzehntelang hat der Turm keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet sich in der Mitte der Turmdachhöhe die enge Ausfahrtür; unsichtbare Hände schieben zwei Rüststangen heraus. Dem Zuschauer von unten scheint es, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Rüststangen stehen wenige Fuß heraus, und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Luken im Zickzack in das offene Auge des Tages hinein. Lang währt das Pochen, dann verstummt es. Und den Rüststangen nach und quer auf ihnen liegend schieben sich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erscheinen ein Menschenhaupt und ein paar rüstige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geschwungenem Hammer, bis die Bretter fest aufgenagelt sind. Die fliegende Rüstung ist fertig. So nennt sie ihr Baumeister, dem sie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüstung baut sich nun die Leiter, und ist das Turmdach sehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält sie zusammen als der eiserne Längehaken, nichts hält sie fest als auf der Rüstung vier Männerhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal über der Ausfahrtür und an der Helmstange mit starken Tauen angebunden, dann sieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen, so weh dem schwindelnden Menschenkinde tief unten auf der sicheren Erde wird, wenn es heraufschaut und meint, die Leiter sei aus leichten Spänen zusammengeleimt wie ein Weihnachtsspielzeug für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu tun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein —, mag er seine arme Seele Gott befehlen. Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter — und ein einziger falscher Tritt kann sie verschieben — stürzt ihn rettungslos hinab in den sicheren Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erschrecken!

Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten atemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die der Steiger von ihrem letzten Zufluchtsort verscheucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein! Der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt wie

sie. Er ist kein eitler Wagling, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das fliegende Gerüst gebaut, er weiß, sein Herz ist stark und sein Tritt ist sicher. Er sieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödliche Schwindel herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blickes, und oben steht er. Es gibt keinen Himmel und keine Erde für ihn, nur die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Tau zusammenknüpft. Der Knoten ist geschlungen; die Zuschauer atmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und sein Tun hoch oben zwischen Himmel und Erde. „Schieferdecker“ spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erst sein Werk. Er holt ein anderes Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Turmknopf um die Stange. Daran befestigt er den Flaschenzug mit drei Kolben, an den Flaschenzug die Ringe seines Fahrzeugs. Ein Sitzbrett mit zwei Ausschnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige, gekrümmte Lehne, hüben und drüben Schiefer, Nägel und Werkzeugkasten. Zwischen den Ausschnitten vorn das Hau-eisen, ein kleiner Amboß, darauf er mit dem Deckhammer die Schiefer zurichtet, wie er sie eben braucht. Dies Gerät, von vier starken Tauen gehalten, die sich oberhalb in zwei Ringe für den Haken des Flaschenzuges vereinigen, das ist der Hängestuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Turmdach umsegelt. Mittels des Flaschenzuges zieht er sich mit leichter Mühe hinauf und läßt sich herab, so hoch und tief er mag; der Ring oben dreht sich mit Flaschenzug und Hängestuhl, nach welcher Seite er will, um den Turm. Ein leichter Fußstoß gegen die Dachfläche setzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Bald bleibt kein Menschenkind mehr unten stehen und sieht herauf; der Schieferdecker und sein Fahrzeug sind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen sich an ihn; sie sehen ihn für einen Vogel an, wie sie sind, nur größer, aber friedlich wie sie; und die Wolken hoch am Himmel haben sich nie um ihn gekümmert. Tag für Tag hantiert er mit Flickeisen und Klaue. Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig ist mit Hämmern und Nageln. Eines Tages sind Mann, Fahrzeug, Leiter und Rüstung verschwunden. Das Entfernen der Leiter ist so gefährlich wie ihre Befestigung, aber es faltet niemand unten die Hände, kein Mund rühmt des Mannes Tat zwischen Himmel und Erde. Tief unten lärmt noch das Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben gehen noch die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken, ihren großen Gang, aber niemand mehr umfliegt das steile Dach als der Dohlen krächzender Schwarm.



F. Boehle

Der Schieferdecker (1896)

2. Handwerker-Heldentum

Es schlug zwölf vom Sankt-Georgenturm. Der letzte Schlag schien nicht verhallen zu können. Aber das tiefe, dröhnende Summen, das solang' anhielt, war nicht mehr der verhallende Glockenton. Denn nun begann es zu wachsen; wie auf tausend Flügeln kam es gerauscht und geschwollen und stieß zornig gegen die Häuser, die es aufhalten wollten, und fuhr pfeifend und schrillend durch jede Öffnung, die es traf; polterte im Hause umher, bis es eine andere Öffnung zum Wiederherausfahren fand; piff wütend um die Straßenecken; blies den Schnee von einem Dach aufs andere und wirbelte ganze tanzende Riesentannen aus Schnee geformt vor sich her.

Da man ein Gewitter voraussah, war alles in den Kleidern geblieben. Die Rats- und Bezirksgewitternachtsachen sowie die Spritzenmannschaften waren schon seit Stunden beisammen. Herr Nettenmair hatte den Sohn nach der Hauptwachtstube im Rathause gesandt, um da seine, des Ratsschieferdeckermeisters, Stelle zu vertreten. Die zwei Gesellen saßen bei den Turmwächtern, der eine zu Sankt Georg, der andere zu Sankt Nikolaus. Die übrigen Ratswerkleute unterhielten sich in der Wachtstube, so gut sie konnten. Der Ratsbauherr sah bekümmert auf den brütenden Apollonius Nettenmair. Der fühlte des Freundes Auge auf sich gerichtet und erhob sich, seinen Zustand zu verbergen. In dem Augenblick brauste der Sturmwind von neuem in den Lüften daher. Auf dem Rathausturme schlug es eins. Der Glockenturm wimmerte in den Fäusten des Sturms, der ihn mit sich fortriß in seine wilde Jagd. Apollonius trat an ein Fenster, wie um zu sehen, was es draußen gäbe. Da leckte eine riesige schwefelblaue Zunge herein, bäumte sich zitternd zweimal an Ofen, Wand und Menschen auf und verschlang sich spurlos in sich selber. Der Sturm brauste fort; aber wie er aus dem letzten Glockenton von Sankt Georg geboren schien, so erhob sich jetzt aus seinem Brausen etwas, das an Gewalt sich so riesig über ihn emporreckte, wie sein Brausen über den Glockenton. Der Sturm brauste und piff wie mit der Wut des Tigers, daß er nicht vernichten konnte, was er packte; das tiefe, majestätische Rollen, das ihn überdröhnte, war das Gebrüll des Löwen, der den Fuß auf dem Feinde hat, der triumphierende Ausdruck der in der Tat gesättigten Kraft.

„Das hat eingeschlagen“, sagte einer. Ein Hilfesgeschrei, ein Feuerruf erscholl durch den Sturm und Donner. „Es hat eingeschlagen“, schrie es draußen auf der Straße. „Es hat in den Turm von Sankt Georg geschlagen. Fort nach Sankt Georg! Jo! Hilfe! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Jo! Feuerjo auf dem Turm von Sankt Georg!“ Hörner bliesen, Trommeln wirbelten darein. Und immer der Sturm und Donner auf Donner. Dann rief es: „Wo ist der Nettenmair? Kann einer helfen, ist's der Nettenmair! Jo! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Der Nettenmair!“

Der Bauherr sah Apollonius erbleichen. „Wo ist der Nettenmair?“ rief es wieder draußen. Da schlug eine dunkle Röte über seine bleichen Wangen, und seine schlanke Gestalt richtete sich hoch auf. Er knöpfte sich rasch ein, zog den Riemen seiner Mütze fest unter dem Kinn. „Bleib' ich“, sagte er zu dem Bauherrn, indem er sich zum Gehen wandte „so denkt an meinen Vater, an meines Bruders Weib und seine Kinder.“ Der Bauherr war betroffen. Er drückte ihm die Hand. Apollonius empfand alles, was der Händedruck sagen wollte. Er sagte mit seinem alten Lächeln: „Auf solche Fälle bin ich immer bereit. Aber es gilt Eile. Auf Wiedersehen!“ Der schnelle Apollonius war dem Bauherrn bald aus den Augen.

Der Ruf: „Nettenmair! Wo ist der Nettenmair?“ tönte dem Gerufenen auf seinem Wege nach Sankt Georg entgegen und klang hinter ihm her. Das Vertrauen seiner Mitbürger weckte das Gefühl seines Wertes in ihm auf. Als er aus der Fremde zurückkehrend die Heimatstadt vor sich liegen sah, hatte er sich ihr und ihrem Dienste gelobt. Nun durfte er zeigen, wie ernst gemeint sein Gelübde war.

Der Platz um Sankt Georg war mit Menschen angefüllt, die alle voll Angst nach dem Turmdache hinaufsahen. Der ungeheure alte Bau stand wie ein Fels in dem Kampfe, den Blitzeshelle mit der Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umschlangen ihn tausend hastige glühende Arme mit solcher Macht, daß er selber aufzuglühn schien unter ihrer Glut; wie eine Brandung lief's an ihm hinauf und stürzte gebrochen zurück, dann schlug die dunkle Flut der Nacht wieder über ihm zusammen. Ebensooft tauchte die Menge aneinander gedrängter bleicher Gesichter auf um seinen Fuß und sank wieder ins Dunkel zurück.

Da rief einer, sich selbst tröstend: „Es ist ein kalter Schlag gewesen. Man sieht ja nichts!“ Ein anderer meinte, die Flamme von dem Schlage könne noch ausbrechen. Hundert Stimmen setzten dagegen auseinander, welches Unglück die Stadt treffen könnte, ja treffen müßte, wenn der Schlag kein kalter war. Die meisten stellten in angstvoller Beredsamkeit den Gang dar, den der Brand nehmen würde. Stürzte das brennende Dachgebälke, so trieb es der Sturm dahin, wo eine dichte Häusermasse fast an den Turm stieß. So war das ganze Stadtviertel, das vor dem Winde lag, bei dem Sturm und Wassermangel unrettbar verloren. Diese Auseinandersetzungen brachten Ängstlichere so aus der Fassung, daß jeder neue Blitz ihnen als die ausbrechende Flamme erschien.

„Wo hat es eingeschlagen?“ fragte Apollonius, der eben daherkam. „In die Seite nach Brambach zu“, antworteten viele Stimmen.

Apollonius machte sich Bahn durch die Menge. Mit großen Schritten eilte er die Turmtreppe hinauf. Er war den langsameren Begleitern um eine gute Strecke voraus. Oben fragte er vergebens. Die Türmersleute meinten, es müsse ein kalter Schlag gewesen sein, und waren

doch im Begriff, ihre besten Sachen zusammenzuraffen, um vom Turme zu fliehen. Nur der Geselle, den er am Ofen beschäftigt fand, besaß noch Fassung. Apollonius eilte mit Laternen nach dem Dachgebälke, um sie da aufzuhängen. Innen am Dachgebälk wurde Apollonius keine Spur von einem beginnenden Brande gewahr. Weder der Schwefelgeruch, der einen Einschlag bezeichnet, noch gewöhnlicher Rauch war zu bemerken. Apollonius hörte seine Begleiter auf der Treppe. Er rief ihnen zu, er sei hier. In dem Augenblick zuckte es blau zu allen Turmluken herein, und unmittelbar darauf rüttelte ein prasselnder Donner an dem Turme. Apollonius stand erst wie betäubt. Hätte er nicht unwillkürlich nach einem Balken gegriffen, er wäre umgefallen von der Erschütterung. Ein dicker Schwefelqualm benahm ihm den Atem. Er sprang nach der nächsten Dachluke, um frische Luft zu schöpfen. Die Werkleute, dem Schläge ferner, waren nicht betäubt worden, aber vor Schrecken auf den obersten Treppentufen stehengeblieben. „Herauf!“ rief ihnen Apollonius zu. „Schnell das Wasser! Die Spritze! In diese Seite muß es geschlagen haben, von der kamen Luftdruck und Schwefelgeruch. Schnell mit Wasser und Spritze an die Ausfahrttür!“ Der Zimmermeister rief, schon auf der Leitertreppe hustend: „Aber der Dampf!“ „Nur schnell!“ entgegnete Apollonius. „Die Ausfahrttür wird mehr Luft geben, als uns lieb ist!“ Der Maurer und der Schornsteinfeger folgten dem Zimmermann, der die Schläuche trug, so schnell wie möglich mit der Spritze die Leitertreppe hinauf. Die andern brachten Eimer kalten, der Gesell' einen Topf heißen Wassers, um durch Zugießen das Gefrieren zu verhindern.

In solchen Augenblicken hat, wer Ruhe zeigt, das Vertrauen, und dem gefaßten Tätigen unterordnen sich die andern ohne Frage. Der Bretterweg nach der Ausfahrttür war schmal; durch die verständige Anordnung Apollonius' fand dennoch alles im Augenblicke seinen Platz. Zunächst Apollonius, nach der Türe zu, stand der Zimmermann, dann die Spritze, dann der Maurer. Die Spritze war so gewendet, daß die beiden Männer die Druckstangen vor sich hatten. Zwei starke Männer konnten das Druckwerk bedienen. Hinter dem Maurer stand der Schieferdeckergeselle, um über dessen Schulter, so oft es nötig wäre, von dem heißen Wasser zuzugießen. Andere betrieben des Gesellen vorheriges Geschäft; sie schmolzen Schnee und Eis und behielten das gewonnene Wasser in der geheizten Türmerstube, damit es nicht wieder zu Eis fror. Andere waren bereit, als Zuträger zwischen Dachstuhl und Türmerstube zu dienen, und bildeten eine Art Spalier. Während Apollonius mit raschen Worten und Winken den Plan dieser Geschäftsordnung dem Zimmermann und Maurer mitteilte, die ihn dann in Ausführung brachten, hatte er die Dachleiter schon in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Riegel der Ausfahrttür. Die Leute hatten die beste Hoffnung; aber als durch

die geöffnete Tür der Sturm hereinpiff, dem Zimmermann die Mütze vom Kopfe riß und Massen feinen Schneestaubs gegen das Gebälke warf und heulend und rüttelnd den Dachstuhl auf und ab polterte, und Blitz auf Blitz blendend durch die dunkle Öffnung brach, da wollte der Mutigste die Hand von dem vergeblichen Werke abziehen. Apollonius mußte sich mit dem Rücken gegen die Türe kehren, um atmen zu können. Dann, beide Handflächen gegen die Verschalung oberhalb der Türe gestemmt, bog er den Kopf zurück, um an der äußern Dachfläche hinaufzusehen. „Noch ist zu retten“, rief er angestrengt, damit die Leute vor dem Sturm und dem ununterbrochenen Rollen des Donners ihn verstehen konnten. Er ergriff das Rohr des kürzesten Schlauches, dessen unteres Ende der Zimmermann einschraubend an der Spritze befestigte, und wand sich den oberen Teil um den Leib. „Wenn ich zweimal hintereinander den Schlauch anziehe, drückt los. Meister, wir retten die Kirche, vielleicht die Stadt!“ Die rechte Hand gegen die Verschalung gestemmt, bog er sich aus der Ausfahrtür; in der linken hielt er die leichte Dachleiter frei hinaus, um sie an dem nächsten Dachhaken über der Türe anzuhängen. Den Werkleuten schien das unmöglich. Der Sturm mußte die Leiter in die Lüfte reißen und — nur zu möglich war's — er riß den Mann mit. Es kam Apollonius zustatten, daß der Wind die Leiter gegen die Dachfläche drückte. An Licht fehlte es nicht, den Haken zu finden; aber der Schneestaub, der dazwischen wirbelte und vom Dache herabrollend in seine Augen schlug, war hinderlich. Dennoch fühlte er: die Leiter hing fest. Zeit war nicht zu verlieren; er schwang sich hinaus. Er mußte mehr der Kraft und Sicherheit seiner Hände und Arme vertrauen, als dem sicheren Tritt seiner Füße; denn der Sturm schaukelte die Leiter samt dem Mann wie eine Glocke hin und her. Oben, seitwärts über der ersten Sprosse der Leiter, hüpfen bläuliche Flammen mit gelben Spitzen. Der Raum, den der Brand bis jetzt einnahm, war klein. Der Frost in der Verschalung warf die hartnäckig immer wiederkehrenden hüpfenden Flämmchen lange zurück, ehe sie bleibend einwurzeln und von dem Wurzelpunkte aus weiterfressen konnten. Er sah: noch war zu retten; und er brauchte die Kraft, die ihm dieser Gedanke gab. Die Leiter schaukelte nicht mehr bloß herüber und hinüber, sie wuchtete zugleich auf und ab. Was war das? Wenn der Dachhaken locker war — aber er wußte, das konnte nicht sein —, diese Bewegung war unmöglich. Aber die Leiter hing ja gar nicht an dem Haken; er hatte sie an ein hervorspringendes Eichenblatt der Blechverzierung angehängt. Sein Gewicht wuchtete an dem Stücke und zog es mit der Leiter immer mehr herab. Noch einen Zoll tiefer, und das Blatt lag waagrecht, und die Leiter glitt von dem Blatte herab und mit ihm hinunter in die ungeheure Tiefe. Sechs Zoll weit neben dem Blatte war der Haken. Noch drei leichte Schritte die schwankende Leiter hinauf,

und er faßte mit der linken Hand den Haken, hielt sich fest daran und hob die Leiter mit der rechten von dem Blatte herüber an den Haken. Sie hing. Die linke ließ den Haken und faßte neben der rechten die Leitersprosse; die Füße folgten; er stand wieder auf der Leiter. Und jetzt begannen schon die Schiefer unter der Lücke zu glühen; nicht lang, und sie rollten sich schmelzend, und die brennenden Schlacken trugen das Verderben fliegend weiter. Apollonius zog die Klaue aus dem Gürtel; wenig Stöße mit dem Werkzeug, und die Schiefer fielen abgestreift in die Tiefe. Nun übersah er deutlich den geringen Umfang der brennenden Fläche; seine Zuversicht wuchs. Zwei Züge an dem Schlauch, und die Spritze begann zu wirken. Er hielt das Rohr erst gegen die Lücke, um die Verschalung oberhalb des Brandes noch geschickter zum Widerstande zu machen. Die Spritze bewies sich als kräftig; wo ihr Strahl unter den Rand der Schiefer sich einzwängte, splitterten diese krachend von den Nägeln. Die Flammen des Brandes knisterten und hüpfen zornig unter dem herabfließenden Wasser; erst dem unmittelbar gegen sie gerichteten Strahl gelang es, und auch diesem mehr durch seine erstickende Gewalt als durch die Natur seines Stoffes, die hartnäckigsten zu bezwingen.

Die Brandfläche lag schwarz vor ihm, dem Strahl der Spritze antwortete kein Zischen mehr. Da rasselte das Getriebe der Uhr tief unter ihm. Es schlug zwei. —

Jeder Atem stockte. Aus Hunderten der verschiedensten Gesichter starrte derselbe Ausdruck nach dem Manne hinauf. Keiner glaubte an das Wagnis, und sie sahen das Wagnis doch. Es war etwas, das ein Traum wäre und doch Wirklichkeit zugleich. Keiner glaubte es, und doch stand jeder einzelne selbst auf der Leiter, und unter ihm schaukelte sich der leichte Span in Sturm und Blitz und Donner hoch zwischen Himmel und Erde. Und sie standen doch auch wieder unten auf der festen Erde und sahen nur hinauf. Und doch! — wenn der Mann stürzte, dann waren sie's, die stürzten. Die Menschen unten auf der festen Erde hielten sich krampfhaft an ihren eigenen Händen, an ihren Stöcken, an ihren Kleidern, um nicht herabzustürzen von der entsetzlichen Höhe. So standen sie sicher und hingen doch zugleich über dem Abgrunde des Todes, jahrelang, ein Leben lang, denn die Vergangenheit war nicht gewesen; und doch war's nur ein Augenblick, seit sie oben hingen. Sie vergaßen die Gefahr der Stadt, ihre eigene über der Gefahr des Menschen da oben, die ja doch ihre eigene war. Sie sahen, der Brand war getilgt, die Gefahr der Stadt vorüber. Sie wußten es wie in einem Traume, wo man weiß: man träumt; es war ein bloßer Gedanke ohne lebendigen Inhalt. Erst als der Mann die Leiter herabgeklommen, in der Ausfahrtür verschwunden war und die Leiter sich nachgezogen hatte, erst als sie

nicht mehr oben hingen, als sie sich nicht mehr an den eigenen Händen, Stöcken und Kleidern festhalten mußten, da erst kämpfte die Bewunderung mit der Angst. Eine alterszitternde Stimme begann zu singen: „Nun danket alle Gott!“ Als der alte Mann an die Zeile kam: „der uns behütet hat“, da stand erst allen vor ihrer Seele, was sie verlieren konnten und was ihnen gerettet war. Die fremdesten Menschen fielen sich in die Arme, einer umschlang in dem andern die Lieben, die er hätte verlieren können, die ihm gerettet waren. Alle stimmten ein in den Gesang; und die Töne des Dankes schwellen über die ganze Stadt, über Straßen und Plätze, wo Menschen standen, die gefürchtet hatten, und drangen in die Häuser hinein bis in das innerste Gemach und stiegen bis in die höchste Bodenkammer hinauf. Die ganze Stadt war eine einzige Kirche und Sturm und Donner die riesige Orgel darin. Und wieder erhob sich der Ruf: „Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Wo ist der Helfer? Wo ist der Retter? Wo ist der kühne Junge? Wo ist der brave Mann?“ Sturm und Gewitter waren vergessen. Alles stürzte durcheinander, den Gerufenen suchend; der Turm von Sankt Georg wurde gestürmt. Den Suchenden kam der Zimmermann entgegen und sagte, der Nettenmair habe sich einen Augenblick im Türmerstübchen zur Ruhe gelegt. Nun drangen sie in den Zimmermann: Er sei doch nicht beschädigt? Seine Gesundheit habe doch nicht gelitten? — Der Zimmermeister konnte nichts sagen, als daß Nettenmair mehr getan habe, als ein Mensch im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu tun imstande sei.

Wohl eine halbe Stunde hatte Apollonius gelegen. Ehe er sich gelegt, hatte er noch gesorgt, daß die Laternen vorsichtig ausgelöscht wurden. Er hatte die Ausfahrttür geschlossen und die Spritze in die Türmerstube bringen lassen, damit der Frost ihr keinen Schaden tun konnte. Er vermochte kaum mehr zu stehen. Der Geselle hatte unterdes frische Kleider geholt. Später auf dem Wege begann eine große Not für Apollonius. Er wurde von Arm in Arm gerissen; selbst angesehene Frauen umfaßten und küßten ihn. Seine Hände wurden so gedrückt und geschüttelt, daß er sie drei Tage lang nicht mehr fühlte. Er verlor seine natürliche edle Haltung nicht. Wer ihn nicht schon kannte, verwunderte sich; man hatte sich ihn anders gedacht, braun, keckäugig, verwegen, übersprudelnd von Kraftgefühl, wohl sogar wild. Aber man gestand sich, sein Ansehen widersprach dennoch nicht seiner Tat. Das mädchenhafte Erröten einer so hohen männlichen Gestalt hatte seinen eigenen Reiz, und die verlegene Bescheidenheit des ehrlichen Gesichts, die nicht zu wissen schien, was er getan, gewann alle Herzen; die milde Besonnenheit und einfache Ruhe stellte die Tat nur in ein schöneres Licht; man sah, Eitelkeit und Ehrbegierde hatten keinen Teil daran gehabt.

Otto Ludwig

Wie Johann ein Stubenmaler wurde

Wenn von Johannes' Berufswahl die Rede war, galt es als ausgemacht, daß er Maler würde. Diese Entscheidung war getroffen, weil im Handwerk doch die Gewohnheit herrschte, das Geschäft des Vaters auf einen Sohn zu vererben, weil Johann nicht widersprach und weil angenommen wurde, er hätte ein gewisses Talent zum Zeichnen. Mit diesem Talent war es nun freilich nicht weit her. Er zeichnete in der Schule allerdings gern nach den dort vorhandenen Vorlagen, von einer besonderen Begabung aber war keine Rede, und vom Zeichenlehrer ist auch nie davon gesprochen worden. Talent wurde genannt, daß Johann nicht ganz so gleichgültig zeichnete wie die meisten anderen Knaben. Es kam vor, daß er einen auf der Vorlage bewunderungswürdig — wie ihm schien — gezeichneten Baum mit der größten Sorgfalt kopierte, daß er in der geduldigsten Weise an den Laubmassen kritzelte, für die Behandlung des Stammes sogar ein gewisses Verständnis aufbrachte und vom Zeichenlehrer und zu Hause dann gelobt wurde. Begabung aber war das nicht. Denn es war dem Knaben unmöglich, aus dem Kopf oder nach der Natur zu zeichnen, er fühlte auch kaum das Bedürfnis, es zu tun. Es kam hinzu, daß ihm eines Tages einige Schriftvorlagen in die Hand gefallen wären, die der Vater für seine Schildermalereien benutzte. Es waren alte Frakturschriften, und die kühnen, weichen Schnörkel der großen Buchstaben gefielen dem Knaben so gut, daß er die Lettern nachzuzeichnen und sich einzuprägen begann. Er begann, seinen Namen auf Schreibhefte und Löschblätter zu zeichnen, und er kam bei den Mitschülern schnell in den Ruf, ein großer Schriftzeichner zu sein. Diese Neigung wurde im Elternhaus bemerkt und verstärkte den Ruf. Zum Widerspruch lag ein Anlaß nicht vor. Eine bestimmte Neigung für irgendeinen Beruf hatte er nicht, aller Berufsentscheidung stand er gleichgültig gegenüber, denn er kannte sich selbst noch in keiner Weise. Die Wichtigkeit der Berufswahl sah er nicht ein, wurde auch von seiner Umgebung nicht auf den Gedanken gebracht, daß eine der folgenreichsten Entscheidungen zu treffen sei. Der Fehler bestand darin, daß die Entscheidung zu früh gefällt wurde und den kleinbürgerlichen Gewohnheiten nach gefällt werden mußte. Geistige Anlagen entwickeln sich oft spät. Bei Johann haben sie sich erst einige Jahre später unzweideutig angekündigt. Ihm selbst war seine Bestimmung beim Verlassen der Schule noch ganz unklar. Er hatte den Vater vor Augen und mit ihm das Bild eines Zwiespaltes von Pflicht und Neigung; er glaubte, so sei es überhaupt im Leben, der Beruf sei eine Sache für sich und das Lebensgefühl eine andere. Daß beides zusammenfließen und die Tage mit Arbeitsleidenschaft ausfüllen könne, davon wußte er nichts und konnte er nichts wissen. Es war in ihm ein unklares Sehnen und Wünschen, eine gegenstandslose Begeisterungsfähigkeit, aber kein bestimmter Wille. Der Vater hatte sein Programm bereits fertig. „Du

lernst nun", sagte er, „vier Jahre bei Onkel Jochen. Dann gehst du auf die Wanderschaft. Nach einigen Jahren heiratest du irgendwo die Tochter deines Meisters, übernimmst dessen Geschäft, und ich komme dann zu dir, um dir zu helfen.“ Johann sagte zu alledem treuherzig: „Ja“. Der Vater glaubte fest an die Möglichkeit einer Verwirklichung dieses Planes, und er ist später bitter enttäuscht gewesen, als es so ganz anders kam.

Als Johann am ersten Morgen wegging, um die Werkstatt von Onkel Jochen aufzusuchen, von Vater und Mutter zärtlich betreut, im funkelneuen Arbeitsanzug, war ihm wunderbar zumute. Er war gerührt mit tausend guten Ermahnungen entlassen worden, ihm war bänglich und beklommen zumute; das neue Zeug stand brettsteif um den Körper, die harte Leinwand scheuerte am Hals und roch so eigentümlich, daß sich ihm das neue Leben, das zu beginnen er im Begriff war, mit diesem Geruch zu einer Vorstellung verband. Doch hätte der Abschied von zu Hause gar nicht so feierlich zu sein brauchen, denn nach zwei Stunden war Johann schon wieder da. Onkel Jochen zeigte sich gleich am ersten Tag als ein Mann, der sich in die Situation eines anderen nicht hineinfinden konnte. Als der neue Lehrling ankam, wurde er von dem Onkel und der Tante freundlich empfangen und eine Stunde lang in die Wohnstube gesetzt, bis der Meister in der Werkstatt mit seinen Gehilfen fertig war. Dann holte der Onkel ein Papier hervor und beauftragte Johann, damit stracks zum Vater zurückzugehen und dessen Unterschrift zu fordern. Das hätte nun sehr wohl Zeit bis zum nächsten Tag gehabt, und abends sollte der Lehrling ja zum Schlafen wieder heimgehen. Onkel Jochen hatte es sich aber aus irgendwelchen Gründen anders ausgedacht, und so stand Johann denn um acht Uhr früh wieder vor dem Vater. Auf den neuen Lehrling machte dieses nutzlose Hin und Her gleich am ersten Morgen einen ernüchternden Eindruck. Um so mehr, als der Weg wohl dreiviertel Stunden betrug und nun schon dreimal hatte zu Fuß zurückgelegt werden müssen. Als er dann beim Meister wieder ankam, war dieser bereits weggegangen; die Tante gab Johann Frühstück und brachte ihn in die Werkstatt zu dem Vorarbeiter, dem sogenannten Werkstattpolier, der wegen seiner Grobheit berüchtigt war, von dem allerhand Schlimmes erzählt wurde, der Johann für dieses Mal aber freundlich, mit einer süßlichen Untertänigkeit der Meisterin gegenüber empfing und dem neuen Lehrling eine Arbeit zuteilte. Johann erledigte seine Arbeit schnell und gut, da er vom Vater gründlich vorgebildet war, und erregte damit das Erstaunen und den Beifall des neuen Vorgesetzten. Es war ungefähr so wie am ersten Schultag. Nie ist er stärker gelobt worden, als für diese erste Arbeit, die darin bestand, Blumenkübel zu streichen. Da der Polier ein Trinker war und eben gefrühstückt hatte, geriet er ein wenig ins Faseln, setzte auseinander, was alles nötig sei, um ein guter Maler zu werden, und schloß mit diesen Worten: „Vor allem mußt du drei Dinge haben: Kopf, Genie und Ellbogenkraft.“ Und Johann sagte zu alledem verehrungsvoll:

„Ja.“ In den Morgenstunden ging es sonst in der Werkstatt lebhaft wie in einem Bienenstock zu. Die Lehrlinge standen an den Reibsteinen, um die feinen Farben zu reiben, Cochenillerot, Zinnober, Preußisch-Blau, Chromgelb und Kremserweiß. Die Farben wurden mit Öl angemacht, mit der glatten Seite des Reibsteines bearbeitet, bis alles Körnige verschwunden war. Am schlimmsten war es mit dem Kienruß. Das leichte schwarze Pulver stäubte und wollte sich mit dem Firnis nicht mischen lassen. Diese Arbeit wurde von den älteren Lehrlingen schadenfroh gern den jüngsten zugeschoben. Der Neuling verbreitete dann eine fürchterliche Schweinerei um sich, und um seinen Arbeitsanzug war es dann für dieses Mal geschehen. Eine unangenehme Arbeit war das Durchsieben alter Farbenreste. Die Reste wurden zusammengegossen, die hellen Farben besonders für sich und die dunkeln; die dicken häutigen Massen wurden dann durch feine Drahtsiebe gerieben, und die so gewonnenen hellen und dunklen Farben wurden zum Grundieren beim Anstrich der Fassaden verwendet. Diese Arbeit hat Johann viele Stunden und Tage tun müssen. Wenn er von den Danaiden hört, so fällt ihm unwillkürlich seine sehr unklassische Tätigkeit am Farbensieb ein.

Eine erfreulichere Beschäftigung war das Einfüllen von Farbe, Öl, Lack und Terpentin in Eimer, Töpfe, Flaschen und Blechkannen, das Abwiegen auf der Dezimalwaage und das Anschreiben im Werkstattbuch. Doch mußte man schon zwei Jahre gelernt haben, bevor man zu dieser verantwortungsvolleren Tätigkeit zugelassen wurde. Es war eine krämerartige Beschäftigung, und man kam sich dabei schon wichtiger vor. Diese Tätigkeit war um so unterhaltender, als mit der Werkstatt Lagerräume verbunden waren, in denen es ganz heimelig und romantisch zu arbeiten war. Da war ein Schuppen, in dem der Leim lagert, das isländische Moos, die Seife und die Holzspäne, die auf frisch gestrichene Fußböden gelegt werden. Johann mußte über Tonnen hinwegklettern, in halbdunklen Winkeln auf Regalen herumkramen, und da konnte er dann, wenn er recht zögerte, zehn Minuten allein sein, was immer köstlich war. Es roch streng und gut, und man konnte sich allerhand denken. Der Knabe kannte die Gerüche zwar schon aus der Werkstatt des Vaters, aber hier war doch alles in viel größeren Mengen vorhanden. In einem anderen Schuppen standen riesige Kreidefässer. Und da waren auch die Gerüstbretter, die Böcke und kurzen Leitern aufgestapelt. Wenn Johann dort arbeitete, gingen oben auf dem Holzfußboden unaufhörlich Füße hin und her. Dort war der Raum, wo die Möbel gestrichen, gemasert und lackiert wurden.

Nach der Werkstattarbeit kam der Gang zur Arbeitsstelle. Ehemalige Mitschüler und Spielkameraden gingen vorüber. Sie waren im Kontor tätig oder als Schreiber bei Rechtsanwälten angestellt, waren sauber gekleidet und sahen etwas verlegen auf Johann in seinem beklecksten Anzug. Es brach die Zeit schon an, wo das Arbeitskleid



Holzschnitt aus dem „Heiligenleben“ des Nürnberger Verlegers Koberger (1488):

*St. Lukas, der Heilige der Malergilde, mit einem Farben
reibenden Lehrbuben*

des Handwerkers in Verruf kam. Jeder wollte herrenmäßig aussehen, mit weißem Kragen, reinen Manschetten und blanken Stiefeln. Es kam jene Gesinnung auf, die sich in der Äußerung eines Dienstmädchens aussprach, das Johann einst in einem Laden im Gespräch mit dem Krämer traf. Dieser fragte, ob es wahr sei, daß sie sich verlobt hätte, und was ihr Verlobter sei. Sie antwortete: Ja, es sei schon richtig; ihr Bräutigam sei aber nicht so ein gewöhnlicher Handwerker, sondern er sei Schutzmann, also ein Beamter!

Auf der Arbeitsstelle wurde er schon mit Ungeduld erwartet, denn es war bald Frühstückszeit, und er sollte für die Gehilfen einholen. Am liebsten saßen diese in dem Raum des Hauses oder des Neubaus, der am meisten Rückendeckung bot. Die mit Gerüsten eng verstellten Räume waren ihnen die liebsten. Dort saßen sie zwischen den Gestellen und Leitern, unter Gerüstbrettern, die den Raum so niedrig machten, daß man kaum aufrecht gehen konnte, wie in einer grotesken Landschaft. Einer hatte junge Rettiche mitgebracht; das führte dann zu einer lebhaften Unterhaltung über Gemüsebau und Laubland. Ein Junggeselle hatte eine Dose Hummerkonserven vor sich. Das gab Anlaß, wichtig und breit über die Zubereitung, über den Fang und über die Lebensgewohnheiten des Hummers zu sprechen, wobei alles von ungefähr Gelesene eingeflochten wurde. Dann las jemand eine Zeitungsnotiz vor und entfesselte damit ein politisches Gespräch. Und das sprang dann willkürlich hierhin und dorthin, weil jeder wie ein Kind ausplauderte, was er besonders auf dem Herzen hatte. Johann liebte diese Frühstückspause sehr. Alles, was die Gehilfen sagten, dachten und empfanden, war dem Knaben neu und

lehrreich, alles war menschlich anregend. Das ganze Dasein dieser Menschen, die ihr Leben lang Gehilfen bleiben, sich mit ihrem dienenden Schicksal abgefunden und ihre Welt so reich, so beglücklich und sicher wie möglich ausgebaut hatten, zog am unerfahrenen Auge vorüber. Es war Johann, als erlebte er, was ihn sonst in den Büchern so stark fesselte, als gebe das Leben ihm eine Extravorstellung; er fühlte sich in diesem Kreis heimisch, weil jede Regung, die schöne und häßliche, die gute und schlimme, unbefangen zutage trat. Die Zeit von der Frühstückspause bis zum Mittag war die längste, in ihr wurde am meisten geschafft. Johann wurde nach dem Frühstück einem bestimmten Gehilfen zugeteilt, und es kam auf diesen an, ob er klar und gewissenhaft die nötigen Arbeitsanweisungen gab, oder ob er den Lehrling mürrisch behandelte und als Last empfand. Es war gewissermaßen gegen den Brauch, sich viel mit den Lehrlingen abzugeben. Anders war es, wenn der Lehrling mit einem Gehilfen allein arbeitete, auf dem Gerüst, unter der Decke, beim Ölen der Fußböden oder im Garten irgendwo beim Streichen des Zaunes. Dann wurden die Gehilfen vertraulicher, sprachen mit den Jüngeren wie mit Erwachsenen und gaben Ratsschläge für Gegenwart und Zukunft. Eine Verpflichtung bestand aber nicht für die Gehilfen, Lehrlingen Lehrer zu sein. Alles wurde wie in Bruchstücken beim Arbeiten selbst gelernt, und es blieb dem Lernenden überlassen, die Teile in einen lebendigen Zusammenhang zu bringen.

Eine Arbeit, die immer wiederkehrte, bestand darin, daß eines jener Einfamilienhäuser, die in einem Garten lagen und für den Vorort typisch waren, neu hergerichtet werden sollte. Das erste Geschäft war, in den Zimmern und Sälen Gerüste zu bauen. Diese Tätigkeit war unterhaltend. Sich auf dem Gerüst ungezwungen zu bewegen, dazu gehörte Übung und eine gewisse Seiltänzergeschicklichkeit, vor allem, wenn nur wenige Bretter vorhanden waren und wenn es in einem Treppenhaus aufgestellt war, wo man eine große Tiefe unter sich hatte. War das Gerüst gelegt, so wurde der Plafond von der alten Leimfarbenschicht gereinigt. Das war schmutzige Arbeit. Mit großen Borstenpinseln wurde die alte Farbe aufgeweicht, dann wurde sie mit Metallspateln abgekratzt und endlich abgewaschen. Darauf wurden die Risse und Löcher gegipst, und es wurde die Decke mit einer dünnen Seifenlösung überzogen. Während sie trocknete, wurden die Farben für den neuen Anstrich bereitet. Kreide wurde eingeweicht, wobei die Knoten und Klöße, die sich bildeten, mit der Hand zerdrückt und verrührt wurden. Dann wurden die Mischfarben zugesetzt. Die Farben wurden in drei oder vier Tönen vom Hellen zum Dunkeln abgetönt, der Spiegel der Decke wurde am hellsten, das Wandgesims am dunkelsten gestrichen, alle Töne aber mußten sich nach den Farben der Tapete richten. Darum mußte immer eine Tapetenprobe mit einem Nagel unter dem Wandgesims befestigt sein. Endlich wurde der Leim den Farben zugesetzt. Dann war alles zum Streichen bereit. Das war eine ernste Sache. Zwei oder gar drei

Gehilfen standen nebeneinander, die Breite des Plafonds beherrschend, und bedeckten mit großen Streichbürsten schnell und gleichmäßig die Fläche. Die Farbe durfte beim Streichen nicht trocken werden, weil sonst häßliche Ansätze entstehen. Nachher war die Spannung groß, ob die Fläche schön ebenmäßig und ohne Flecken aufzutrocknen würde. Nachher kam die feinere Arbeit. Es wurden die Linien abgeschnürt, zwischen denen die Farbbänder laufen sollten. Einen Strich zu ziehen, ihn so zu ziehen, daß man den Ansatz nicht sah, daß kein Knoten entstand, das war eine Kunst, zu der Johann so bald nicht zugelassen wurde. Wer gute Striche ziehen konnte, breite und dünne, war ein guter Gehilfe. Als einst ein „Künstler“ auftauchte und seine Probearbeit lieferte — eine Landschaft mit kleinen Engeln darin —, wurde sein Arbeitsstand lebhaft umschwärmt; und als er seine Fähigkeiten bewiesen hatte, so daß selbst die Skeptischen nichts dagegen sagen konnten, faßten sie ihr Urteil in diesen Worten zusammen: „Na ja, malen kann er ja; die Frage ist aber, ob er auch einen Strich ziehen kann.“

Der Körper mußte für die Arbeit auf dem Gerüst und unter der Decke trainiert werden. Es dauerte seine Zeit, bis man ohne Schmerzen und steifen Nacken während des ganzen Tages auf der Rüstung stehen und an der Decke mit erhobenen Armen arbeiten konnte. Zuerst durfte Johann nur die Schablonen mit anfassen, wenn die Decke mit Ornamenten verziert wurde, dann aber gab man ihm einen kleinen Pinsel und einen Malstock, einen richtigen Malstock mit einem Zeugbausch an der Spitze in die Hand und zeigte ihm, wie er die „Halter“ der Schablonen zumalen müsse. Das war eine stolze Arbeit. Häufiger freilich mußte er die Fenster streichen. Das war eine verwickelte Sache, denn da gibt es so viele Ecken, Falze und Leisten, und man kann so leicht etwas vergessen. Schwierig war es auch, die Sprossen beim Streichen sauber zu „beschneiden“, das heißt den Pinsel so zu führen, daß das Holz überall mit Farbe bedeckt ist, das Glas aber sauber bleibt. Darauf wurde viel Wert gelegt, und Johann erwarb darin eine schöne Fertigkeit.

Zuweilen wurde Johann ein Neubau als Arbeitsplatz angewiesen. Er war dann der erste, der mit einem Gehilfen zusammen den Bau betrat, und am letzten Tage, nach Monaten, allein mit dem Vorarbeiter die Fußböden und Treppen lackierte, so daß sich beide gewissermaßen über den Vorplatz hinweg aus dem fertigen Hause selbst hinauslackierten, zuschlossen und weggingen. So kam es, daß er die Malerarbeiten in ihrer Folge kennenlernte und auch sonst einen Blick auf die Tätigkeiten der anderen Handwerker werfen konnte.

Und es war etwas Wunderbares, immer von einer Arbeit umgeben zu sein, die zu einem Ganzen führte. Nicht, daß Johann dieses Ganze damals in allen seinen Teilen schon begriffen hätte; aber er empfand seine Gegenwart und erlebte es als Stimmung. Der Bau wurde ihm lebendig, er erschien

ihm mit allen seinen Gesichtern, Geräuschen und Gerüchen wie eine kleine Welt. Der Eindruck ist so stark gewesen, daß heute jedesmal ein Stück Jugend zum Greifen nahe vor ihm steht, wenn er irgendwo an einem Neubau vorübergeht und der feuchte Kalkgeruch ihm entgegenschlägt. Wie von selbst kommen dann die Erinnerungen. Er steht auf schwankenden Gerüstbrettern, sieht durch leere Fensterhöhlen auf sonnige grüne Gärten hinab, atmet den Leimgeruch der feuchten Farbe ein und sieht versonnen auf eine Meise, die sich auf dem Fenstersims niedergelassen hat und ins Zimmer äugt. Überall im Bau sind Stimmen, überall wird geklopft und gekratzt. Im Treppenhaus singen die Maler zweistimmig, und von weither dringt durch alle Geräusche mit hellem Ping-ping jener Ton, der entsteht, wenn der Töpfer die Ränder der Kacheln beklopft. Der Bau ist wie ein Lebewesen, der im Verlauf der stetigen Tagesarbeit Zelle auf Zelle ansetzt und seiner endgültigen Form still entgegenwächst. Es steht dabei eigentlich nicht in Frage, ob die geleistete Arbeit immer gut ist, ob der Geschmack, der regiert, schlechter oder besser ist; wichtig ist, daß die Arbeit unaufhaltsam getan wird, daß jeder sie einem andern aus der Hand nimmt und in die Hand gibt, daß die Gestalten der Handwerker da sind, mit ihrem Handwerkszeug klappernd, singend, pfeifend, redend, zankend, scherzend, alle in dem ihnen eigentümlichen Arbeitskleid, und jeder mit dem Gesicht und den Gesten seiner Tätigkeit.

So verschieden die Handwerker aber auch unter sich sind, sie sind doch alle von derselben Art. Sie schlossen sich damals zum Teil streng gegeneinander ab; selten frühstückten die Vertreter der verschiedenen Berufe miteinander. Es gab genug Streit und spöttische Nachrede, und in den Begegnungen auf dem Bau war häufig ein Mißtrauen, das nicht der Person, sondern dem Berufsgeiste galt. Dennoch waren alle Handwerker auch wieder ein einziger großer Stand. Jeder Beruf verlieh der Arbeits- und Lebensweise eine besondere Farbe, alle Farben zusammen aber ergaben eine Harmonie, ihnen allen war ein Grundton gemeinsam. Dieses Gemeinsame besteht darin, daß jedes Handwerk sozial genau in einer Mitte steht. Im Handwerk ist der goldene Zirkel von Tun und Denken geschlossen. Er erlaubt jedem seine Arbeit zu machen und heraufzusteigen, es kann, wie kein anderer Beruf, der Begabung zum festen Boden und zum Ausgangspunkt werden; aber es bleibt unverrückbar im Mittelpunkt der sozialen Ordnung. Es ist in sich reich gegliedert, steuert aber zugleich einer zersplitternden Spezialisierung. Kein Staatsbürger berührt so ungezwungen nach allen Seiten das Ganze der Gesellschaft wie der Handwerker.

Karl Scheffler

Kulturhistorische Einlage aus dem 16. Jahrhundert

Brief Ulrichs von Hutten an Willibald Pirckheimer vom 25. Oktober 1518

Was uns das Glück gegeben, nimmt es meist wieder weg, und das nicht allein; auch alles andere, was sich an den Menschen von außen anschließt, sehen wir dem Zufall unterworfen. Nun aber streb' ich nach Ehren, die ich ohne Mißgunst zu erlangen wünschte, in welcher Weise es auch sei; denn es besitzt mich ein heftiger Durst nach dem Ruhm, daß ich so viel wie möglich geadelt zu sein wünschte. Es würde schlecht mit mir stehen, teurer Willibald, wenn ich mich schon jetzt für einen Edelmann hielte, ob ich gleich in diesem Rang, dieser Familie, von solchen Eltern geboren worden, wenn ich mich nicht durch eigenes Bestreben geadelt hätte. Ein so großes Werk hab' ich im Sinn! Ich denke höher! Nicht etwa, daß ich mich in einen vornehmeren, glänzenden Stand versetzt sehen möchte, sondern anderwärts möcht' ich eine Quelle suchen, aus der ich einen besonderen Adel schöpfte und nicht unter die eingebildeten Edelleute gezählt würde, zufrieden mit dem, was ich von meinen Voreltern empfangen, sondern daß ich zu jenen Gütern noch etwas selbst hinzugefügt hätte, was von mir auf meine Nachkommen hinüberginge.

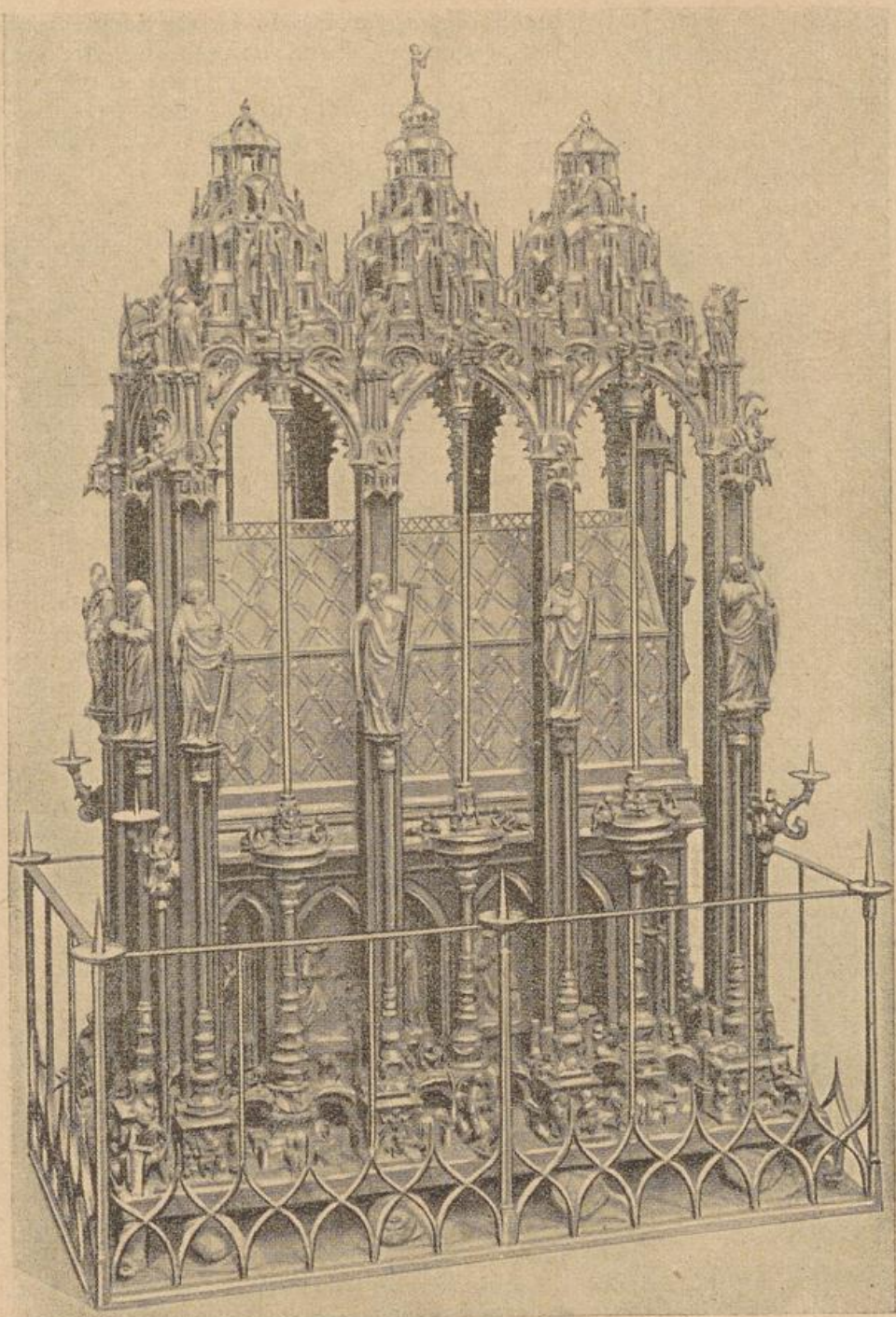
Und so gesteh' ich denn, daß ich diejenigen nicht beneide, die, von den untersten Ständen ausgegangen, über meine Zustände hinausgeschritten sind; und hier stimme ich mit den Männern meines Standes keineswegs überein, welche Personen eines niedrigen Ursprungs, die sich durch Tüchtigkeit hervorgetan haben, zu schelten pflegen. Denn mit vollkommenem Rechte werden diejenigen uns vorgezogen, welche den Stoff des Ruhms, den wir selbst vernachlässigt, für sich ergriffen und in Besitz genommen; sie mögen Söhne von Walkern oder Gerbern sein, haben sie doch mit mehr Schwierigkeit, als wir gefunden hätten, dergleichen zu erlangen gewußt. Denn was, bei Gott! heißt es, den beneiden, der das besitzt, was wir vernachlässigten? Da sind nun Walker, Schuster und Wagner vorgelaufen. Warum haben wir die Stellung verlassen?

Jedes Verlangen nach Ruhm ist ehrbar, aller Kampf um das Tüchtige lobenswert. Mag doch jedem Stand seine eigene Ehre bleiben, ihm eine eigene Zierde gewährt sein!

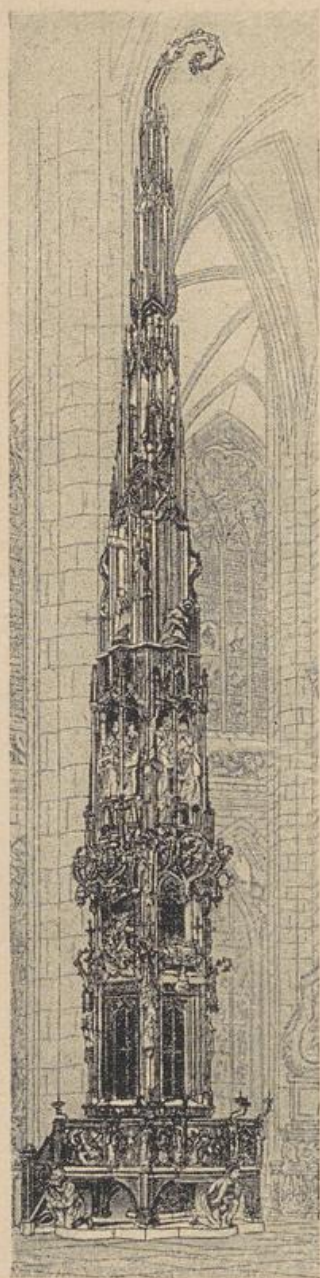
So viel hab' ich dir von meinem Ehrgeiz und seiner Beschaffenheit so weitläufig wie aufrichtig vertrauen wollen.

Bericht des Frankfurter Kaufmanns Jakob Heller über seinen Besuch beim Meister Peter Vischer am Sebaldustag in Nürnberg

Als die rauschenden Freuden des Sebaldustages zu verebben anfangen, faßte ich den Entschluß, mich nach Vischers Wohnung hinzufügen, um den kunstreichen Verfertiger des Gehäuses zum Sebaldusgrab von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ein Knabe war bald gefunden, der mich zu Vischers kleiner Wohnung führte. Die Tür fand ich offen und trat in einen kleinen dunklen Hausflur, in dem ich vergeblich horchte, ob es sich nicht irgendwo regte, und wo ich erst, nachdem mein Auge sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, eine eichene Stubentür mit Messingbeschlägen bemerkte. Da auf mein wiederholtes Anklopfen kein Laut sich vernehmen ließ, so öffnete ich leise die Tür und trat in das Zimmer. Drei Leute saßen hier in Hemdsärmeln an einem Tisch und zeichneten so eifrig, daß weder mein Pochen noch meine Tritte gehört wurden. Endlich faßte ich mir ein Herz und stammelte einen Gruß. Einer von den dreien guckte sich um und schob ein wenig sein schwarzes Käppchen. Es war ein Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren mit einer etwas gedrückten Nase und braunem, schön gekräuseltem Bart. „Was beliebt?“ fragte er kurz. Ich trug ihm, nachdem ich meinen Namen und Stand genannt, das Anliegen vor, den Herrn **Erzgießmeister Vischer** zu sprechen und seine Gießhütte zu sehen, wenn es ohne Störung geschehen könne. „Ihr stört mich immer, denn geschäftslos bin ich nie. An meiner Gießhütte ist nichts zu sehen, da keine Arbeit ist. Wer weiß, wann wieder einmal ein Gußwerk bestellt wird? Das Geld ist knapp und die Kunst wenig geschätzt“, so sagte der Alte und ich darauf: „Heute fürchte ich Euch noch mehr als sonst zu stören, da Ihr, wie ich sehe, Zeichenunterricht erteilt.“ Jener lachte, und ich erkannte meinen Irrtum, da die beiden andern, die so lange über den Tisch gebeugt saßen, endlich aufsaßen. Der eine von ihnen war nur wenig jünger und der andere mit schneeweißem Bart und einer Glatze wohl zwölf Jahre älter. „Arbeitet man in Nürnberg noch so spät und selbst am Heiligentage?“ fragte ich, um ein Gespräch einzuleiten, und Vischer erzählte, daß es wenigstens seine Sitte wäre und der Meister, die ich vor mir sähe, sich an den Feiertagen abends im Zeichnen zu üben, denn welcher Meister über die Lehrjungenjahre hinaus zu sein glaube, der finge an zu verlernen. Das junge Volk, er meinte seine Kinder, die könnten keinen Heiligentag, namentlich kein Sebaldusfest, daheim verbringen, und daher wäre es nötig, daß er das Haus bewachte. Er stand auf, ein langer, aber stämmiger Mann mit einem wahren Herkulesnacken, und drückte mir die Hand. Mit ungeheurer Begeisterung pries ich sein Sebaldusgrab in der Kirche



*Sebaldusgrab in der Sebalduskirche zu Nürnberg
vom Erzgießmeister Peter Vischer*



*Sakramentshäuschen
in der Lorenzkirche
zu Nürnberg
vom Steinmetz Adam Krafft*

des Heiligen, das ich die Krone der edelsten Kunst nannte. Dann bat ich ihn, mit den anderen Meistern mich bekannt zu machen. Der eine von ihnen war der geschickte Sebastian Lindenast, der Meister des herrlichen Uhrwerks auf der Frauenkirche, ein ernster stiller Mann mit langem, gelbem Haar und glattem Kinn. Mein Lob wies er mit den Worten zurück: „Ich habe, werter Herr, nur die kupfernen Figuren gemacht, nur die Körper vom Kaiser und von den Kurfürsten, aber mein Freund Jörg Heuß hat ihnen die Seele gegeben.“ So hieß nämlich der berühmte Schlossermeister, der Kirchenguhren verfertigte wie keiner sonst. Der dritte Meister, ein Siebzigjähriger, sah mich mit schwarzem Auge, dessen Jugendfeuer gar sehr von dem Silberbart abstach, so freundlich und vertraulich an, als wenn wir uns schon oft begrüßt hätten. Und wirklich hatte ich ihn schon gesehen in der Lorenzkirche am Sakramentshäuschen, nicht ihn selbst, aber sein treues Abbild. Es war Adam Krafft, der beste Steinmetz, nicht in Nürnberg, sondern in der Welt. Der alte Herr stand rüstig auf, setzte mir einen Schemel neben sich zurecht und vernahm es mit Freude, daß ich seine Werke mit Bewunderung schon betrachtet hatte und noch oft betrachten wollte. Auf meine Frage, was sie zeichneten, nahm Meister Lindenast das Wort: „Wir zeichnen immer alle ein Ding, jeder nach seiner Erfindung. Heute war an mir die Reihe aufzugeben, und weil mir schon lange ein Bildwerk am Rathause mit dem heiligen Martinus zu Pferde mißfallen, so schlug ich vor, ihn abzubilden, wie er mit einem Bettler seinen Mantel teilt. Dort hält der Heilige in einer Art den Degen, daß man meint, er wolle sich oder den Bettler erstechen, aber nicht ein Stück des Mantels abschneiden.“ Da er so sprach, dachte ich darüber nach und äußerte das Bedenkliche, ihn deutlich darzustellen. Der Bettler fleht und, anstatt ein Almosen vorzuziehen, zieht Martin den Degen. Das Roß muß die streitbare Natur des Reiters zeigen

und dennoch, von keinem Zügel gehalten, stille stehen, während er mit beiden Händen den Mantel zerschneidet. Nicht schicklich wäre es, den Bettler nackt darzustellen, und dennoch soll man erkennen, daß ihm des Mantels Hälfte zugedacht sei. Meine Rede fand Beifall und sonderlich bei Vischer, der auf einmal ausrief: „Sonst ist unser Brauch, uns freundlich und brüderlich zu besuchen und voneinander zu scheiden, ohne etwas zu essen und zu trinken, heute aber muß eine Ausnahme stattfinden. Unser Gast, der so klug spricht, sei es, wie es sei, muß bewirtet werden. Drum schlage ich euch, Freunde, vor, daß wir von ihm unsre Zeichnungen beurteilen lassen (er ist uns allen gleich fremd und nimmt daher keine Partei) und daß derjenige von uns, dem er den Preis zuerkennt, die Zeche bezahle. Wir gehen daneben in die Schenke, und wer die Ehre hat, der habe die Qual.“ Damit waren alle zufrieden. Ich betrachtete lange die Zeichnungen, von denen jede, allein betrachtet, unübertrefflich schien. Am saubersten und zartesten war die von Lindenast ausgeführt und die von Vischer am derbsten. Die Dürftigkeit des Mitleid erregenden Bettlers war auf allen drei Blättern gleich schön, der Kopf des Ritters überall gleich edel und das Roß gleich kriegsmutig. Bei Lindenast sah man Martin deutlich den Mantel zerschneiden, indem er darauf hinblickte, um wirklich als Christ zu teilen. Bei Krafft dagegen war der unverwandte Blick des Ritters auf den Armen gerichtet, und mit dem Degen durchfuhr er den Mantel, unbekümmert, wieviel ihm selbst noch zur Hälfte übrigbliebe. Daß das Roß hier und dort wie gebunden stand, gefiel mir nicht. Bei Vischer war dies nicht der Fall. Das Roß schien sich vielmehr vor dem Anblick des Bettlers am Wege zu entsetzen und blickte zornig seitwärts, aber mit den Zügeln, die er mit dem Ellbogen an die Brust preßte, lehrte der Ritter es stille stehen. Er blickte nicht allein zum Flehenden hin, sondern mit der einen Hand schneidend, reichte er ihm schon mit der anderen den Mantel dar. Hier war die größte Wahrheit und die größte Entschiedenheit. Ich lobte alle drei Zeichnungen, aber freimütig machte ich auf alle Mängel aufmerksam und (wunderbar!) erzürnte niemanden. „Ja“, sagte Vater Krafft mit dem Kopfe nickend, „Meister Vischer hat es heute am besten gemacht.“ „Recht so!“ rief Vischer. „Ihr stimmt ihm bei und laßt mich zahlen.“ Da ich die Zeichnungen noch immer in der Hand hielt, fragte mich Krafft, ob er mir mit der seinigen ein Geschenk machen könnte. Ich war hochvergnügt darüber und hub an: „Wie seid ihr Meister alle doch begünstigt vor anderen Menschen. Auch ich habe eine rechte Hand, die Hand hat Finger, und dennoch könnte ich keinen geraden Strich ziehen.“ „Nicht allein die rechte“, sagte Krafft darauf lächelnd, „auch meine linke Hand ist zu gebrauchen.“ Er ergriff mit ihr den Rötel und verbesserte die Zeichnungen in einer Art, so daß es viele Meister mit der rechten ihm nicht nachgemacht hätten. Auch Lindenast und Vischer schenkten mir ihre Zeichnungen. Ich dankte

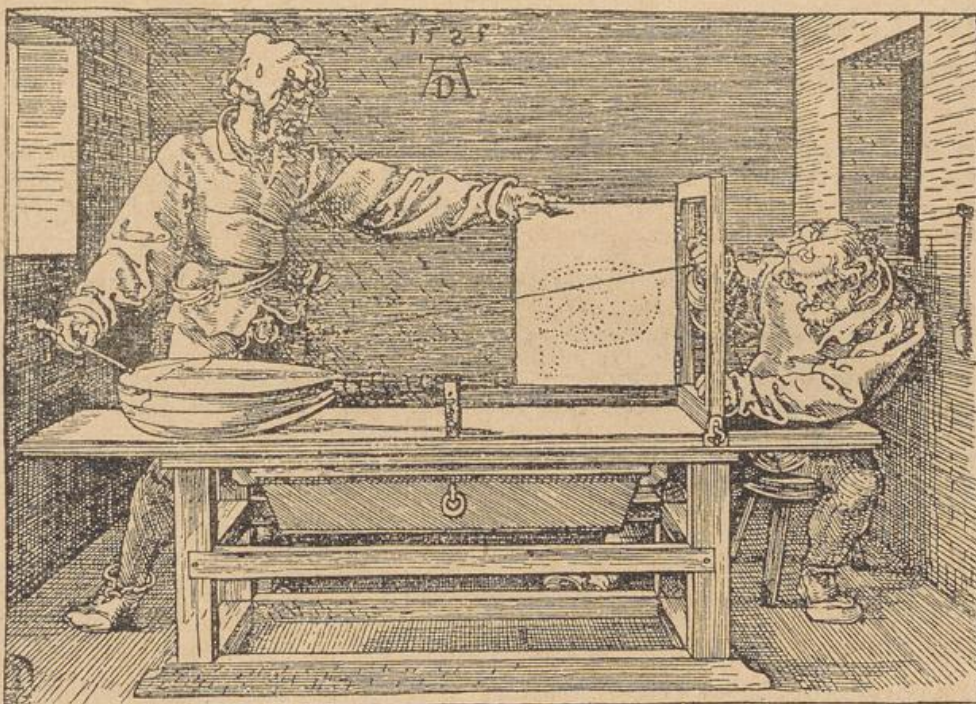
innigst gerührt für die Gaben und versicherte, es sollten sich ihrer noch Kind und Kindeskind freuen. Ich bat die freundlichen Geber, das Andenken mir noch durch die Unterschrift ihrer Namen zu erhöhen. Da sahen mich alle befremdet an und sagten beinahe einstimmig: „Wir sind Werkmeister, aber keine Schreibmeister. Das Schreiben verstehen wir nicht.“ Sie unterzeichneten sich darauf auf ihre Weise. Der eine zeichnete darunter ein paar Fischlein, der andere einen Blütenast, den Bienen umschwärmten, und der dritte einen Herkules, der des Atlas Kugel trägt.

Wohlgemut begaben wir uns alle darauf in die Weinschenke und plauderten bei einem perlenden Gläschen, als wenn wir von Kindesbeinen an zusammen gelebt hätten. Ich konnte mir fast nicht denken, daß ich, ohne alle Empfehlung, als fremder Kaufherr neben drei der ersten Künstler, von denen der jüngste mein Vater hätte sein können, hier in so traulichem Vereine die heitersten Stunden verlebte. Das ist die ewige Jugend der Kunst. Wie Kinder nach dem ersten Bewillkommen sogleich miteinander bekannt sind, so lieben sich auch alle, die die Kunst lieben, und voll Kindeseinfalt vergessen sie Alter und Rang. Vater Krafft scherzte viel und sprach allerlei Dinge, und da er hörte, daß der Kaufherr Hans Imhoff unser gemeinschaftlicher Freund wäre, so umhalste und küßte er mich. Meister Vischer verglich unsere Zusammenkunft in der Schenke mit einer ähnlichen in Rom, woselbst er länger als die beiden andern Kunstgenossen verweilt hatte, und nahm Anlaß, viel von italienischen Sitten und Lustbarkeiten zu erzählen.

Eine ernste Wendung gab dem Gespräche Lindenast, indem er mich aufforderte, da ich verständig zu sprechen wisse, über den Vorzug der einen Kunst vor der andern ein freimütiges Geständnis abzugeben, namentlich ob die Malerei oder die Bildhauerei erhabener wäre. Die andern Meister stimmten ihm bei und drangen in mich, über das viel besprochene Thema zu entscheiden.

Vischer, der mir gegenüber saß, stützte sich mit beiden Händen auf und sah gespannt mich an, als ich so begann: „Wohl kann das Gedicht täuschen, ihr glaubt es zu sehen, was es schildert, aber nur der Geschichte, die alle Schönmalerei verschmäht, könnt ihr vertrauen. Jenes gibt einen holden Schein, diese dagegen Wahrheit, kalt und ernst wie sie. Jenes ist voll einschmeichelnden Zaubers, der flüchtigen Jugend Augenweide, diese ist des reiferen Alters nie versagender Trost. Der Vergleich zwischen dem Gedichte und der Geschichte ist der Vergleich zwischen der hold lächelnden Malerei und der ehrwürdigen Bildhauerkunst!“

Dies sagte ich nicht, um ihnen zu schmeicheln, sondern weil es mir so ums Herz war. Ein lebhaftes, heiteres Gespräch ließ uns die Stunden der Nacht vergessen, bis das Nachtwächterhorn uns an die Trennung mahnte.



A. Dürer

An der Visiermaschine (1525)

Wer hat recht?

In einem der dichterischen Streitgespräche, wie sie damals in den Versammlungen der Meistersinger beliebt waren, hat Hans Sachs obige Frage anders als der Kaufmann Heller beantwortet:

Vermag auch Beil und Meißel viel,
 schwach sind sie gegen den Pinselstiel.
 Den Teufel malt er, die Höll' und den Tod,
 das Paradies, die Engel und Gott.
 Das macht er durch Farben dunkel und klar
 mit geheimen Künsten euch offenbar.
 Das hebt sich mächtig durch die Schattierung
 nach einer schön entworfenen Visierung.
 Er kann euch alles vor Augen stellen.
 Zum zweiten jegliche Kunst erkennt
 in des Malers Kunst ihr Fundament.
 Der Steinmetz, Goldschmied und der Schreiner,
 Formschneider, Weber, der Werkmeister keiner
 entbehrt sie je, warum auch die Alten
 sie für die herrlichste Kunst gehalten.

Nach Hagens Norica

Die Lehrbubenszene aus Richard Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg“

Die Bühne stellt das Innere der Katharinenkirche in schrägem Durchschnitt dar; von dem Hauptschiff, welches links ab dem Hintergrunde zu sich ausdehnend anzunehmen ist, sind nur noch die letzten Reihen der Kirchenstuhlbänke sichtbar; den Vordergrund nimmt der freie Raum vor dem Chor ein.

Der Lehrbub DAVID tritt aus der Sakristei ein und macht sich darüber her, dunkle Vorhänge, welche so angebracht sind, daß sie den Vordergrund der Bühne nach dem Kirchenschiff zu schräg abschließen, aneinander zu ziehen.

Der Ritter WALTHER von STOLZING hat sich brütend in einen erhöhten kathederartigen Lehnstuhl geworfen, welchen zuvor zwei LEHRBUBEN von der Wand ab, mehr nach der Mitte zu gerückt hatten.

Noch mehrere LEHRBUBEN sind eingetreten; sie tragen und richten Bänke und bereiten alles zur Sitzung der Meistersinger vor.

1. Lehrbube: David, was stehst?

2. Lehrbube: Greif ans Werk!

3. Lehrbube: Hilf uns richten das Gernerkl!

David: Zu eifrigst war ich vor euch allen;
schafft nun für euch; hab' ander Gefallen!

2. Lehrbube: Was der sich dünkt!

3. Lehrbube: Der Lehrling' Muster!

1. Lehrbube: Das macht, weil sein Meister ein Schuster.

3. Lehrbube: Beim Leisten sitzt er mit der Feder.

2. Lehrbube: Beim Dichten mit Draht und Pfriem'.

1. Lehrbube: Sein' Verse schreibt er auf rohes Leder.

3. Lehrbube: Das, dächt' ich, gerbten wir ihm!

David (nachdem er den sinnenden Ritter eine Weile betrachtet, ruft er sehr stark):
„Fanget an!“

Walther (verwundert aufblickend): Was soll's?

David (noch stärker):

„Fanget an!“ — So ruft der „Merker“;
nun sollt Ihr singen; — wißt Ihr das nicht?

Walther: Wer ist der Merker?

David: Wißt Ihr das nicht?
War't Ihr noch nie bei 'nem Sing-Gericht?

Walther: Noch nie, wo die Richter Handwerker!

David: Seid Ihr ein „Dichter“?

Walther: Wär' ich's doch!

David: Seid Ihr ein „Singer“?

Walther: Wüßt' ich's noch?

David: Doch „Schulfreund“ war't Ihr, und „Schüler“ zuvor?

Walther: Das klingt mir alles fremd vor'm Ohr.

David: Und so grad'hin wollt Ihr Meister werden?

Walther: Wie machte das so große Beschwerden?

David: Mein Herr, der Singer Meister-Schlag
gewinnt sich nicht in einem Tag.
In Nürnberg der größte Meister,
mich lehrt die Kunst Hans Sachs;
schon voll ein Jahr mich unterweis't er,
daß ich als Schüler wach's.
Schuhmacherei und Poeterei,
die lern' ich da all einerlei:
hab' ich das Leder glatt geschlagen,
lern' ich Vocal und Consonanz sagen;
wächst' ich den Draht gar fein und steif,
was sich da reimt, ich wohl begreif';

den Pfriemen schwingend,
im Stich die Ahl',
was stumpf, was klingend,
was Maß und Zahl,
den Leisten im Schurz,
was lang, was kurz,
was hart, was lind,
hell oder blind,
was Waisen, was Milben,
was Kleb-Silben,
was Pausen, was Körner,
was Blumen und Dörner,
das alles lernt' ich mit Sorg' und Acht:
wie weit nun, meint Ihr, daß ich's gebracht?

Walther: Hilf Gott! Will ich denn Schuster sein?
In die Singkunst lieber führ' mich ein.

David: Ja, hätt' ich's nur selbst erst zum „Singer“ gebracht!
Wer glaubt wohl, was das für Mühe macht?
Der Meister Tön' und Weisen,
gar viel an Nam' und Zahl,
die starken und die leisen,
wer die wüßte allzumal!
Der „kurze“, „lang“ und „überlang“ Ton,
die „Schreibpapier-“, „Schwarz-Dinten-Weis“,
der „zarte“, der „süße“, der „Rosen-Ton“;
der „kurzen Liebe“, der „vergess'ne Ton“;
die „Rosmarin-“, „Gelbveiglein-Weis“;
die „Regenbogen-“, die „Nachtigall-Weis“.

Walther: Hilf Himmel! Welch' endlos' Töne-Geleis'!

David: Das sind nur die Namen: nun lernt sie singen,
recht wie die Meister sie gestellt!
Jed' Wort und Ton muß klärlich klingen,
wo steigt die Stimm', und wo sie fällt,
fangt nicht zu hoch, zu tief nicht an,
als es die Stimm' erreichen kann;
mit dem Atem spart, daß er nicht knappt,
und gar am End' Ihr überschnappt.

Trotz großem Fleiß und Emsigkeit
ich selbst noch bracht' es nie so weit.
So oft ich's versuch' und's nicht gelingt,
die „Knieriem-Schlag-Weis'“ der Meister mir singt:
Nehmt euch ein Beispiel dran,
und laßt von dem Meister-Wahn!
Denn „Singer“ und „Dichter“ müßt Ihr sein,
eh' Ihr zum „Meister“ kehret ein.

Walther: Wer ist nun Dichter?

Lehrbuben (während der Arbeit):

David! kommst' her?

David: Wartet nur, gleich! —
Wer „Dichter“ wär?
Habt Ihr zum „Singer“ euch aufgeschwungen
und der Meister Töne richtig gesungen,
füget Ihr selbst nun Reim und Wort',
daß sie genau an Stell' und Ort
paßten zu eines Meisters Ton,
dann trüg't Ihr den Dichterpreis davon.

Lehrbuben: He, David! Soll man's dem Meister klagen?
Wirst dich bald des Schwatzens ent schlagen?

David: Oho! — Jawohl! Denn helf' ich euch nicht,
ohne mich wird alles doch falsch gericht'!

Walther: Nun dies' noch: wer wird „Meister“ genannt?

David: Damit, Herr Ritter, ist's so bewandt:
Der Dichter, der aus eigenem Fleiße
zu Wort' und Reimen, die er erfand,
aus Tönen auch fügt eine neue Weise,
der wird als „Meistersinger“ erkannt

Walther (rasch):

So bleibt mir nichts als der Meisterlohn!
Soll ich hier singen,
kann's nur gelingen,
find' ich zum Vers auch den eignen Ton.

David (der sich zu den Lehrbuben gewendet):

Was macht Ihr denn da? — Ja, fehl' ich beim Werk,
verkehrt nur richtet ihr Stuhl und Gerner!
Ist denn heut' „Singschul'“? — daß ihr's wißt,
das kleine Gerner — nur „Freiung“ ist!



Blick in eine Nürnberger Meistersingerschule

Die LEHRBUBEN, welche Anstalt getroffen hatten, in der Mitte der Bühne ein größeres Gerüst mit Vorhängen auszuschlagen, schaffen auf DAVIDs Weisung dies schnell beiseite und stellen dafür ebenso eilig ein geringeres Bretterbodengerüst auf; darauf stellen sie einen Stuhl mit einem kleinen Pult davor, daneben eine große schwarze Tafel, daran die Kreide am Faden aufgehängt wird; um das Gerüst sind schwarze Vorhänge angebracht, welche zunächst hinten und an beiden Seiten, dann auch vorn ganz zusammengezogen werden.

Die Lehrbuben (während der Herrichtung):

Aller End' ist doch David der Allergescheit'st!
Nach hohen Ehren ganz sicher er geizt:
's ist Freiung heut;
gewiß er freit,

als vornehmer „Singer“ schon er sich spreizt!
Die „Schlag“-reime fest er inne hat,
„Arm-Hunger“-Weise singt er glatt;
die „Harte-Tritt“-Weis' doch kennt er am best',
die trat ihm sein Meister hart und fest! (Sie lachen.)

David: Ja, lacht nur zu! Heut bin ich's nicht,
ein andrer stellt sich zum Gericht:
der war nicht „Schüler“, ist nicht „Singer“,
den „Dichter“, sagt er, überspring' er;
denn er ist Junker,
und mit einem Sprung er
denkt ohne weit're Beschwerden,
heut' hier „Meister“ zu werden.
Drum richtet nur fein
das Gerner dem ein!
Dorthin! — Hierher! — Die Tafel an die Wand,
so daß sie recht dem Merker zur Hand!

(sich zu Walther umwendend)

Ja, ja — dem „Merker!“ — wird Euch wohl bang?
Vor ihm schon mancher Werber versang.
Sieben Fehler gibt er Euch vor,
die merkt er mit Kreide dort an;
wer über sieben Fehler verlor,
hat versungen und ganz vertan!
Nun nehmt Euch in acht!
Der Merker wacht!
Glück auf zum Meistersingen!
Mögt' Ihr Euch das Kränzlein erschwingen!
Das Blumenkränzlein aus Seiden fein,
wird das dem Herrn Ritter beschieden sein?

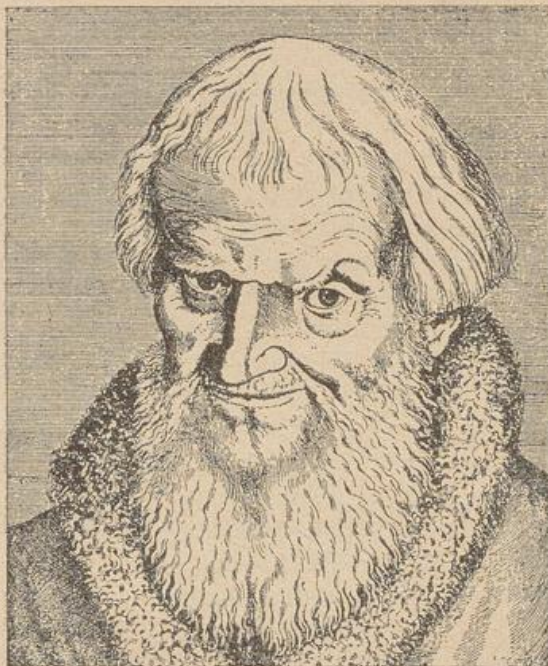
Die Lehrbuben (welche das Gerner zugleich geschlossen, fassen sich an
und tanzen einen verschlungenen Reigen darum):

Das Blumenkränzlein aus Seiden fein,
wird das dem Herrn Ritter beschieden sein?

Schwank: Der blaue Montag (10. Juli 1559)

Als ich nachzog dem Handwerk mein,
ist es geschehen an dem Rhein,
daß ich einst früh im Bette lag
und dacht': „Heut' ist blauer Montag,
da will dem Meister feiern ich.“
Indem entschlief ich sänftiglich
noch eine Stunde oder zwei,
bis gänzlich rückt' der Tag herbei.
Im Schlaf erschien mir ein Gesicht,
des Inhalt ich hier kurz bericht':
Ich sah gar seltsamer Manier
ein seltsam, wundergroß Getier,
das auf sechs Füßen her tät gehn,
im Maul hat's scharfe Eberzäh'n,
groß wie ein Fuderfaß sein Bauch,
sein Schwanz ganz räudig und ganz rau.
Ich schrak zusamm' und floh vor ihm.
Da sprach das Tier mit Menschenstimm':
„Fleuch nicht! Du hast mich doch in Gnaden
freundlich auf heut' zu dir geladen.“
Ich sprach zu ihm: „Wer bist du? Sag'!
Ich dich nicht bei mir haben mag,
weil scheußliche Gestalt du hast.
Du hast das rechte Haus verpaßt,
siehst mich für einen falschen an.“
Das Tier sprach drauf: „Mein lieber Mann
du tust mich ganz fürtrefflich kennen,
sobald ich mich dir nur tu nennen.
Wiß', daß ich der „blaue Montag“ bin!
Wohlauf, ins Wirtshaus mit mir hin
zu andern Gesellen, die dein warten
mit Speis' und Trank, Würfeln und Karten!
Die haben mich geschickt nach dir,
und wenn du nicht willst gehn mit mir,
will ich dich mit Gewalt hintragen.“
Ich tät dem blauen Montag sagen:
„Wie, bist du denn so stark und kräftig?“
Der Montag sprach: „Ich bin geschäftig
in Flecken und Städten überall.
Der Handwerksburschen großen Schwall,

den hab' ich unter meinen Fahnen,
 beherrsch' auch viele Handwerksmänner,
 die willig mir zu Hofe reiten,
 samt den Gesell'n zu allen Zeiten."
 Ich sprach: „Woher hast du sechs Bein'?"
 Er sprach: „Mein Gang muß eilig sein:
 Ich hab' zu gehen über sechs Tag',
 oft man mich nicht vertreiben mag



E. Herneisen

Hans Sachs (1576)

gar bis hinein zur Mitt' der Wochen
 mit Schelten nicht und nicht mit Pochen,
 wiewohl ich bringe wenig Nutz,
 wo man mich fleißig nimmt in Schutz."
 Ich sprach: „Wozu die scharfen Zähn'?"
 Drauf jener: „Wo ich tu eingehn,
 viel scharfe Beutel ich zernage,
 ins Haus viel Zank und Hader trage.
 Ich beiße vielen durch die Schwarten,
 zerbeiße auch Würfel viel und Karten

und beiß' auch manchen aus der Stadt,
 daß Dienstags er keinen Meister hat."
 Ich sprach: „Wie ist so groß dein Bauch?“
 Er sprach: „Verschlingen muß mein Schlauch
 Geld, Kleider, Kleinod und Hausrat,
 das Werkzeug oft und die Werkstatt.
 Haus, Hof und Acker, Wiesen, Wald
 verlieren in meinem Bauch sich bald.“
 Ich frag't: „Wie ist voll Tadel ganz
 und schäbig der Wedel dein, der Schwanz?“ —
 „Mir blauem Montag“, er da sprach,
 „folgt stets ein böser Sonntag nach,
 weil das verdiente Wochenlohn
 vertan am vor'gen Montag schon.
 Ich blauer Montag mach' tolle Köpfe,
 leere Beutel und volle Kröpfe,
 die Hände verdrossen und überfaul
 und dem Meister ein hängend Maul
 die ganze Woch' und ein sauer Gesicht.
 Dem Meister, der sich nach mir richt't,
 mach' ich die Werkstatt leer und öde
 und Rock und Hosen dünn und blöde,
 wie du denn sehn kannst an den Haufen,
 die nach mir blauem Montag laufen.“
 Indem ward in dem Haus Gerassel,
 die Katzen machten ein Geprassel,
 warfen Häfen die Trepp' hinab,
 wovon es viel Gelärme gab.

Der Beschluß

Da wacht' ich auf, dem Traum nachsann,
 stand auf und fing die Arbeit an,
 dieweil der blaue Montag hat
 an sich so mancherlei Unrat,
 als Fressen, Trunkenheit und Spiel,
 daraus denn Unglück folget viel.
 als Zorn und Hader und Zwietracht,
 Lahmhauen und auch Menschenschlacht,
 Faulheit, Armut und Kränklichkeit,
 was bei der Arbeit nicht gedeiht.
 Zur Meidung solchen Ungemachs
 setzt in die Werkstatt sich — Hans Sachs.

Hans Sachs

DRITTER TEIL

Menschliches Wirken

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engsten Kreis höret der Weiseste auf.

Friedrich Schiller

Die Mutter und die vier Ratgeber

Ich konnte den unbestimmten Zwischenzustand, was aus mir werden solle, nun nicht länger ertragen, sondern suchte unter meinen Sachen nach feinem Papier, um einen Brief an meine Mutter zu schreiben, den ersten in meinem Leben. Als ich ganz zu oberst am Rande das „Liebe Mutter!“ hinsetzte, schwebte sie mir in einem neuen Lichte vor; ich empfand diesen Fortschritt und Ernst des Lebens wohl, und meine Schreibgeläufigkeit ließ mich anfänglich im Stiche und kaum die ersten Sätze finden. Doch führten mich die Schilderungen meiner Ferienreise bald vorwärts; ich trug ein großes Behagen zur Schau und eine gewisse Sucht, auf drollige Weise die Leserin zu unterhalten und zugleich dadurch mich geltend zu machen. Alsdann ging ich auf den Zweck meines Schreibens über und erklärte unverhohlen, daß ich nun durchaus glaubte, ein Maler werden zu müssen; und infolgedessen bat ich sie, sich vorläufig umzusehen und mit verschiedenen Sachkennern unserer Bekanntschaft sich zu beraten. Ich faltete den Brief eng und künstlich zusammen und verschloß ihn mit meinem Leibsiegel, einem Hoffnungsanker, welchen ich längst in ein Stückchen Alabaster gegraben hatte und nun zum erstenmal gebrauchte.

Nach dem Empfange dieses Briefes tat meine Mutter ihre Staatskleidung an, schlicht und einfarbig, und begann feierlich ihren Rundgang bei den ihr zugänglichen Autoritäten.

Zuerst sprach sie bei einem angesehenen Schreinermeister vor, welcher viel in guten Häusern verkehrte und Weltkenntnis besaß. Als Freund meines seligen Vaters hielt er in Freundschaft zu uns; nachdem er Vortrag und Bericht der Mutter ernstlich angehört, erwiderte er kurzweg, das sei nichts und hieße so viel, als das Kind einer liederlichen und ungewissen Zukunft anheimstellen. Hingegen wußte der Schreiner besseren Rat, wenn einmal etwas Künstlerisches ergriffen werden müsse. Ein junger Vetter von ihm hatte sich in einer entfernteren Stadt als **Landkartenstecher** ausgebildet und genoß eines

guten Auskommens. Daher erbot sich der Ratgeber, mich aus besonderer Freundschaft in der Nähe dieses Mannes unterzubringen, wo ich dann, wenn wirklich etwas Tüchtiges in mir stäke, es nicht nur bis zum Stechen, sondern zum Selbstentwerfen der Landkarten bringen könne. Dies wäre dann ein feiner, ehrenvoller und zugleich ein nützlicher und in das große Leben passender Beruf.

Mit vermehrten Sorgen und Zweifeln gelangte meine Mutter zum zweiten Gönner, auch einem Freunde ihres Mannes. Derselbe war ein Fabrikant von farbigen und bedruckten Tüchern, welcher sein ursprünglich geringes Geschäft nach und nach erweitert hatte und sich eines wachsenden Wohlstandes erfreute. Er erwiderte den Bericht meiner Mutter folgendermaßen:

„Dieses Ereignis, daß der junge Heinrich, der Sohn unseres unvergeßlichen Freundes, sich für eine künstlerische Laufbahn erklärt, und die Nachricht, daß er schon lange sich vorzugsweise mit Stift und Farben beschäftigt, kommt sehr erfreulich einer Idee entgegen, die ich schon einige Zeit hege. Es entspricht ganz dem Geiste seines wackeren Vaters, daß er seine Neigung einer feineren Tätigkeit zuwendet, zu welcher Talente und ein höherer Schwung erforderlich sind; allein diese Neigung muß auf eine solide und vernünftige Bahn gelenkt werden. Nun ist Euch, werteste Frau und Freundin, die Art meines nicht unbedeutenden Geschäftes bekannt; ich fabriziere bunte Stoffe, und wenn ich einen leidlichen Verdienst erziele, so geschieht es hauptsächlich dadurch, daß ich mit Aufmerksamkeit und Raschheit allezeit die neuesten und gangbarsten Dessins zu bringen und selbst den herrschenden Geschmack durch ganz Neues und Originelles zu überbieten suche. Hierzu sind eigene Zeichner vorhanden, deren Aufgabe es ist, lediglich neue Dessins zu erfinden und, in der behaglichen Stube sitzend, nach Herzenslust Blumen, Sterne, Ranken, Tupfen und Linien durcheinander zu werfen. In meiner Anstalt habe ich drei solcher Leute, denen ich ein lästerliches Geld bezahlen und sie obenhinein noch sehr glimpflich behandeln muß. Sie sind, obgleich sie ziemlich geschickt den Gang des Geschäftes begreifen und verfolgen, doch nur zufällig zu diesem Berufe gekommen und durch keinerlei innere Kraft vorher bestimmt. Was könnte mir nun willkommener sein, als ein junger Mensch, der mit solcher Energie sich für Papier und Farben erklärt, in so frühem Alter, der den ganzen Tag, ohne weitere Anregung, Bäume und Blumengärtchen malt? Wir wollen ihm schon Blumen genug verschaffen, in geordneten Reihen soll er sie auf die Tücher zaubern, unerschöpflich, immer neu; er soll aus der reichen Natur die wunderbarsten und zierlichsten Gebilde zusammensetzen, welche meine Konkurrenten zur Verzweiflung bringen! Kurz, gebt mir Euren Sohn ins Haus! Ich werde ihn bald soweit gebracht haben wie die anderen, und wenn er einige Jahre älter ist, so tun wir ihn nach Paris, wo die Sache ins Große betrieben wird und die Dessinateurs der verschiedensten Industriezweige von den Geschäftsleuten auf Händen getragen werden.“

Er führte hierauf meine Mutter in seinem Geschäfte herum und zeigte ihr die bunten Herrlichkeiten und vor allem die kühnen Kompositionen seiner Zeichner. Es leuchtete ihr alles vollkommen ein und erfüllte sie wieder mit Hoffnung. Auch mochte es vielleicht eine Ader verzeihlicher Eitelkeit erwecken, wenn sie sich in einen der bescheideneren Stoffe meiner Erfindung gekleidet dachte.

Der folgende Tag rief sie wieder zur Erfüllung der sonst väterlichen Pflicht auf und führte sie mit neuen Sorgen und Zweifeln auf den Weg. Sie gelangte zu einem dritten Freunde des Vaters, einem Schuster, der im Geruche tiefen Verstandes und eines gewaltigen Politikers streng demokratischer Richtung stand. Nach mißlaunischer Anhörung des Berichtes und des Erfolges der gestrigen Bemühungen brach er barsch los:

„Maler, Landkartenmacher, Blümchenzeichner, Stubensitzer, Herrenknecht! Handlanger der Geldaristokraten, Gehilfe des Luxus und der Verweichlichung, als Landkartenmacher sogar direkter Vorschubleister des bestialischen Kriegswesens! Handwerk, ehrliche und schwere Handarbeit ist uns vonnöten, gute Frau! Wenn Euer Mann, der Baumeister, noch lebte, so würde er den Jungen so gewiß durch schwere Handarbeit ins Leben führen, als zwei mal zwei vier sind! Zudem ist der Junge schon ein bißchen schwächlich und verwöhnt durch eure Weiberwirtschaft; laßt ihn Maurer oder Steinmetz werden, oder besser, gebt ihn mir, so wird er die gehörige Demut und den rechten Stolz eines Mannes aus dem Volke gewinnen, und bis er imstande ist, einen guten Schuh fix und fertig zu arbeiten, soll er gelernt haben, was ein Bürger ist, wenn er anders seinem Vater nachfolgt.“

Die Besucherin ging aber nicht sonderlich erbaut fort und murmelte vor sich her: „Schlag du nur deine hölzernen Zwecken ein, bei mir erreichst du deinen Zweck nicht, Herr Schuster! Bleib nur bei deinen Leisten und warte, bis mein Kind kommt, dir Gesellschaft zu leisten! Draht ist nicht Rat! Wer Pech angreift, besudelt sich!“ Unter solchen höhnischen Bemerkungen, welche sie nachher wiederholte, so oft sie auf diese Unterredung zu sprechen kam, zog sie die Klingel an einem hohen und schönen Hause, welches der Vater einst für einen vornehmen Herrn gebaut hatte. Es war ein feiner und ernster Mann, der in den Staatsgeschäften stand, nicht viele Worte machte, jedoch für uns einige Geneigtheit zeigte und schon mehrmals mit entscheidendem Rat an die Hand gegangen war. Als er vernommen, worum es sich handelte, erwiderte er mit höflich ablehnenden Worten:

„Es tut mir leid, gerade in dieser Angelegenheit nicht dienen zu können! Ich verstehe soviel wie nichts von der Kunst! Nur weiß ich, daß auch für das ausgezeichnetste Talent lange Studienjahre und bedeutende Mittel erforderlich sind. Wir haben wohl große Genies, welche sich durch besondere Widerwärtigkeiten endlich emporgeschwungen; allein um zu beurteilen, ob Ihr Sohn hierzu nur die geringsten Hoffnungen bietet, dazu besitzen wir in unserer Stadt

gar keine berechnete Person! Was hier an Künstlern und dergleichen lebt, ist ziemlich entfernt von dem, was ich mir unter wirklicher Kunst vorstelle, und ich könnte nie raten, einem ähnlichen verfehlten Ziele entgegenzugehen." Dann besann er sich eine Weile und fuhr fort: „Betrachten Sie mit Ihrem Sohne die ganze Sache als eine kindische Träumerei; kann er sich entschließen, sich von mir in einer unserer Kanzleien unterbringen zu lassen, so will ich hierzu gern die Hand bieten und ihn im Auge behalten. Ich habe gehört, daß er nicht ohne Talent sei, besonders in schriftlichen Arbeiten. Würde er sich gut halten, so könnte er sich mit der Zeit ebensogut zu einem **Verwaltungsmanne** emporarbeiten, als mancher andere wackere Mann, welcher ebenso von unten angefangen und als armer Schreiberjunge in unsere Kanzlei getreten ist.“

Diese Rede, indem sie meiner Mutter eine ganz neue Aussicht eröffnete, warf sie gänzlich in Ungewißheit zurück. Sie schloß hier ihren beschwerlichen Gang und beschrieb mir in einem großen Briefe sämtlichen Erfolg desselben, jedoch die Vorschläge des Fabrikanten und des Staatsmannes besonders hervorhebend, und ermahnte mich, meinen bestimmten Entschluß noch hinauszuschieben und eher darauf zu denken, auf welche Weise ich am füglichsten im Lande bleiben, mich redlich nähren, ihr selbst eine Stütze des Alters und doch meinen natürlichen Anlagen gerecht werden könne; denn daß sie ja dazu helfen würde, mich gewaltsam zu einem mir widerstrebenden Lebensberufe zu bestimmen, davon sei keine Rede, da sie hierüber die Grundsätze des Vaters genugsam kenne, und es ihre einzige Aufgabe wäre, annähernd so zu verfahren, wie er getan haben würde.

Dieser Brief war überschrieben „Mein lieber Sohn!“ und das Wort Sohn, das ich zum ersten Male hörte von ihr, rührte mich und schmeichelte mir aufs eindringlichste, daß ich für den übrigen Inhalt sehr empfänglich und dadurch an mir selbst irre und in neue Zweifel gesetzt wurde.

Gottfried Keller

Aus Anton Dörflers Töpferroman vom Tausendjährigen Krug

Erde, Wasser und Feuer sind des Töpfers Dreieinigkeit. Mit Urkräften also hat er täglichen Umgang. Und so alt wie die Menschheit ist sein Handwerk. Ein rechter Meister ist sich dessen zu jeder Stunde bewußt, und er wurzelt darum in tieferen Gründen, als mancher Weise sie mit forschendem Geist erreichen mag.

1. Der „Brabanter“

Konrad Heffner zu Ottenreuth im Maintal war solch ein Meister. Aus alten Urkunden war schon vom Großvater zusammengesucht

worden, daß die Heffner vierhundert Jahre zurück in allerlei Gegenden Töpfer und kunstvolle Hafner gewesen sind. Viele Jahre hindurch hatte ein geduldiger Brauner den mit Töpferwaren vollgepackten Wagen Meister Konrads mainabwärts von Markt zu Markt gezogen. Und mit der Zeit waren statt der kleinen runden Frau, einer Holländerin, die auf den Märkten Blumenzwiebeln feilbot, flinke Buben im Sitzkorb mitgefahren; alle drei künstlerisch reich begabt, vom losen Treiben der Märkte mit ihren Buden und Schaustellungen leicht verlockt, unruhigen Blutes, so daß sie auf ihrer Wanderschaft draußen in der Welt geblieben waren und nicht ins stille Maindorf zurückgefunden hatten.

Seitdem stand der Braune oft im Stall; und es dauerte nicht selten über Gebühr, bis der Vater sich richtig zur Arbeit zu sammeln vermochte. Wie oft lief die Töpferscheibe aus, und er hatte den Tonballen noch nicht einmal angefaßt! Erneut mußte er antreten; und dann war ihm oft, als müßte er dem Wilhelm wieder zeigen, wie man die Füße nur leicht aus dem Schweben niederzutreten hätte. Ja, Schweben und Träumen war diesem stets ein und dasselbe gewesen! War schließlich der Ballen dann in die Mitte geworfen und lief er dort ruhig, daß der Boden gelegt werden konnte für den werdenden Krug, so sah er plötzlich Christoph neben sich stehen, der von Jugend an so seltsam-kühne Entwürfe zu zeichnen vermocht hatte, und dieser schien sich vor Trotz in die Lippen zu beißen, weil es dem Vater noch besser gelang, einen Druck zu berechnen oder die Wand zwischen den Zeigefingern hochlaufen zu lassen. Der Jüngste, der Heiner, hatte sich keineswegs unbeholfen gezeigt, nur mußte man ihn zur Arbeit antreiben, sonst wäre er nie aus der Träumerei in den Werktag gesprungen. An der Scheibe saß er ungern; seine Lust war das freie Formen aus der Hand; mit Schalen und Schattullen wollte er sich nicht begnügen; Pferde mußten es zum mindesten sein und Hirsche; die Köpfe daran waren dem Vater nie recht; jetzt aber verwahrte der einsame Alte so ein plumpes und doch putziges Füllen auf den zu zarten, hohen Beinen, wie ein Heiligtum in seinem Glaskasten.

Den einzigen vertrauteren Umgang hatte der früher so weltfrohe Töpfer in dieser Zeit nur mit seinem Nachbarn, einem Schneidermeister, der im Ort durch seinen seltenen Vornamen und die Fülle der von ihm gebrauchten oder vielfach auch neu geprägten Sprichwörter bekannt war. Oft saßen die beiden am Sonntagnachmittag in der guten Stube vor dem großen Brabanter Glasschrank, den die Frau aus Holland mit in die Ehe gebracht hatte. Dicht beisammen standen darin Krüge, Schalen, Töpfe, mehrarmige Leuchter, mit buntglasierten Blumen übersät, Tassen aller Formen und Farben; Krüge gab es darunter von den schlichtesten bis zu den überladensten, Nutzgeschirr und Tafelschmuck; lichtblaue Flötenvasen, Sparbüchsen, Weihwassernäpfe, Bodenfliesen mit Zirkelschlägen und

Punktreihen; Ofenkacheln mit biblischen Figuren von zarter Lieblichkeit fanden sich neben halbverwitterten Dachziegeln und Firsten mit plumpen Fabelkräutern darauf.

Es wurde dunkler und dunkler im Zimmer, dessen grüne Wände davon förmlich zurückwichen; aus dem wuchtigen „Brabanter“ aber leuchtete es weiter, verhaltener zwar, doch immer noch so, als kämen ihm Schein und Abglanz aus einer anderen Welt. Da deutete der



J. Amman

Der Töpfer (16. Jahrh.)

Gast nach dem unteren Kastenteil, der durch vorgewölbte Türen verschlossen war, und fragte, ob da wohl auch noch Geschirr stünde. Konrad Heffner sah den Freund erst eine Weile groß und starr an; aber zuletzt begann er zu lächeln wie einer, der jeden Widerstand aufgibt, und holte aus dem unteren Fach des „Brabanter“ einen riesigen Krug aus bräunlich-schwarzem Ton hervor, eine Art vorgeschichtlicher Urne, bauchig und birnförmig, mit eingezogenem Hals.

„Dieser Krug ist ein tausendjähriger, muß wissen! Soweit wir Heffner zurückgehn, habens den schon mitg'schleppt. Er ist unser Hausgott sozusagen. Ich hab' nie davon geredt. Das muß mir

zugeben, Dionys. Bist selber drauf kommen. Du gehörst jetzt zu uns. Schau, wer den Aschenkrug da von uns Heffnern g'funden hat, das weiß man heut freilich nimmer. Die Asche ist auch fort. Aber es steht doch fest, daß ihn ein Töpfer gemacht hat. Seine Hände waren da dran, und seine Gedanken sind drum herumgelaufen. Es hat bis zu ihm zurück immer Leut gegeben, wie mein Vater und der Vaters vater g'wesen sind, Leut wie mich und mein Christoph einmal! An so was muß man sich halten wie der Schmetterling ans Licht; ja-wohl, bis man auch dran verbrennt. An diesem Geheimnis hab' ich meine Buben großgezogen. Schau, wenn sie den Herrgott zum ersten Mal hab'n empfangen dürfen, hab' ich einen um den andern da hergeführt, wo du jetzt stehst, Dionys. Und dann hat mir der Bub' in die Hand schwören müssen, daß er schweigt zu jedem Menschen von dem Kruggeheimnis. Auch von meinen Dreien wird nur der heimkommen, der sein Geheimnis net verraten hat. Es könnt' höchstens sein, daß einer noch ein größeres findt!

Mein Vater selig hat immer g'sagt: „Ein Mensch, der nix hat, von dem er gar nie spricht, der is so, daß keine Glasur an ihm halten kann.“

Der sonst so gesprächige Schneider war keines Wortes mächtig; er legte seine Hände in die des Freundes, als hätte auch er schwören müssen, und lief zu seinem Hause hinüber wie ein erschüttertes Kind.

2. Ein weiblicher Lehrling im Töpferhaus

Beim Schneidermeister war Besuch aus der Stadt angekommen. Ein junges und recht frisches Mädclachte über die aus vollen Schleusen strömenden Sprüche des Großonkels. Hedi wußte bisher noch nicht recht, für welchen Beruf sie sich entscheiden sollte. In der Schule war ihre zeichnerische Begabung aufgefallen; zuletzt hatte sie in der Stadt angefangen, Blüten aus Bast und Wolle herzustellen, und seitdem wohl daran gedacht, Gärtnerin zu werden. Nun war Kirchweih in Ottenreuth, und Hedi sollte auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter sich noch einmal was gönnen und auch über das Fest bleiben, wenn es dem Dionys nicht zu viel würde.

Als dieser das erste Mal mit ihr im gelben Töpferhaus erschien, um sie nachbarlich vorzustellen, konnte sie ein reich versehenes Lager bestaunen, ehe noch die Kirchweihkäufer ausgesucht hatten. Auf Lattengestellen erklimm das bunte Volk der Kannen, Terrinen, Kuchenplatten, Bratpfannen beinahe die Decke des Raumes; es gab bald keine Farbe, die hier nicht erglänzte. Von überall her winkten dem Betrachter förmlich die Spuren formender Töpferhände; schön müsse es sein, so etwas fertigzubringen, entrang es sich Hedi, die zwischen all dem andrängenden Gewerk schlank und schmal geworden war wie ein Madönnchen; und sie suchte dabei den Blick des alten

Töpfers auszuhalten wie einen Segen. Dessen Schaffensfreude war wieder erwacht, seitdem Heiner, der Jüngste, zurückgekehrt war, wenn auch wohl nicht in der Absicht, dauernd zu bleiben; aber sie hatten beide in diesen Wochen um die Wette gearbeitet. Im kleinen Anbau war — nach des Nachbarn Wort — die „Menagerie“ zu besichtigen.

Da stand man inmitten der lustigen Scharen von Hunden, Katzen, Afflein, Rehen, Hasen und Füllen. Schließlich mußte sich Hedi aus den Erzeugnissen beider Töpfer Kirchweihgeschenke wählen. Im Hauptraum nahm sie sich nach kurzem Besinnen einen Leuchter, der hinter seiner Kerze, wie eine Blendlaterne, einen wahren Ritterschild stehen hatte, der überaus fein silberbläulich schimmerte; unter Heiners Arbeiten suchte sie viel länger und konnte sich schwer zwischen einem Pferdchen und einem Reh entscheiden, dessen vertrauensvoll äugender Kopf geradezu nach behütender Liebe zu verlangen schien. Heiner hatte schon vorgeschlagen, ruhig beide Stücke mitzunehmen; aber sie bestand darauf, wer ein rechter Mensch werden wolle, müßte sich zu allererst im Entscheiden üben. „Ein Pferd schlägt sich wohl allein durch“, sagte sie endlich und streichelte das Tontierchen ermunternd, „aber dich, mein Rehle, schießt der Jäger, wenn ich dich nicht zu mir nehme.“

Der Besuch im Schneiderhaus blieb länger, als zunächst beabsichtigt war. Den größten Teil ihrer Zeit verbrachte Hedi in der Töpferei. Sie wollte ganz nebenbei sehen, wie hier die Dinge wuchsen und wurden. Da war das Wunder bald gar nicht mehr so groß, als sie eines Morgens einen Töpferschurz umgebunden bekam.

Konrad Heffner nahm es mit der Unterweisung des neuen Lehrlings ernst. Das Wesen und die Gewinnung der Tone wurden Hedi ebenso gründlich erläutert und gezeigt, wie etwa das Trocknen und Brennen. Bald hatte sie ein ganzes Heft vollgeschrieben mit Grundregeln, Berechnungen und Winken. Daneben wurde aber auch in der Hand- und Fußfertigkeit nichts versäumt. Das Zerkleinern des Tons, die Schlammprobe, die Prüfung auf den Gehalt an Kalk, der Gipsguß und das Tonkneten — alles wollte gelernt sein, gar nicht zu reden von der Arbeit an der Scheibe. Nur so, in gründlichem Dienst, sagte der Heffner immer, könnte man hoffen, das eigentliche Töpfergefühl in die Hände zu bekommen! Hedis Tag war ausgefüllt; aber weder Lust noch Eifer minderten sich; mit Freuden beobachtete sie, wie der alte Meister die verschiedenen Oxyde, den Dörentruper Sand, die Mennige, Pottasche und den Salpeter gebrauchte oder, nach einem altitalienischen Versatz, ein Neapelgelb schmolz, alles mit einem Ernst, als gelte es insgeheim Gold zu gewinnen.

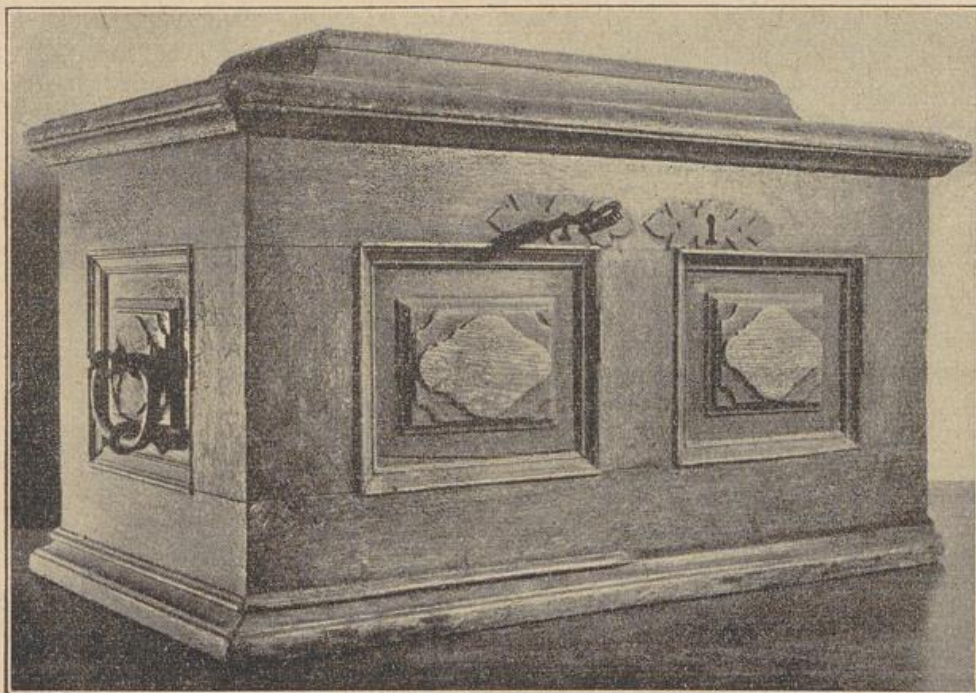
Ursprünglich hatte sie nur das Allernotwendigste lernen wollen. Nachdem sie aber jetzt zur Genüge gesehen und gefühlt hatte, daß

ein ebenso ehrlich wie vollkommen gekonntes Handwerk dem Menschen nicht nur ein anderes Gewicht und Urteil in allen Fragen des Lebens gibt, sondern auch seelisch ihn mit Vergangenheit und Zukunft verknüpft: Da war sie unweigerlich gesonnen zu erreichen, was irgend in ihrer Kraft stünde, um ein ganzer Töpfer zu werden.

Vom Glück des Schneiders

Rede des Schneidermeisters Jacob Oesterlin
bei der Einweihung der neuen Zunftlade (1820)

Fast alle Zünfte sprechen den Weltenschöpfer als ihren Urheber an; es wäre also nicht viel damit gesagt, wenn ich ihn als den ersten Schneider feiern wollte. Immerhin ist zu bedenken, daß der liebe Gott eigentlich nur den Verstand zum Erfinden befähigt hat, ohne selbst ihm im einzelnen zuvorzueilen; von diesem Gesichtspunkt aus muß man freilich den Schneider loben, der den Wink verstanden und den ersten Rock vom Ziegenfell bis zum künstlichen Galarock



Zunftlade (aus dem Märkischen Museum, Berlin)

veredelt hat; noch kein irdischer Baumeister hat einen besseren Weltbau errichtet als der erste ist, kein Astronom einen neuen Fixstern angezündet! Doch ich will gar nicht von dem hohen Rang des Schneiders sprechen, ihn nicht mit dem Unvergleichbaren vergleichen, sondern von seinem besonders glücklichen Leben, verglichen mit dem seiner irdischen Brüder, die wie er im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot essen.

Ist es nicht ein besonderes Glück, daß der Jünger unserer Kunst fast ruhend, wie die Glücklichen des goldenen Zeitalters, mit wohlfeilen und leichten Werkzeugen, ohne einen Beinbruch oder sonst einen Leibesschaden zu riskieren, seine Arbeit verrichten kann, noch dazu im häuslichen Zimmer? Sozusagen im Schoß seiner Familie ißt und verdient er sein Brot und genießt noch lange nach der Mahlzeit die nährenden Düfte mit Wohlbehagen, wie man den verklingenden Tönen eines Glockenspiels lauscht. Durch den beständigen Anblick der Kinder wird er zu unverdrossenem Fleiß angefeuert, wie einst

die alten Germanen in der Schlacht durch den Anblick ihrer Frauen und Kinder zu immer erneuter Tapferkeit.

Doch laßt uns nicht vergessen, daß aller Lebensgenuß ohne ein gewisses Gefühl einer Wichtigkeit nur ein schales Glück ist; und wer hätte zu diesem Gefühl ein größeres Recht als unser Zunftgenosse? Ihm front willig die ganze Natur. Für seine Schere und Nadel reifen die Hanfpflanze, der Flachs und die Baumwollstaude; ihm liefert von Andalusiens Hügeln, von Tibets Alpen und Amerikas Gebirgen das Schaf seine Wolle; für ihn spinnt in Frankreich und Italien und China die Seidenraupe. Für ihn arbeiten tausend Hände des Landmanns, des Scherers, des Webers, des Färbers. Er zerschneidet mit kühner Schere im Nu, was andere mit sorglicher Hand verbunden haben,



Schneiderwappen (Sammelbrett der Lübecker Schneiderzunft):

*„Wer diß brett wil meiden,
Der mag auß unsern Gelag bleiben.“*

setzt es mit künstlicher Nadel in neuen Verbindungen zusammen, gestaltet das Formlose, näht schöpferisch Kinder zu Knaben, Greise zu Jünglingen, Weise zu Gecken um, verschleiert die Häßlichkeit, macht wie das Schicksal selbst Brautgewänder und Totenkleider mit dem nämlichen Werkzeug, verleiht Uniformen und Ordensbänder, ist immer neu und unerschöpflich, denn er schwebt auf der Höhe der jeweils neusten Mode.

Er sieht, wohin er sich wendet, die Gestalten, die er erschuf. In Palästen, auf den Theatern erkennt man seinen Wert. Wer darf ungestraft die Hand an die Person des Königs legen? Wer darf die Mächtigen messen mit kühnem Blick und Maß? Der Schneider! Darum sitzt er auch, seines Wertes bewußt, nicht wie ein gewöhnlicher Sterblicher, sondern wie die Sultane des Orients mit übereinandergeschlagenen Beinen, in seinem Stande noch souveräner als sie. Denn alle Schneider kleiden sich selber — aber wenige Sultane beherrschen sich selbst.

Joh. Peter Hebel

Mein Schuster

Von Zeit zu Zeit taucht mein Schuster seine Hand in den Wasserzuber und versucht, mit den Fingerspitzen festzustellen, ob das Leder schon so geschmeidig geworden ist, wie er es haben will. Es handelt sich für dieses Hautstück jetzt nicht mehr darum, die Hülle einer Ochsen-
schulter zu sein; man muß es dahin bringen, daß es fähig wird, den Fußsohlen eines Menschen zu Hilfe zu kommen und sie zu verstärken. Und das geschieht, indem man Gesetzen gehorcht, die mein Schuster kennt und denen er gehorcht. Er gehorcht ihnen nicht nur, sondern er paßt seinen Gehorsam diesen Gesetzen so eng wie möglich an; denn je näher er ihnen ist, desto stärker wird er.

Wenn er fühlt, daß es soweit ist, zieht er das Stück Leder heraus und klopft es auf seinem Stein mit dem dicken, abgeplatteten Kopf seines Hammers. Ohne das würde das Leder steif und spröde bleiben und könnte nicht dazu dienen, die Fußsohlen des Menschen zu verstärken. In einem Fuß stecken mehr als 245 kleine Knochen, und damit nichts als ein Schritt getan wird, spielen diese 245 kleinen Knochen zusammen mit den Muskeln ein seltsames Spiel von Verbindung der einen durch Zusammenhang mit den andern. Man macht tausendzweihundert Schritt je Kilometer, und Mathieu Bourgue, der eben die Schuhe bestellt hat, für die der Schuster die Sohlen klopft, macht gut seine 20 Kilometer am Tag, sei es, daß er sein großes Ackerstück pflügt, sei es, daß er die Herde treibt, sei es, daß er von seinem Hof, von wo allein schon sieben Kilometer bis nach hier sind, in die Stadt kommt. Die leiseste Störung in dem Spiel der ungefähr 245 Knochen verursacht einen Schmerz, der sich wie oft wiederholt? Rechnet es euch aus, all die Kilometer lang, die Mathieu täglich machen muß! Nun, er wird nicht allzuviel Nachsicht haben mit schlechtgemachter Arbeit, und wiederkommen und sich ein Paar Schuhe machen lassen, wird er bestimmt nicht. Er wird es mit einem anderen Handwerker versuchen, um herauszubekommen, ob jener andere nicht besser als der erste den Gesetzen gehorcht, denen man

gehorschen muß, wenn man richtige Schuhe machen will. Nun, da man einmal Schuster ist, und da dank dieser Tatsache die Familie zu essen hat, ist es schon das beste, man gehorcht jenen Gesetzen pünktlich mit Finger und Auge; und zwar um so mehr, als man schließlich auch seine Eigenliebe hat. Inzwischen klopft er das Leder, und dazu hat er sich einen besonderen Rhythmus ausgesucht, der so persönlich ist, daß man beim Hören an der anderen Seite des Platzes genau weiß, daß er es ist, der das Leder klopft und nicht sein Geselle. Der Geselle klopft mit drei kleinen kurzen Schlägen und zwei großen, langsamen, sehr nachdrücklichen Schlägen; er aber klopft mit vier, fünf, sechs, sieben großen, langsamen, sehr nachdrücklichen Schlägen, drei kleinen kurzen, wie um wieder einen Anlauf zu nehmen, und danach wieder mit einem, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben großen Schlägen, wobei man spürt, daß er gleichzeitig das Leder nach allen Seiten dreht und wendet.

Ich will mir alle Bewegungen und Handgriffe des Handwerkers gegenwärtigen, hintereinander, selbst die kleinsten, und sie alle aufschreiben, ohne Phrasen zu machen, auch wenn das vielleicht langweilig wirkt; wenn das nicht schön ist, wie mir gesagt worden ist, so bin ich eben nicht auf eure Art Schönheit erpicht. Ich versuche, so genau wie möglich die Folgen der Bemühungen des Handwerkers im automatischen Gebrauch auszudrücken, den er vom Naturgesetz macht, um sich so genau wie möglich dem Naturgesetz anzupassen und so die Materie umzuformen. Das ist das Schöne, zu dem ich gelangen möchte. Jetzt legt er den Hammer auf den Werk Tisch, nimmt die Ahle, nimmt das Papiermuster. (Er hat Mathieu Bourgue gesagt, er soll seinen Fuß in der Socke auf eine flach auf die Erde gebreite Zeitung stellen, und dann hat er den Umriß mit dem Bleistift nachgezogen. Er hat gesagt: „Tritt fest auf; dein Fuß muß sich ausdehnen; was hast du denn da?“ — „Faß nicht dran, Mensch, das ist eine Knochengeschwulst, das sticht wie Feuer.“ Er hat gesagt: „Ich werde schon aufpassen.“ Das nennt er Maßnahmen.) Er legt sein Maß auf das Leder. Mit der Spitze der Ahle zeichnet er es nach. Er nimmt das Zuschneidemesser, den Schleifstein; er wetzt; er stemmt das Leder gegen die Brust. Er schneidet die Sohle aus (genau und nicht allzu genau: genau, um kein Leder zu verschwenden; nicht allzu genau, denn wenn er zuviel abschneidet, ist es für die Katz). Nun ist sie ausgeschnitten; er sieht sie sich an, biegt sie zusammen und wieder auseinander, prüft ihre Geschmeidigkeit, legt sie auf den Werk Tisch und richtet sich auf.

Er geht nach der Werkstattwand. Er sucht unter den Holzformen, die in einer Reihe der Größe nach geordnet an Nägeln hängen. Vierundvierzig. Mathieu Bourgues Fuß aus Holz? Nicht ganz Mathieus Fuß. Er kann schließlich nicht die genaue Form von Mathieus Fuß haben. Das geht nur von Nummer zu Nummer. Knochengeschwülste sind nicht berücksichtigt. Auch nicht die besondere Art, die Mathieu hat, beim Gehen den Fuß ein bißchen nach

innen zu drehen. (Man muß ihn eben beim Gehen beobachtet haben, damit man weiß, daß er es tut, und daß er sich wohlfühlt, wenn er es tut. Wenn etwas ihn hindert, es zu tun, würde er sich unbehaglich fühlen.) Die Holzform ist eine Nummer; sie gilt für die Größe, aber sie gilt nicht für alles, was den persönlichen Fuß von Mathieu und seine besonderen Angewohnheiten ausmacht. Es kommt jetzt also darauf an, die Form auf diese Dinge abzustimmen; denn das ist sehr wichtig; darauf beruht alle Handwerkskunst. Ohne das wäre es nicht der Mühe wert, daß es ein Handwerk gäbe, das es sich angelegen sein läßt, in diesem Sinn vollkommene Dinge zu machen. Auf jeden Fall so vollkommen, wie man kann.

Dann setzt er sich auf seinen Schemel. Er hält den Holzleisten in den Händen. (Der berühmte Bildhauer Rodin pflegte zu sagen, daß Schuhmachen ein Bildhauerwerk sei; bei gewissen alten Schustern habe er gemerkt, daß das Handwerk ihnen Wonnen gewährte, die genau die Wonnen des Bildhauers seien.) Er sammelt die Lederreste auf, die rings um seinen Schemel liegen. Er sieht sich den Leisten an. Halt, da hat er seine Schwiele, der Mathieu Bourgue. Wenn man das



M. Liebermann

Schusterwerkstatt (1881)

Papiermuster zu Rate zieht, sitzt sie genau da. Er nagelt ein Stück Leder auf die Form, dann noch eins und dann noch eins, bis es drei sind. Das macht die Dicke. Man muß dieser Schwiele Form geben. Er nimmt sein Zuschneidemesser und bildhauert tatsächlich eine Weile an dem Leder herum; er schneidet weg, was zuviel ist, er rundet ab, er gleicht aus, und da hat die Holzform nun ihre Schwiele an der gleichen Stelle und in der gleichen Dicke — ungefähr wenigstens — wie Mathieus Fuß. Er legt den Leisten neben dem Schemel hin.

Nun gesellt sich seine Arbeit einer Arbeit, die er gestern Abend gemacht hat. Da hatte er eine große, geschmeidige Haut, die unzerstückte Haut eines Kalbes, auf dem „Brett“ ausgebreitet, sich dazu sein Notizbuch vorgenommen, in dem die Maße eingeschrieben stehen, und gerechnet. Dann hatte er quer über die Artikel einer Zeitung zuerst einen Halbmond und dann eine Art Pyramidenstumpf gezeichnet. Er hatte mit der Schere die beiden Figuren ausgeschnitten quer durch den Bericht über einen Bombenangriff auf die nächste Stadt. All dies ist jetzt, aus Papier wohlgemerkt, der Schafft von Mathieus Schuh. Gestern Abend hat er das Papiermuster auf die Holzform gepaßt und gesehen, daß es ging. Dann hat er das Papier auf die Haut gelegt, den Umriß des Musters mit der Spitze des Zuschneidemessers nachgezogen, dann das geschmeidige Leder sorgfältig zugeschnitten, wobei er berücksichtigt hat, daß beim Schneiden geschmeidigen Materials dieses sich überall an der Schnittkante etwas zusammenzieht; also hat er ein bißchen größer als seine Vorzeichnung ausgeschnitten.

Jetzt langt er sich sein Zwirnknäuel her. Er wickelt davon sieben Enden von der Länge seiner ausgebreiteten Arme ab. Mit der flachen Hand rollt er sie auf dem Knie zusammen. Er nimmt sein Stück Pech. Er picht die Fäden der Länge nach ein, klebt sie zusammen und macht auf diese Weise den Schusternähzwirn, den man Pechdraht nennt; er zwirbelt die beiden Enden dünn wie bei einem Schnurrbart und wickelt sie dann um zwei Schweinsborsten.

Darauf setzt er den Halbmond und den Pyramidenstumpf zusammen, d. h. in Gedanken, indem er sie aneinanderhält, dreht, auseinandernimmt; gleichzeitig rechnet er und überlegt sich die Sache. Im Grunde ist, was er jetzt macht, die Verwandlung der ebenen Flächen, die er vor sich hat, in einen Körper. Das ist bereits eine feine Sache. Aber weit schöner noch ist, daß dieser Körper genau Mathieus Fuß aufnehmen können muß. Das heißt, daß der Schuh die Form von Mathieu Bourgues Fuß oder vielmehr die Form der Luft um den Fuß haben muß, daß er einerseits stützt, kräftig schützt, also daß er harte Formen hat; und gleichzeitig muß er sozusagen seine „luftige

Eigenschaft" haben, das heißt, daß er so natürlich der umhüllende Stoff des Fußes ist, daß man überhaupt nicht mehr daran denkt. . . .

Das muß sich natürlich, geometrisch gesprochen, lösen lassen, indem man von jedem Punkt des Fußes, der die inneren Wände des Schuhs berühren soll, ausgeht und dann das jedes Mal berechnet; z. B. bei der Ferse: man schlägt einen Kreis mit dem Mittelpunkt O und dem Radius r . Dann zeichnet man einen konzentrischen Kreis mit dem Radius . . . hinein, und genau so verfährt man dann bei dem Parallelogramm der Fußsohle und dem Dreieck der Zehen; aber weder ist die Ferse ein reiner Kreis, noch die Fußsohle ein reines Parallelogramm . . .; jedoch das macht nichts; es gibt Abwandlungen der Formen, die ebenfalls ihre Regeln haben; man würde schon zum Ziel kommen. Aber dann hätte man lediglich die Bekleidung für einen Fuß in Ruhelage und keineswegs das, woran mein Schuster jetzt denkt; nämlich die Bekleidung eines Fußes, der auch durch die Wiesen geht, danach die Furchen entlang, und um dann heim zu seinem Hof zu gelangen, nimmt er einen der verdammten Wege mit den Feuersteinknollen, wo alles drunter und drüber geht. Ja, nun müßte also die Physik eingeschaltet werden, die Gesetze von Hebel und Rolle; und man müßte aufpassen, daß man sich bei keiner Berechnung irrt, denn eine Drei an Stelle einer Vier oder ein schlechtgesetztes Komma würde einen Schmerz in Mathieu Bourgues Schwiele bedeuten, der sich Tausende von Malen je Kilometer wiederholte. All diese Berechnungen nähmen auch beträchtliche Zeit in Anspruch; so geht das nicht; es gibt da keine allgemeingültigen geometrischen Regeln; es ist vielmehr ein Ineinanderspielen von besonderen, im Grunde individuellen Regeln; das sind Fälle, wo die Technik weniger gut zum Ziel führt als die Eingebung, das Fingerspitzengefühl — — —.

Ihr werdet sagen, ich vergleiche die kleinen Dinge mit den großen. Aber ich habe zwanzig Jahre meines Lebens — und die strahlendsten Jahre — damit hingebracht, liebevoll zuzusehen, wie Hände und Geist meines Vaters die Arbeit vollbrachten, die ich hier beschreibe. Es gibt weder kleine noch große Dinge; es gibt nichts als den menschlichen Kräfteinsatz und eine unendliche Fülle von in jedem Einzelfall gelösten Aufgaben; dabei ist das Ergebnis klein oder groß, je nach dem Werte des Menschen, der sie erwählt und löst.

Mein Schuster mit dem roten Käppchen hat im voraus gesehen, wie sich die Lederflächen in einen richtigen Körper verwandeln werden; und das ist geschehen, indem er so mit den Händen an dem Leder herumgefingert hat; während sich sein Geist mit der Lösung der Aufgabe beschäftigt, hat er sich, unbewußt auf einem Höhepunkt des Menschseins empfunden.

Nunmehr langt er sich ein Etwas, das man *Handleder* nennt; es sieht fast so aus, wie der Kampfhandschuh der römischen Gladiatoren. Es schützt den Handteller; denn damit muß er die Ahle eindrücken. Um das *Handleder* wickelt er nun den Pechdraht und streckt dabei den Arm, um jedes Stück tüchtig festzuziehen; so legt ein Schuster seine Rüstung an. Jetzt nimmt er die Holzzange. Den Halbmond und den Pyramidenstumpf, von denen er jetzt genau weiß, wie sie zusammengehören, bringt er zwischen die Kiefer der Zange und preßt sie mit seinen Knien zusammen. Er nimmt die Ahle und stemmt ihr Ende gegen das *Handleder*, er stößt und bohrt das erste Loch. Er nimmt die feine Spitze des durch die Schweinsborsten versteiften Pechdrahtes in den Mund. Er zieht die Ahle heraus und führt von rechts nach links die eine Schweinsborste durch die frische Öffnung, dann die andere am anderen Ende des Pechdrahtes, wobei sich die Fäden kreuzen. Er wickelt den Pechdraht um das *Handleder* und zerrt daran, indem er die Arme auseinanderbreitet; und auf diese Weise macht er den ersten Stich. Und so langsam zwar, aber in einem Rhythmus, der nach und nach schneller wird, nimmt er, stemmt er, stößt er, bohrt er, führt er die sich kreuzenden Schweinsborsten und breitet die Arme aus, wenn er den Stich festzerrt. Schaut man ihm aus einiger Entfernung zu, möchte man sagen, er sei ein riesiger schwerer Vogel, der mit großen, langsamen Flügelschlägen über einer Beute flöge, ein Zaubervogel, der Vogel Rock irgendeines arabischen Märchens.

Ich jedenfalls hatte diesen Eindruck, wenn mein Vater nähte. Es entstand in diesem Augenblick immer eine große Stille. Denn diese Arbeit macht keinen Lärm. Mein Vater sprach nicht, da er das Ende des Pechdrahts mit der Schweinsborste zwischen den Lippen hatte, und ich selbst, der ich das Gefühl hatte, daß es sich verbiete, mit ihm zu sprechen, da er ja nicht antworten konnte, wie mit einem Mann, der sich anschickt, Zauberkräfte walten zu lassen: ich sah große Flügel um ihn gebreitet. Welche Freude schuf der Gedanke, daß der da mein Vater sei!

Nachdem der Halbmond an den Pyramidenstumpf genäht ist, nimmt der Schuster den Holzleisten, dann die Sohle, die er zu Anfang zugeschnitten hat. Er sieht nach, ob die Schwiele auch gut in die kleine Dolle paßt, die ihr an der Sohle entspricht. Beides stimmt gut überein. Dann nagelt er die Sohle auf die Fußsohle des Leistens, und zwar mit zwei Nägeln, die man freie Nägel nennt. Sie werden nur ganz leicht eingeschlagen, sie dienen einzig zum Halten, nicht zum Nageln. Während der ersten Augenblicke des Aufbaus müssen diese beiden Nägel da sein wie die Finger einer Hand; und wenn der Schuster drei Hände hätte, würde er jene Nägel nicht einschlagen; aber so schlägt er sie eben ein, doch auf eine bestimmte Art, damit

sie in dem Augenblick, da sie nicht mehr nötig sind, ganz von selbst loslassen, gerade wie es die Finger einer Hand tun würden, die ihre Rolle ausgespielt haben.

Mein Vater war da auf eine besondere Methode gekommen. Er ersetzte sie durch Streichholzenden. Ich erinnere mich, daß eines Tages sein Lehrling (das war eigentlich gar kein richtiger Handwerker) ihn fragte, weshalb er das tue. Und er hat darauf geantwortet (dieser Handwerker, der eigentlich keiner war, hieß Pankratz, und mein Vater pflegte von ihm zu sagen: „Er hat nicht mehr Anlage zum Schuster als ich zum Papst!“): „Weißt du, wie man einen Nagel einschlagen kann, ohne ein Loch zu machen?“ — „Nein“, sagte Pankratz. — „Wenn du einen freien Nagel 'rausziehst, was bleibt dann?“ — „Natürlich ein Loch“, sagte Pankratz. „Und wozu“, fragte mein Vater, „wird deiner Meinung nach nun eigentlich ein Schuh gemacht?“ — „Ja, ja“, sagte Pankratz, „aber ...“ — Weiter brachte er nichts heraus. „Wenn du nicht weißt, wozu er da ist, wie willst du ihn dann machen? Meinst du“, fuhr mein Vater fort, „daß es eine feine Sache ist, wenn der Schuh ein Loch in der Sohle hat?“ — „Nein“, sagte Pankratz, „aber es ist doch nur ein ganz kleines Loch.“ — „Du kannst soviel ‚ganz‘ und soviel ‚klein‘ sagen, wie du willst; Loch bleibt Loch.“ — „Aber“, sagte Pankratz, „es ist doch unter der Sohle, da sieht man es doch nicht.“ — „Ich weiß, daß es da ist“, sagte mein Vater, „ich kann alle Welt hinters Licht führen, natürlich, aber mich, wer kann mich hinters Licht führen? Jeder ist der Sohn seiner Werke.“ Er sah mich mit dem schönen, grauen, unbeweglichen und schweren Blick an, bei dem mir jedesmal der Atem stockte, und ich hörte angespannt zu, denn ich spürte, daß er jetzt für mich sprach und nicht für den Lehrling, der eigentlich keiner war: „Den größten Teil seiner Zeit“, sagte er, „verbringt man mit sich selber. Man muß dafür sorgen, daß das immer eine angenehme Gesellschaft ist.“

Jean Giono

(Aus dem Französischen übersetzt von Hety Benninghoff und Ernst Sander, 1949)

Vom Ursprung und von der Lust des Sattlerns

Wer jemals mit liebenden Blicken durch ländliche Gegenden gereist ist, ist sich bewußt, daß die Bauernhöfe meist schon Jahrhunderte hindurch an derselben Stätte liegen. Die Gesetze mögen sich schon oft geändert, das landesübliche Geld in Stein, Bronze, Kupfer, Nickel, Papier die verschiedensten Formen angenommen haben, Reiche

triumphiert und untergegangen sein, doch die Stätte, wo das Haus des Menschen, der dies Feld bebaut, stehen muß, hat sich nicht geändert. Auch die Wege finden nahezu immer ihre alten Spuren. Auch das scheint ein Gesetz zu sein: wenn es sich als notwendig erweist, daß der Sattler den, der mit Pferden arbeitet, mit Geschirr versorgt, wird die Sattlerei von selbst ihren Platz an der Wegkreuzung finden, wo sie jetzt ist, weil das der Ort ist, der nicht allzu weit von all diesen verstreuten Höfen entfernt liegt. Dort kann der Handwerker am leichtesten auf Aufträge rechnen und seine Familie am besten ernähren.

Zunächst hat er wohl angefangen wie alle Ansiedler, die Arbeit auf den Feldern zu verrichten; aber sein Geschmack, eine besondere Geschicklichkeit seiner Hände trieben ihn mehr zur Lederarbeit; sie lockte ihn in stärkerem Maße. Aber er sagt sich: „Heute muß ich pflügen oder säen oder mähen, damit wir auch zu essen haben.“ Freilich seine Leidenschaft ist und bleibt das Lederzeug. Er macht es gut; sein Geschirr paßt den Pferden wie angegossen. Und bald sagen die Nachbarn zu ihm: „Laß doch die Feldarbeit liegen und mach uns Geschirre, das erleichtert uns die Arbeit; wir brauchen dann keine Zeit mehr daranzusetzen, zumal wir es schlechter machen, da uns die Arbeit daran keine Freude bereitet. Wir mögen lieber pflügen, säen und mähen. Wir wollen dir auch alles geben, was du und deine Familie zum Unterhalt brauchen.“ Gern willigt er ein; an diesem Punkt trifft seine persönliche Befriedigung mit dem Gemeinwohl zusammen. So wird er Sattler von Beruf, und seine Werkstatt hat ihre Stätte an der Wegkreuzung, wo sie noch heute ist, an der Wegkreuzung, von wo aus man leicht alle Bauernhöfe der Umgegend erreichen kann.

Und nun kann der Sattler seiner Leidenschaft folgen. Wenn er die Kummertpolster eines Pferdegeschirrs mit Roßhaaren füllt, denkt er nur an Pferdehälse, an die Haut, die unter dem glänzenden Haar Kleid bebt. Er sieht das Tier über die Landstraße trotten, und wie es dabei des Sattlers Arbeit hin- und herschaukelt. Sagte man ihm, daß er an all das denke, würde er es leugnen. Und doch ist es so; die Formen dessen, was man anschaut, werden im Kopf schließlich überdeckt von den Formen, die man ausprägen will. Und dort ist bei dem Sattler jetzt der Hals der Apfelschimmelstute, für die er das Geschirr macht; er sieht alle Rundungen und Bewegungen von Bellas Hals in seinem Kopf vor sich und sagt sich, wenn auch nicht laut, daß er noch drei Hände voll Roßhaar nehmen muß.

Bei solcher Arbeit zeigt es sich dann, daß für die besten unter den Handwerkern die Arbeit eine große Leidenschaft mit all ihren Freuden und Qualen ist.

Jean Giono

(Aus dem Französischen übersetzt von Hety Benninghoff und Ernst Sander, 1949)

Stilistisches Zwischenspiel

Leitmotiv

Als im Jahre 1922 ein Deutsch-Lehrer auf den guten Einfall kam, an die berühmtesten Schriftsteller der Zeit die Rundfrage zu richten, durch welche Mittel ihrer Meinung nach der Aufsatzunterricht in den Schulen gebessert werden könnte, erhielt er von Paul Ernst eine Antwort, die uns Leser seiner Jugenderinnerungen (vgl. S. 67 ff.) nicht überraschen kann:

„Ich würde die Beschreibung von Gegenständen und Vorgängen, die wirklich gesehen und verstanden worden sind, bis in die obersten Klassen üben; dabei kann kein Gesalbader entstehen. Ich habe mir, als ich bereits als Schriftsteller einen Namen hatte, selbst derartige Aufgaben gestellt, mich zum Beispiel einmal gemüht, das Immergrünbeet vor meinem Fenster in möglichst genauer und gleichzeitig schöner Darstellung festzuhalten.“

Unter diesem Gesichtspunkt lese man die hier folgenden Beschreibungen, die nicht aus der Feder anerkannter Dichter, sondern aus einer dicken Sammelmappe von mehr oder weniger gelungenen Schülerarbeiten stammen; diese werden zu eigenen Versuchen sicher mehr Mut machen!

Vier Variationen

1. Eines Tages war in unserer Schule ein Glasbläser angemeldet, der in der Chemiestunde seine Kunst vorführen wollte; der Deutsch-Lehrer hatte noch schnell vorher die Klasse gebeten, beim Zuschauen sich Notizen zu machen. Hier ist eine der nachträglich daraufhin ausgearbeiteten Stilübungen:

Wie Jumbo entstand

„Da werden wir aber eine Menge neuartiger Geräte kennenlernen“, dachte ich, als wir die Treppe hinaufgingen. „Der ganze Tisch im Chemiesaal wird mit verschiedenen Glasarten, mit allerhand Behältern, Zangen, Farben und vielen unbekannten Dingen vollstehen.“ Und was brauchte der Glasbläser, um die verschiedensten Figürchen herzustellen? Er benutzte eine mit viel Sauerstoff gespeiste Gasflamme und einige bunte Glasröhrchen; ab und zu hantierte er noch mit einer kleinen Glassäge und einer Pinzette, deren Enden sehr breit waren.

Zischend strömte die Flamme aus dem Brenner; ein Glasröhrchen wurde über das Feuer gehalten; das sonst so starre Glas begann sich plötzlich zu bewegen, ließ sich dehnen und aufpusten und zerplatzte wie eine Seifenblase. Der Meister nahm nun ein dunkelgrau gefärbtes

Glasrohr und erhitzte es. „Drehen, drehen“, sagte er, „das ist die Hauptsache, wenn man eine gleichmäßig runde Form erhalten will.“ Und so drehte sich auch die Röhre zwischen seinem Daumen und Zeigefinger unaufhörlich hin und her. Wieder begann sie zu schmelzen; rasch zog sie der Meister so auseinander, daß zwar in der Mitte der alte Hohlraum bestehen blieb, seine Ränder aber an beiden Enden kegelförmig verliefen und zum Schluß sogar zusammenschmolzen. Flink sägte der Meister das eine zugeschmolzene Ende ein und brach es ab, damit er eine Öffnung zum Hineinblasen erhielt. Schnell mußte alles geschehen; denn wenn das Glas während der Bearbeitung nicht dauernd gleichmäßig erwärmt wird, platzt es. Durch das Hineinblasen entsteht an der erhitzten Stelle eine Ausbeulung, die sich später als Kopf eines Elefanten entpuppte. Nun erhitzt er das Glas gleich dahinter unter ständigem Drehen; dann bläst er wieder in der oben beschriebenen Weise, und siehe da, der Leib eines Elefanten schwillt auf. Jetzt geht es an den Rüssel. Der eine Blase-„Spieß“, der noch am Kopfende haftet, wird erhitzt, langgezogen, damit er dünner wird, in die richtige Form gebogen, das übrigbleibende Ende abgeschmolzen, und schon ist der Rüssel fertig. Der Glasbläser nimmt schnell einen der Glasstäbe zur Hand. Er hält den Kopf des Elefanten und das Ende des Glasstabes über die Flamme, drückt es unter dem Rüsselansatz an, bläst ein paarmal am Spieß hinein, zieht den Glasstab ab, und man sieht, daß dies die Lippe sein soll. Mit einem erhitzten helleren Glasstab tupft er Punkte auf beide Seiten des Kopfes: die Augen! Dann wird ein weißer Stab auf beide Seiten neben dem Rüssel angedrückt, langgezogen und abgeschmolzen. Das sind die Stoßzähne. Die Ohren werden ebenso gemacht, aber vor dem Erkalten mit der schaufelförmigen Zange plattgedrückt. Jetzt kommen als letztes die Beine an die Reihe. Ein Glasstab und die Stellen, wo die Beine angesetzt werden sollen, werden erhitzt. Er drückt den Stab an die passende Stelle und bläst durch den Spieß. Dadurch wird der obere Teil des Beines dick und hohl. Der Glasstab wird abgeschmolzen und das Bein unten abgeplattet. Die Herstellung der anderen Beine ist dieselbe. Damit Jumbo fest stehen kann, wird das eine oder andere Bein, wenn nötig, noch verkürzt. Wenn alles erkaltet ist, wird der Spieß abgeschmolzen. Die übrigbleibende Spitze ist der Schwanz. Nun ist Jumbo fix und fertig; seine Herstellung dauerte etwa eine Viertelstunde, und für 70 Pfennige konnte man sich ihn kaufen.

G. V.

2. Oder ein andermal hatte ein Sechzehnjähriger von sich aus beobachtet und beschrieben:

Die Spandauer Fischer bei einem winterlichen Fischzug

Es rücken etwa ein Dutzend Männer an mit zwei großen Schlitten, auf denen sich primitive Holzwinden befinden, dazu ein paar Stangen, einige Eisäxte und ein riesiges Netz. Sie gehen quer über den

Tegeler See. Nachdem sie haltgemacht haben, wird mit den Äxten ein großes Loch gehauen, wo hinein später das Netz kommen soll. Dann ziehen zwei Leute in entgegengesetzter Richtung los, um in bestimmten Abständen kleinere Löcher zu schlagen. Es dauert nicht lange, da legen die beiden Männer ihre Jacken ab, krempeln die Hemdsärmel hoch, und trotz der Kälte rinnt ihnen der Schweiß in Strömen von der Stirn. Zuerst krachen die Äxte mit einem dumpfen Laut über das Eis, dann wird der Ton heller und heller, und nun spritzt dem einen Arbeiter ein Wasserstrahl ins Gesicht. — Mit der Zeit merke ich, daß die beiden Männer Halbkreise beschreiben und sich an einer von dem ersten großen Loch weit entfernten Stelle treffen werden. — Noch ehe die beiden mit ihrer Arbeit fertig sind, stecken andere Fischer zwei Stangen ins Hauptloch, die durch zwei Seile mit den Netzen verbunden sind. In entgegengesetzter Richtung (als wie die Männer gingen, die die Löcher schlugen) werden sie unter das Eis geschoben, und ich sehe, daß sie gerade von einem Loch zu dem andern reichen. Über den ersten beiden Löchern stehen zwei **Fischer**. Der erste angelt mit einer Art Picke nach dem Stab, zieht ihn zu sich heran und schiebt ihn weiter, ihn in der Richtung zum nächsten Loch haltend. Hat der zweite Mann die Stange ergriffen, so geht der erste zum übernächsten Loch und wartet, bis sie bei ihm erscheint. Der andere Fischer verläßt seine Stelle nun und so fort.

Immer mehr Maschen des Netzes werden ins Wasser gezogen, und nun ist es ganz verschwunden. Da treten dort, wo die Stäbe angelangt sind, die Schlitten mit den Winden in Tätigkeit: die Stangen werden aus dem Wasser geholt und die Seile an den Wellen der Winde befestigt; denn man will das nun ausgespannte Netz unter dem Eise entlangziehen. Obgleich die Speichen, mit denen die Achse gedreht wird, ziemlich lang sind, läßt sie sich nur langsam und ruckweise bewegen; das Holz quietscht und knarrt. Mit der Zeit werden die Windungen des Seiles auf der Spule immer zahlreicher: das Netzende erscheint! Bei dem anderen Schlitten ist es auch gerade angekommen. Beide Mannschaften rollen die Seile ab und befestigen sie an den Stäben, mit deren Hilfe sie wieder so weit fortbewegt werden, bis sie gestrafft sind und die Winden in Tätigkeit treten müssen. — Endlich treffen sich die Schlitten am letzten Loch, das ebenso groß wie das erste und inzwischen fertiggehauen worden ist. Wieder bewegt man die knarrenden Achsen. Immer mehr füllt sich das Netz. Immer schwerer wird seine Last, und immer langsamer drehen die Fischer die Speichen. Endlich erscheinen die beiden Netzen: alle Männer packen mit an, und „Hau ruck! Hau ruck!“ wird die Beute allmählich aufs Eis gezogen und dann in die Schlitten geschüttet.

Die Männer verpusten sich eine Weile, wischen sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn, ziehen ihre Jacken an und fahren ab.

H. B.

3. Oder eine Radfahrergruppe brachte von einem Ausflug ins Senftenberger Braunkohlengebiet reiche Auswahl für ihre Klasse mit. Hier als Probe die Beschreibung eines Förderbaggers:

Förderbagger im Tagbau

Im dichten Winternebel wandern wir auf einer viergleisigen Eisenbahnstrecke durch den Tagbau; stolpernd, rutschend, strauchelnd von einer Eisenbahnschwelle auf die nächste, übernächste springend im Gänsemarsch zwischen den glitzernden Gleisen dahin. Rechts von uns zieht sich der hohe gleichförmige Abhang der Grube entlang.

Über den Schienensträngen erhebt sich das große, kastenförmige Baggerhaus mit dem Durchfahrtstor für die Güterzüge. Ein Förderer nach dem anderen kommt sprunghaft aus der dem Tal zugekehrten Wand herausgeruckt, gleitet auf dem Greifarm die Böschung hinab, überschlägt sich unten plötzlich und verschwindet in dem feuchten Dampf violettroter Braunkohle. Die harten gezähnten Stahlkanten der Fördereimer fressen sich in den Boden hinein, reißen ihn auf und schleppen die unförmigen Brocken Rohkohle in das Innere des Baggers. Unaufhörlich drehen sich die Eimerketten: leer senken sie sich in das Tal hinab, gefüllt steigen sie, hart an der Böschung schleifend, wieder herauf, während gleichzeitig das Baggerhaus auf den Schienen über dem Kohlenzuge hin und her fährt. Wir klettern eine schmale eiserne Stiege hinauf, und gebückt treten wir durch eine enge Tür in das trübe Matt des dunklen eisernen Baggerhauses; langsam tasten wir uns in den engen verrußten Gängen zurecht. Allmählich werden vor uns die glitzernden Transmissionen des Förderbandes sichtbar, die das kleine Dynamogehäuse mit dem riesigen Schwungrad verbinden. Bei jeder Umdrehung erzittert und schwankt der Bagger; es herrscht ein ohrenbetäubendes Gedröhn! In einer Ecke des winkligen Gehäuses erkennen wir einen Arbeiter, der den Entladevorgang der Fördereimer zu überwachen hat. Angestrengt beobachtet er durch die siebähnlich durchlöcherten Stahlplatten, wie sich schräg über ihm die rüttelnden Ketten des laufenden Förderbandes drehen, wie ein Fördereimer nach dem anderen vorübersaust, sich überschlägt, und wie die Kohle prasselnd in die untenstehenden Wagen des Zuges hineinregnet. Ist ein Waggon gefüllt, so wird die herunterfallende Kohle auf einer Klappe so lange abgefangen, bis sich die Entladeöffnung des fahrenden Baggers über einem neuen, leeren Waggon befindet. Eine zweite Hebeldrehung — und die in diesen Augenblicken gestaute Kohle dröhnt mit verstärkter Wucht gegen die Metallwände des Eisenbahnzuges, alles ringsum in eine undurchdringliche Staubwolke einhüllend. Manchmal ertönt von unten ein schrilles Klopfschlag des Baggerführers, der mit einem Schraubenschlüssel schnell hintereinander gegen das Eisenrohr des Treppengeländers schlägt. Von seinem Stand aus leitet er die Förderung des Baggers, bestimmt seine Fahrtrichtung, seine Geschwindigkeit und die Neigung des Greifarmes. Soeben greifen die Eimer

tiefer in die schon stark mit Sand vermischte Kohle. Das Klopfschlagzeichen ertönt, der Baggerführer unterrichtet den Helfer, Sandkohle sei zu erwarten, die nur auf die letzten Wagen verteilt werden darf. Sind die zehn Wagen gefüllt — dies dauert ungefähr 12 Minuten —, so stellt der Baggermeister die Förderung ein, und während das laute Heulen des Dynamos allmählich verklingt, setzt sich der Kohlenzug auch schon in Bewegung, um bald darauf im dichten Winternebel zu verschwinden.

H. W.

4. Als jüngst in einer Klasse der Berufsschule für das Nahrungsmittelgewerbe das Rahmenthema „Die Arbeiten des Bäckers“ gestellt wurde, haben sich die Lehrlinge folgende Teilaufgaben gewählt: „Die Bedienung des Backofens“, „Wie arbeitet unsere Knetmaschine?“, „Das Schieben der Brote“, „Das Herstellen von Salzstangen“, und:

Mein erster Brotteig

Eines Tages sagte mein Meister zu mir: „Morgen wirst du einmal zeigen, was du kannst. Du wirst den Teig machen, und zwar — der Stromsperre wegen — mit der Hand!“ Gewiß war ich stolz darauf, daß ich dazu für fähig gehalten wurde, andererseits beschlich mich eine gewisse Scheu, ob ich es schaffen würde.

Am nächsten Morgen war ich noch früher als sonst in der Backstube, um die „Beute“ fertig zu machen; so nennen wir Fachleute den mit einem großen Behälter versehenen Arbeitstisch. Zunächst löste ich den nötigen Sauerteig in dem in den Behälter gegossenen Wasser auf, gab von der Seite her Mehl dazu, das dort fest ange-drückt lag, und vermischte die drei Bestandteile. Dann kam das in dem passenden Verhältnis abgewogene Salz dazu, gleichfalls in Wasser aufgelöst. Schon wollte ich zum Durcharbeiten des Teigs „einsteigen“, da bemerkte ich zu meinem Schrecken einige „Putzel“, kleine Mehlklümpchen, die nicht genug Feuchtigkeit vorgefunden hatten; damit sie sich verkrümelten konnten, füllte ich vorsichtig etwas Wasser nach, denn umgekehrt ist zu weicher Teig auch nicht zu empfehlen.

Nun folgte das Durchkneten. Man kneift Teigstücke ab, drückt und streicht sie glatt, wendet sie, zieht unter ständigem Greifen, wenn nötig, Mehl nach, wirkt das Ganze durch, bis sich eine mittelfeste innig verbundene Masse bildet, das heißt, bis der Teig klar ist und du selbst richtig in Schweiß geraten bist.

Ich kratzte die „Beute“ sauber. Meine Hände klebten so voller Kleister, daß der Meister mir spöttisch zurief: „Geh' man zum nächsten Bäcker und hole dir Teighandschuhe!“ *

Nunmehr begann ich meinen Teig „'rauszuschmeißen“ auf den Nachbartisch, wo er zu Stücken von 1600 und 1100 Gramm abgewogen

wurde. (Das Übergewicht backt sich später im Ofen aus.) Diese Teile werden zu Kugeln „ausgestoßen“ und dann länglich in Brotform gerollt. Man holt eines der langen Bretter und ein Tuch, streut etwas Mehl darüber und „setzt“ die Brote „auf“, etwa 20 auf ein Brett; zwischen je zweien wird eine Tuchfalte „eingezogen“, damit sie nicht aneinanderkleben. Diese Bretter schieben wir auf zwei Eisenstangen, die sich durch die ganze Backstube unter der Decke entlangziehen. Dort bekommen sie ohne mein Zutun den richtigen Trieb oder „die Gare“.

G. M. u. H. R.



Bäckerinnungszeichen aus Zinn

Ein dritter Konkurrent, der freilich vom eigentlichen Thema abgewichen ist, hat diesen Vorgang folgendermaßen recht nett erklärt:

In jedem Stück Teig ist Leben, richtiges Leben. Würden wir ihn gleich, ohne die „Gare“ abzuwarten, in den Ofen schieben, würde er viel zu trocken und hart werden. Wir wünschen aber ein aufgelockertes Gebäck. Diese Arbeit verrichten ganz winzige Lebewesen: Hefepilze und Bakterien. Wie jeder Mensch gut behandelt werden will, so verlangen auch diese für das bloße Auge unsichtbaren Mitarbeiter gute Behandlung. Je wärmer ihnen wird, um so schneller schaffen sie ihre Aufgabe. Da die Wärme bekanntlich nach oben steigt, setzen wir die Bretter hoch und warten, bis der Augenblick gekommen scheint, den Backprozeß im Ofen fortzusetzen.

H.-J. K.

Ausklang

Solche Übungsthemen im Paul Ernstschen Sinne bieten sich im 9. Schuljahr hundertfach zur Wahl an: Werkzeuge, Maschinen, Waren, Arbeitsvorgänge, die bei Besichtigungen von Werkstätten, Fabriken, Märkten, Laboratorien zu beobachten sind . . . Man braucht nur die Augen aufzumachen und darf freilich nie — ohne Zeichen- und Notizblock sein!

Wie hat Altmeister Goethe zu seinen Zeichenschülern und -schülerinnen abschließend gesagt?

„Nun aber, da ich Euch an die nächste Wirklichkeit gewiesen habe, welche fast unwert scheinen mag nachgebildet zu werden, sage ich zum Schluß noch dies: Daß der Geist des Wirklichen eigentlich das wahre Ideelle ist! Das unmittelbar sichtlich Sinnliche dürfen wir nie verschmähen, sonst fahren wir ohne Ballast.“

Wilhelm Blume

* * *

Aus Otto von Taubes Roman „Metzgerpost“

1. Ich werde Metzger

Wenn im Friedensjahr 1648 in Tübingen der Pfarrer, der bei der Dankpredigt auf seine Zuhörer wie ein vom Fleisch unbeschwerter Geist besonders erschütternd gewirkt hatte, mit seinem Söhnlein durch die Straßen ging, sagten die Anwohner zueinander: „Seht nur dieses Prachtbuble neben dem Armseligen an! Ein trefflicher Vater! Er spart sich den letzten Bissen vom Munde, damit seine Kinder gedeihen!“ In der Tat — in dem Knaben, der nach dem Schwedenkönig Gustavus hieß, mußte wohl der verstorbenen Mutter derbere Art, das Blut ferner bäuerlicher und handwerklicher Vorfahren durchgeschlagen sein, so stramm und groß war er, ein übermütig flammender Rotkopf, wie so viele echte Kinder Schwabens; zum Leidwesen des Vaters war er denn auch der lateinischen Grammatik viel weniger zugeneigt als sein Schulkamerad Gottlieb, der Sohn des Metzgermeisters Eislin, ein echter Stubenhocker, der deshalb auch Pfarrer werden sollte, zumal dem Vater ein älterer Sohn an der Fleischbank bereits mit Lust zur Hand ging.

Bald nach jenem Friedenssonntag treffen wir die beiden Knaben mitten im Gedränge vor dem Tübinger Schloß, vor dem soeben hoch zu Roß einer von des Herzogs edlen Postjunkern aus Stuttgart eingetroffen war. Der Junker sah sich um, ob jemand aus der Menge ihm das Pferd abnehmen könne für die Zeit, da er sich im Schlosse anmelden wolle; Gustavus hatte das wie von selbst verstanden.

Schon faßte er das Pferd am Zaum und bewegte es völlig kunstgerecht im Kreise. Durch seinen Umgang im Metzgerhaus hatte er sich vor allem im Pferdestall vertraut gemacht, vom ältesten Sohn, dem Frieder, dort gern geduldet, weil er bei seinem jüngeren Bruder die Zuneigung zu edlem Getier schmerzlich vermißte. Als nach einer Weile der Junker dem Knaben mit den Worten „Das hast du gut gemacht“ das Pferd abnahm, fragte er errötend in ungewöhnlicher Kühnheit: „Junker, könnte ich nicht auch so ein Reiter in Herzogs Diensten werden wie Ihr?“ „Gewiß, warum nicht, wenn du evangelisch und ein Junge unseres alten Landadels bist.“ Da malte sich tiefe Enttäuschung auf den Zügen des Knaben; er blickte zu Boden und verbarg sich in der Menge, um traurig heimzuschleichen. Gottlieb, der schon einmal an die noch unerledigten lateinischen Aufgaben gemahnt hatte, schloß sich ihm an. Zu ihrer Überraschung sahen sie unterwegs den Pfarrer in vollem Ornat mit der Bibel im Arm auf der anderen Straßenseite vorüberreiten, und dann wurden sie von dem Vater des andern fast überrannt. Meister Eislin und sein Ältester stürmten in einem völlig undenkbaren Aufzuge vorüber — in scharlachroten Feiertagswämsern und dazu im Arbeitshemd, Arbeitsbeinkleid und in Arbeitstiefeln, eine alte Plempe umgegürtet! Und da rannte schon der nächste Metzgermeister vorbei und wieder einer, einige noch mit blutbefleckten Schürzen, aber die blanke Waffe an ihrer Seite!

Den Metzgersprößling schien der Anblick so vieler von seines Vaters Zunftgenossen weit weniger zu fesseln als das Pfarrerssöhnlein; auf dessen Frage, was da wohl los sein könnte, „weil die Metzger rennen“, antwortete er: „Was weiß ich's!“ und trieb ihn an, ihm schnell ins Haus zu folgen. Erst beim Essen nachher, als die beiden Männer heimgekehrt waren, konnte sich der kleine Tischgast nach und nach zusammenreimen, was sich ereignet hatte.

Folgendes war geschehen: Herzog Eberhard hatte das uralte überlieferte Botenwesen, das im Kriege außer Geltung gekommen war, wieder in Kraft treten lassen, damit die landesväterlichen Aufbaumaßnahmen möglichst rasch in den entferntesten Ortschaften bekannt und durchgeführt würden. Nach dieser Postordnung aber waren sämtliche Metzger verpflichtet, Botenritte zu tun, reihum von Meister zu Meister; die Reihenfolge stand auf der Posttafel vermerkt. Für pünktliche Ausführung haftete der Zunftmeister. Das alte Recht des Degentragens war dafür gewährleistet.

Diese Verordnung hatte der Junker dem Kommandanten im Tübinger Schloß überbracht, und dieser hatte eilends die Meister und ihre Söhne unter dem feierlichen Segen des Pfarrers den Eid darauf ablegen lassen.

Nach ruckweiser Erzählung aller Einzelheiten hieben jetzt Vater und Sohn bei Tisch wacker drein, der Vater bedächtig kauend, der Frieder hastiger, denn er war auserwählt, als erster Postreiter nach nächtlichem Ritt dem Herzog in Stuttgart den Bestätigungs- und Dankbrief der Innung zu überbringen. Gustavus aber aß und trank heute nicht — gegen seine Gewohnheit — an der meist gut bestellten Tafel; er blickte unverwandt zu seinem Nachbarn, dem Frieder, auf. Und dabei hatte er Beglückendes gefunden:

Herzogs Postreiter werden, das wollte er; edler Postjunker werden, das konnte er nicht. Der Ausweg aus der Klemme hieß:

Ich werde Metzger!

2. Wie schlägt man den Ochsen?

War dem Gustävl das Handwerk zunächst nur als Mittel zum Zweck erschienen, allmählich im Verkehr mit dem nun noch mehr vergötterten Frieder und dem neuen Gesellen, dem neckisch-lustig veranlagten Lutz ging es ihm auf, daß der Beruf schließlich noch andere Verrichtungen verlangt. Das Fleischaushauen und den Fleischverkauf, die nicht im Metzgerhause, sondern auf der Fleischbank vor dem Rathaus stattfanden, hatte er zwar oft genug gesehen, aber es hatte zu sehr zum Alltag gehört, als daß er näher darüber nachgedacht hätte. Jetzt schlüpfte er im Vorbeigehen öfter hinter die Bank und ließ sich vom Frieder dies und das zeigen: „Das ist Schwein und das vom Rind. Und das ist die Leber, und das ist das Herz. Und so sieht ein Fußknochen aus bei einem Vieh, und so sitzt im Knochen das Mark.“ Oder er sah jetzt genauer hin, wie der Frieder in schönem Schwung mit dem blanken Beile stets die rechte Stelle traf, falls er Kunden etwas abhauen mußte: „Ja, das muß gekonnt sein, das ist eine Kunst!“ Und eines Abends, als er wieder einmal im Metzgerhaus der Caesarpräparation wegen geweilt hatte, erlaubte ihm der Frieder, den Schimmel zu putzen; Schimmel und Brauner waren am Tage draußen gewesen. Der Frieder putzte tief gebückt an des Braunen Fesseln; der Lutz, der neue Geselle, war noch außerhalb, einen Ochsen zu holen; Gustavus selbst sah nur den Huf seines Pferdes, den er mit der Linken hielt und mit der Rechten behandelte; es war schummerig im Stall. Da faßte er sich ein Herz und fragte ganz unvermittelt: „Du, Frieder, wie schlägt man den Ochsen?“ Nach längerem Hin und Her, bei dem der Ältere den Jüngeren abzulenken versuchte, sagte jener schließlich: „Nun gut, wenn du absolut willst, stelle ich dich auf die Probe. Wenn wir morgen um 1/26 Uhr in der Frühe den Stier schlagen, den der Lutz heute holt, kannst du kommen; schlaf aber lieber aus.“

Just als die Stiftskirche die Zeit schlug, die er sich vorgenommen hatte, wachte Gustav auf. Das unbemerkliche Aufstehen und Wegschleichen aus der Wohnung fiel ihm nicht schwer, da alles noch tief schlummerte und er die Schließvorrichtung kannte. Auf der kurzen Strecke über den Eislinischen Hof zum Schlachtraum führte das gewaltige Tier, geschwollen von Bullenkraft, ein regelrechtes Kampfspiel mit den zwei Burschen auf; nur Frieders scharf anherrschender Befehl hatte den Eindringling gezwungen, sich zuschauend zu verhalten. Er hatte, als der Lutz das mächtige gelbe Haupt mit



P. Potter (Niederlande)

Der junge Stier (1650)

der Blässe schlaggerecht mit den Händen stützte, den Frieder die zünftigen Worte sprechen hören:

„Lieber Bruder, halte 'still,
den Stier ich jetzo schlagen will“,

und die ebenso zünftige Antwort des andern:

„Schlag zu, Bruder, laß Gott walten.
Ich will ihn dir tapfer halten.“

Und er hatte den Ernst dieser Worte mit aller Wucht erfahren, als er vor Schreck an die Wand taumelte, aus Angst um den sonst so ausgelassenen Freund, wie des Frieders geschwungene Axt dem steinern stillhaltenden Lutz so nah vorüber auf ihr Ziel niedersauste,

daß die Zugluft dem Schwarzkopf die Stirnlocke aufliegen ließ. Und er hatte alsbald sich wiedergefunden, als er angewiesen wurde, hier einmal etwas zu halten, dort etwas herbeizuholen, Verrichtungen, die ihm das Gefühl einer nützlichen Hilfskraft gaben. Es tat ihm leid wegzumüssen, als Frieder nach einer Weile zu ihm sprach: „Zeit ist's für dich heimzugehen, sonst merken sie, wo du warst. Mach dich sauber!“ Und so lief er denn — nicht ohne Hochgefühl — heim, mit vorgesetztem und betonendem rechten Fuß den Rechtsgalopp der Vierfüßler nachahmend, dem er schon manchmal zugesehen hatte, wenn auf der Wiese Tübingens Jungmetzgerschaft sich im Reiten übte; so kam er vor seines Vaters Türe an.

Der Kellner-Virtuos

Mittags an der Table d'hôte sah ich viele Gesichter, allein wenige von solchem Ausdruck, daß sie mir merkwürdig sein konnten. Der Oberkellner jedoch interessierte mich in hohem Grade, so daß denn meine Augen nur ihm und seinen Bewegungen folgten. Und wirklich, er war ein merkwürdiger Mensch! Gegen zweihundert Gäste saßen wir an langen Tischen, und es klingt beinahe unglaublich, wenn ich sage, daß dieser Oberkellner fast allein die ganze Bedienung machte, indem er alle Gerichte aufsetzte und abnahm und die übrigen Kellner ihm nur zureichten und aus den Händen nahmen. Dabei wurde nie etwas verschüttet, auch nie jemand der Speisenden berührt, sondern alles geschah luftartig, behende, wie durch Geistergewalt. Und so flogen Tausende von Schüsseln und Tellern aus seinen Händen auf den Tisch und wiederum vom Tisch in die Hände der ihm folgenden Bedienung. So in seine Aufgabe vertieft, war der ganze Mensch bloß Blick und Hand, und er öffnete seine geschlossenen Lippen nur zu flüchtigen Antworten und Befehlen. Und er besorgte nicht bloß den Tisch, sondern auch die einzelnen Bestellungen an Wein und dergleichen; und dabei merkte er sich alles, so daß er am Ende der Tafel eines jeden Zeche wußte und das Geld einkassierte. Ich bewunderte den Überblick, die Gegenwart des Geistes und das große Gedächtnis dieses merkwürdigen jungen Mannes. Dabei war er immer vollkommen ruhig und immer bereit zu einem Scherz und einer geistreichen Erwiderung, so daß ein beständiges Lächeln auf seinen Lippen schwebte. Ein französischer Rittmeister der alten Garde klagte ihm gegen Ende der Tafel, daß die Damen sich entfernten; er antwortete schnell ablehnend: „C'est pour vous autres, nous sommes sans passion.“ Das Französische sprach er vollkommen, ebenso das Englische, und man versicherte mir, daß er noch drei andere Sprachen in seiner Gewalt habe. Ich ließ mich später mit ihm in ein Gespräch ein und hatte nach allen Seiten hin eine seltene Bildung an ihm zu schätzen.

Bericht Eckermanns aus dem Gasthaus zum Weißen Schwan
in Frankfurt an Goethe

Der Zauberfaden

Einer der Teilhaber der größten Kunstseiden-Fabrik im Wuppertal hatte, was bei ihren internationalen Handelsbeziehungen nicht verwunderlich war, eine Italienerin geheiratet; ihre Kinder, die die ersten Lebensjahre im Süden verbracht hatten, wurden nach dem überraschend frühen Tod des Vaters ins Stammhaus an der Wupper gebracht und dort von dem zweiten — kinderlosen — Teilhaber adoptiert. Als sie größer geworden waren, hielt man es im Familienrat für angebracht, die kleinen Fremdlinge — das Mädchen hieß Patrizia, der Junge Rigo — in den Schulferien mit den Dingen näher bekannt zu machen, die den Inhalt ihres späteren Lebens bestimmen sollten.

Dr. Staff, der schon den Vater der Kinder und ihren Pflegevater unterrichtet hatte, ein geistreicher Mann, ein Erzieher von Gottes Gnaden, sollte die nicht leichte Aufgabe übernehmen, den verwickelten und langwierigen Fabrikationsprozeß den jugendlichen Erben in einer ihnen verständlichen Weise zu veranschaulichen und ihr Interesse daran zu wecken; auch eine praktische Betätigung der Kinder in einigen Abteilungen des Werkes war vorgesehen. Den Besuch der weiter abgelegenen Zellstofffabrik hielt man trotz Protestes des Hauptverantwortlichen nicht für nötig, um die Zöglinge nicht durch unwesentliche Vorbereitungsarbeiten zu verwirren; man begnügte sich damit, ihnen zu erzählen, wie das Holz der gefällten Bäume erst entrindet, gereinigt, gekocht, zu Brei verrührt und wieder getrocknet werden mußte, ehe es in Zellstoffplatten angeliefert werden konnte.

So fuhr Dr. Staff mit den beiden eines Morgens im Lift zum obersten Stockwerk des Hauptfabrikationsgebäudes hinauf, wo er ihnen diese Zellstoffplatten in einem dramatischen Augenblick zeigen konnte. Sie wurden hier kurz nach ihrer Ankunft von Zerreißmaschinen gepackt, zerfetzt und in das darunter liegende Stockwerk geworfen, fielen dort wie sommerlicher Schnee in große Kästen und wurden von breiten Rohren aufgesaugt und in die Kessel eines noch niedriger liegenden Stockwerkes geblasen.

„In diesen Kesseln“, sagte Staff, „wird nun der Zellstoff mit Kupferoxyd-Ammoniak gemischt“. „Ich rieche es“, seufzte Patrizia; Rigo und sie rangen nach Atem. „In zwei Minuten seid ihr daran gewöhnt“, tröstete sie Staff. Er winkte einem der Aufseher, der ein langes Glas brachte. „Und diese Mischung nennt man ‚Lösung‘“.

Er goß ein wenig auf eine Glasplatte; Rigo und Patrizia steckten ihre Finger hinein und malten Ornamente auf das Glas. „Man könnte es für Honig halten, wenn es so schmeckte und nicht blau wäre.“ „Dann müßten die Kessel aber Bienenkörbe sein“, rief Patrizia. „Richtig“,

stimmte Staff ihr zu, „aber wir sind ja — Gott sei Dank — keine Lebkuchenfabrik“.

Er zog mit ihnen in die Spinnsäle hinüber und direkt an eine der Spinnstellen heran, die auf langen Bänken montiert waren. „Bis hierhin wird die blaue Lösung gepumpt“, sagte er, um den Kindern die Erklärung vieler Zwischenstationen zu ersparen. „In großen und kleinen Röhren wie bei euch zu Hause das Wasser in den Leitungen. Und hier tritt die ‚Lösung‘ wieder heraus.“

Er deutete auf eine Brause, die, ähnlich geformt wie die einer Gießkanne, nach unten hing und aus ihren vielen winzigen Löchern kleine blaue Fäden spie.

Die Kinder traten näher. Die Fäden sahen zuerst aus wie jene kleinen Stifte, die man in silberne Bleihalter schraubt. Aber je mehr sie nach unten sanken und je rascher ihre Geschwindigkeit wurde, um so deutlicher vereinigten sie sich zu einem einzigen Faden, der allmählich vor ihren Augen seine Farbe verlor.

„Der Faden verliert seine Farbe, weil er nicht in Luft, sondern in Wasser herabsteigt“, sagte Staff, auf den Zylinder deutend, in den die Brause hineinhing und durch den das Wasser sauste.

„Hm“, machte Rigo. „Warum in Wasser?“ „Erstens“, antwortete Staff, „um das Ammoniak und das Kupfer, die beigefügt werden, wieder wegzunehmen“.

„Warum fügt man das Zeug bei, wenn man es kurz darauf wieder wegnimmt?“ fragte Rigo logisch.

Dr. Staff mußte sich nunmehr auf den Weg machen, das, was wirklich mysteriös an der Kunstseideerzeugung war, zu erklären. Denn immerhin, daß etwas eben noch ein Stück Baum war und kurz darauf, nachdem es gekocht, gesäuert, in Kupferoxyd-Ammoniak gebadet worden war, zwar genau noch dieselbe Substanz darstellte wie das Stück Baum ... sich aber den staunenden Augen als ein dünner biegsamer Seidenfaden offenbarte — dieses Mysterium blieb nicht hinwegzuleugnen ...

„Versteht ihr, daß eine Rosenknospe sich nur entfalten kann, wenn der Strauch in gutem Boden steht?“ Er fügte hinzu: „Wenn es regnet und warm ist“.

Das war einleuchtend. Die Kinder nickten.

„Genau so braucht der Zellstoff, um weich wie Seide zu werden, Kupfer und Ammoniak. Verstanden?“

„Warum gerade diese Mittel?“ fragte Rigo.

„Es gibt noch andere Verfahren. Verfahren, die in anderen Werken angewendet werden“, erwiderte Staff. „Aber für uns, die wir eine bestimmte Seide machen, kommen gerade diese Mittel in Frage.“

Rigo blickte mit blassen Augen um sich. Irgend etwas schien ihn zu beunruhigen. „Und was ist mit dem Wasser?“ fragte er.

„Jawohl“, besann sich Staff, daß er ihm noch eine Erklärung schuldig war. „Zweitens brauchen wir das Wasser, um den Faden elastisch zu machen. Es ist nun einmal so, daß der Faden nur in dem Augenblick, in dem das Wasser ihn hinunterreißt, elastisch wird. Nur in diesem einen Moment, wenn er in fließendem Wasser gebadet wird. Seltsam, nicht wahr? Aber es ist nun einmal so.“

„Wer ist denn dahintergekommen?“ fragte Patrizia.

„Hinter was?“

„Daß nur im Wasser ...“ Patrizia sah Staff unschuldig an. Sie war wie fast alle Mädchen eitel und wie alle Kinder neugierig. Sie wollte keine Erklärung hören, sondern nur ganz einfach etwas erfahren. Sie hoffte, Staff werde nun seinen Namen nennen oder den eines der Vorfahren im Werk, — und sie wäre befriedigt gewesen; sie hätte sich mitbeteiligt gefühlt ...

„Dahintergekommen“ — das durfte er nicht dulden, auch wenn die Frage nur seitlich am Wege lag ... „Gefunden“, sagte er und betonte das Wort nachdrücklich, „gefunden hat dies alles Bellamy“, er starrte die Augen Patrizias unsicher an, „der Mann, der mit seiner Spinnmaschine das Vorbild der Seidenraupe nachzuahmen fertig gebracht hat, — der große Bellamy“.

Patrizia nickte gehorsam und beugte sich dem Adjektiv, das diesem Mann namens Bellamy plötzlich etwas Übermenschliches verlieh. „Aber er hat den Zusammenhang mit dem Wasser nicht so einfach gefunden, wie man ein Entenei findet. Sondern er hat hunderttausend andere Dinge probiert, eins nach dem anderen, bis er schließlich fand, daß ...“ „Aber daß nur Wasser diese Eigenschaften hat“, sagte Rigo störrisch; „... daß der Faden ausgerechnet nur in dem fließenden Wasser elastisch wird, das kann er trotzdem nur durch Zufall bemerkt haben.“

Staff sah wohl die lockende Möglichkeit, die sich ihm da eröffnete. Wenn er den Zufall anerkannte, endete das, was so wissenschaftlich aufgebaut worden war, wie ein orientalisches Märchen. Aber er wollte nicht. Er hatte schon darauf verzichtet, den Kindern zu zeigen, wie die „Lösung“ mit Preßluft bewegt wurde, ehe sie in die Brausen kam, wie ihre Zähigkeit reguliert, ihre Dichte kontrolliert, ihre Luftlosigkeit dauernd festgestellt wurde ... was sollte er nun sagen, um ihnen den Vorgang des „Koagulierens“ nahezubringen, den geheimnisvollen Prozeß, um den sich alles drehte? Er durfte es nicht zulassen, daß ein so ungefährrer Gummibegriff wie „Zufall“ in die Hirne der Kinder eindrang. Beim allmächtigen Himmel, hatte

Bellamy nicht ungezählte Jahre in Sorgen und Mühen damit verbracht, um durch folgerichtiges Denken diesen „Zufall“ ans Licht zu bringen!

Staff entschloß sich für das Simpelste. Aus seiner Rocktasche zog er zwei Blöcke und zwei Stifte und überreichte sie Rigo und Patrizia. Dann nahm er selbst einen Block und einen Stift in die Hand. „Technische Dinge behält man nur, wenn man sie zeichnet“, sagte er; „dann werden sie auch klarer“. Und andachtsvoll fing er an, den äußeren Glaszylinder, in den Wasser von unten her eindrang, zu zeichnen, dieses Gefäß, deren das Werk Hunderttausende gleichzeitig in Betrieb hatte. Er kontrollierte, ob die Kinder ihm folgten. Dann zeichnete er den inneren Trichter, in den die Brause hineinhing und in den auch das Wasser, sowie es hoch genug gestiegen war, wie eine Sintflut stürzte und die der Brause entquellenden Fäden mitnahm; und er gab dabei acht, daß die Kinder das Abbild genau so deutlich wie er selbst anfertigten — — — es mit Pfeilen und Erklärungen, mit an den Rand geschriebenen Worten wie „Wasser“ und „Lösung“ erläuterten. „Und hier“, sagte er, als die Zeichnung fertig war, und griff bis zu seinen Knien hinab, zwischen Walze und Umlenkstange, und hob den Finger hoch, als hebe er einen dort schwebenden Zweig in die Höhe ... An seinem Finger hing ein Faden, der Faden, der aus dem Zylinder gelaufen und über die Walze geführt worden war, der Faden, der jetzt farblos, fein, kaum sichtbar und so dünn wie ein Teil eines Spinnwebes geworden war ... „und hier“, sagte Staff, „ist also der Kunstseidenfaden, der in diesem Augenblick während seines Aufenthaltes im Wasserbad gestreckt worden ist.“ „Gestreckt?“ fragte Patrizia und warf die Haare mit einer Kopfbewegung zurück. „Elastisch gemacht“, verbesserte sich Staff und verwünschte innerlich alle Fachausdrücke.

Er ließ sie beide den Faden berühren und musterte dabei die Gesichter. Rigos Stirn zog sich zusammen. „Warum geschieht dies Elastischwerden gerade in diesem einen Augenblick?“ fragte er, und sein kleiner Mund schien Staff um Verzeihung bitten zu wollen, daß er ihm soviel Ungelegenheiten mit seinem hartnäckigen Fragen verursachte. „Weil der Faden uns leider nur in diesem einen Augenblick den Gefallen tut, sich so zu verwandeln, wie wir es haben wollen.“ „Dann ist es doch nur Zufall“, erwiderte Rigo und schüttelte den Kopf.

Staff trat unwillkürlich einen Schritt zurück; er fühlte, daß Rigo ihn in seinem Herzen in die Ecke stellte, in welcher die Mediziner seiner Indianerbücher lebten. Es war ihm nicht gelungen, Hand in Hand mit dem Jungen jenen Spalt zu überspringen, über den es nur eine mächtige und sichere Brücke gab: die Wissenschaft.

Wenn er aber die Wissenschaft angerufen hätte, um das Gespenst des Zufalls zu vertreiben, so hätte er die Götter beschwören müssen,

welche die jeweilige Anordnung der Fasern und die Gesetze der Moleküle überwachten — man konnte Rigo nicht in diese Probleme einführen, für deren Verständnis er einfach zu jung war.

Staff hustete heiser. Seine Gedanken hielten bei den Zeichnungen. Sie schienen ihm ein wirklicher Gewinn; mochte auch an einer bestimmten Stelle des aufgezeichneten Vorgangs ein Fragezeichen stehenbleiben! Gab es überhaupt irgend etwas, das man erklären konnte, ohne daß selbst für reife Männer ein Zweifel übrig blieb? Warum sollten die Kinder davon verschont bleiben, an Rätsel zu geraten, die sie im Augenblick nicht lösen konnten? —

Er wollte gerade noch etwas hinzufügen, das einen beruhigenden Schlußstrich darunter gezogen hätte, als er dieser Bemühung entzogen wurde. Patrizia entdeckte am Ende des Spinnsaals, ganz hinten an der letzten Bank, eine in einen weißen Arbeitskittel gehüllte Gestalt. Sie sauste auf sie zu: „Daggy“! Und auch Rigo, der Verhaltene, vergaß seine Würde und seine Höflichkeit und lief, etwas weniger geschwind zwar, hinter ihr her, auf die Laborantin zu, die sie bei zufälligen Begegnungen außerhalb des Werkes lieb gewonnen hatten.

Und sie blieben bis zur Mittagspause in ihrer Abteilung und verfolgten alles, was ihre Freundin tat, als seien sie auf der Fuchsjagd. Wie sie prüfend und äugend zwischen den Spinnbänken hin- und herpendelte, wobei sie ihre Gäste auf die unheimliche Ruhe und Sicherheit aufmerksam machte, mit der die Trichter in all dem Surren und Zischen arbeiteten. Und wo einmal einer in Unordnung geriet, sprang Daggy zu, griff in den Wasserstrahl hinein, faßte den für das Auge kaum noch sichtbaren Faden, spannte ihn über einen Führungshaken und mit einem raschen Schwung über eine gesäuerte Walze — und legte ihn dann über die „Krone“, die sich unermüdlich wie ein Mühlrad drehte; und die Kinder staunten, als der Arbeiter, der die vollgehaspelte Krone auswechselte, ihnen sagte, der aufgespulte Faden messe nicht weniger als 60 km.

Beim Rückweg kamen sie durch die Hallen, in denen das von den Haspeln gelöste Garn den weiteren Prozeß der Verfeinerung durchmachte, wo es berieselt, getrocknet, mit einer Schutzöl-schicht versehen wurde, um dann in die Zwirnerei geleitet zu werden. „Erinnert ihr euch, daß eigentlich 50 blaue Fäden aus der Brause kamen, die dann ein einziger Faden wurden?“ knüpfte Dr. Staff wieder an. „In Wirklichkeit sind es immer noch 50 Fäden, die nur so dünn sind und so dicht beieinander liegen, daß sie wie ein Faden wirken. Dieser Faden muß nun gedreht werden, damit er rund und tatsächlich ein einziger Faden wird.“ „1200—2000 mal gedreht auf einer nur 1 m langen Laufstrecke“, ließ Daggy einfließen, stolz auf ihre genauen Kenntnisse, die sie erst vor kurzem erworben hatte. Sie war eigentlich Laborantin im Chef-Laboratorium, aber es war Brauch hier, daß

auch die mehr wissenschaftlich Arbeitenden den Fabrikationsprozeß aus eigener Mitbetätigung sich zu eigen machten.

„Ich bin hier eigentlich zufrieden, wie ich es selten bei einer Arbeit war“, bekannte Daggy dem Dr. Staff, als man auf dem Fabrikhof sich trennte; „man hat's sich im Labor nicht träumen lassen, welche Genauigkeit man bei den Dingen anwenden muß, die dem Außenstehenden als grobe Handwerksarbeit erscheinen. Ist es nicht imponierend zu sehen, aus wieviel Einzelvorgängen sich das kleinste Stück Leistung zusammensetzt!“. „Ich könnte beinahe den armen Faden bedauern, soviel Strapazen unterwirft man ihn“, schaltete Rigo in seiner bedachtsamen Art ein. „Wenn nicht jede Handreichung oder Kontrolle dabei exakt gemacht wird, taugt der ganze Prozeß nichts“, brachte Daggy ihren Satz zu Ende. „Wenn man es mit dem richtigen Gefühl ansieht, ist das schon richtig“, schloß Staff die kleine Plauderei ab; „freilich ohne das Laboratorium stände die ganze Fabrik nicht, aber die peinliche Aufmerksamkeit bei der Arbeit an den Maschinen hält sie aufrecht“.

Nach Kasimir Edschmids „Zauberfaden“, Roman einer Industrie, 1949.

Besuch der Orgelbauanstalt in der Schillerstadt Ludwigsburg

Unsere Schul-Schwabenfahrt auf Schillers Spuren mußte selbstverständlich auch in Ludwigsburg haltmachen. Hat doch das „Fritze“ hier nicht nur die Lateinschule — unter der strengen Kontrolle des Vaters — besucht; hier im herzoglichen Schloßtheater hat er sich auf Beamtenfreiplatz an den Massenaufgeboten kostümierter Regimenter berauscht und sein dramatisches Regietalent sich regen fühlen (man denke an Wallensteins Lager, an den endlosen Krönungszug in der romantischen Tragödie um die Jungfrau von Orleans, oder an sein Schauspiel Wilhelm Tell, in dem er ein ganzes Volk auf die Bretter gestellt hat!); dort oben, hoch über der Stadt im herzoglichen Lustschloß, das zwar nicht Sanssouci, doch nicht minder französisch Solitude hieß, hat er seine ersten Akademiejahre unter den Aufpasseraugen Karl Eugens verbracht, demselben Schloß, in dem später Vater Schiller als Direktor der herzoglichen Gärten gewohnt und sich — von Beruf Bader und Feldscher — als Schriftsteller über Baumschulen einen Namen gemacht hat. — — — So standen wir frühzeitig vor der gewaltigen Anlage des Stadtschlusses mit seinen kasernenhofartig anmutenden Gebäudekarrees, zum Teil gespannt, ob da drinnen in der Fürstengruft die Fluchworte des schwäbischen Revolutionsdichters Daniel Schubart über die hochwohlgeborenen Schädel und Knochen noch nachhallen würden.

— — Aber die Flügeltüren der fürstlichen Audienzzimmer sollten sich laut Auskunft erst um 10 Uhr dem Publikum öffnen. Wo sollte man die lange Wartezeit verbringen oder, höfisch gesagt, „antichambrieren“?

Da lasen wir an der Ecke der Schloß- und Kasernenstraße ein Schild: Orgelbauanstalt E. F. Walcker & Cie., gegründet 1786. Wir gingen hinein. Und ein zweites Gesicht hat seitdem Ludwigsburg für uns Schwabenfahrer bekommen. In der verwünschten Residenz a. D. eine Weltfirma, ein auf Handwerk gegründetes Riesenunternehmen!

An duftenden Stapeln astreinen Holzes vorbei, das in ständig brennenden Dampfheizanlagen getrocknet wird, betraten wir die Schreinerei. Elektromotoren trieben dort Pendel-, Band-, Zirkel- und Schweifsägen, Diktenhobel-, Langlochbohr- und Labienfräsmaschinen. Im Gußkeller wurde der Feingehalt der Metallblöcke ausgewogen; die breiige Zinnmasse paarte sich mit dem Bleizusatz. So mochte unserem Schiller zumute gewesen sein, als er vor den Toren Rudolstädts vom Waldspaziergang aus zufällig an die Werkhalle des Glockengießermeisters trat! Aus den gewalzten Zinnplatten wurden die einzelnen Stücke je nach der Größe der Pfeifen herausgeschnitten, poliert, gerundet, zusammengelötet und mit „Füßen“ versehen. In einem anderen Raum wurden Holzkästen mit schweren Rahmen umgeben; ihre Oberflächen mit gleichlaufenden Kanälen durchzogen, sogenannte Windladen, auf denen die Pfeifenreihen eines Registers später ruhen, jede einzelne damit verbunden. Daneben klebten Frauen Bälge, die Lungen der Orgel. Oder Elektromonteur e fädelt in die Spieltische einen Wirrwarr von Drähten ein, die Nervenstränge und Nervenbündel des entstehenden Instruments — oder dürfen wir sagen Lebewesens? Hunderte von Ventilen, Kontakten öffnen sich und schließen sich in dieser „Traktur“ mit Blitzesschnelle, wenn die Finger des Orgelspielers über die Tasten gleiten. Eine Präzisionsarbeit ohnegleichen! Aus mehr als tausend Teilen und Teilchen zusammengesetzt, wuchs in der 12 m hohen Orgelbauhalle vor unseren Augen das für die Weltausstellung in Barcelona bestimmte Werk empor. Jedes wird erst probeweise fix und fertig aufgebaut und ausprobiert, ehe es, wieder auseinandergenommen, in die Versandräume kommt. Fast rührend war die Äußerung eines Herrn, der in dem Intonierungszimmer alle Pfeifen einzeln abhört: „Uns umgeben unser Leben lang nur unreine Töne; wenn's klingt, nimmt man sie uns weg; den Genuß haben die andern.“

Und wo erdröhnen, brausen, summen, klagen, jubilieren diese Ludwigsburger Orgelregister? Überall auf Erden — in den Kirchen Kairos, in der Bostoner Musikhalle, in Kalkutta. Nach den Philippinen sind allein 36 Orgeln verfrachtet worden. Facharbeiter müssen sie oft begleiten und an Ort und Stelle einrichten, was manchmal



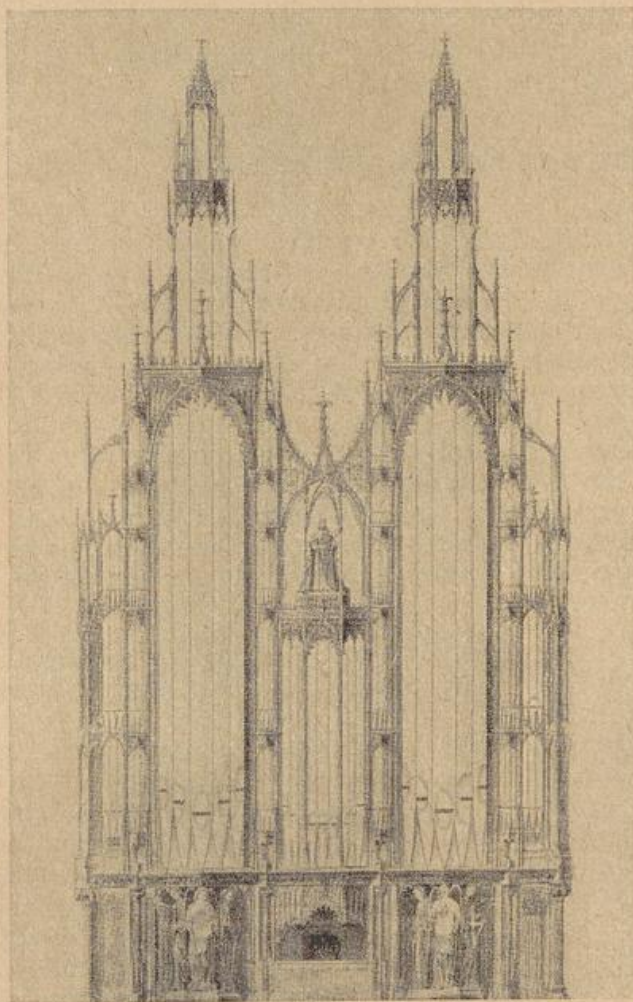
Joh. E. Nilson

*Flügeltür zu einem Rokokozimmer
in einem fürstlichen Lustschloß (um 1763)*

über ein Jahr in Anspruch nimmt und die Beteiligten nebenbei mit Land und Leuten bekannt macht. Im Petersdom in Rom kann eine Walckerorgel, viele Zentner schwer, auf einem fahrbaren Gestell von einer Seitenkapelle in die andere gefahren werden, wie das Bedürfnis der Andächtigen es erfordert. An jenem Morgen, an dem wir durch das Haus geführt wurden, war das Neuste im Betrieb die mehr fabrikmäßige Herstellung von Hausorgeln, nicht viel größer als ein Klavier, die Pfeifen aus Raumersparnis zum Teil quer gestellt; Oskalyd heiße das Miniaturinstrument nach dem Vornamen eines der Inhaber; „ohne wohlklingenden Namen geht's heute nicht mehr ab“, sagte unser Begleiter leichthin. Zum Schluß ließ er uns noch einen Blick in die Kunsttischlerwerkstätte tun, wo die Orgelgehäuse entstehen; sie müssen natürlich den Baustilen der einzelnen Kirchen oder Konzert- bzw. Kinosäle angepaßt werden; Holzbildhauer schnitzen Heilige, allegorische Figuren, Kapitelle und Ornamente. Hier und da an den Wänden der Zeichensäle oder in den Treppenaufgängen hingen Ehrendiplome oder Köpfe aus der Bürgerdynastie dieser Orgelbauer. Da war z. B. der Gründer der Firma Eberhard Friedrich, die mit zwei Gesellen angefangen hatte. Seit Erbauung der Orgel in der Frankfurter Paulskirche 1830 gewann der Name Geltung. In der Familienchronik wird von dem Wagnis erzählt, in den Orgelplan für Frankfurt ein 32füßiges Register aufzunehmen, d. h. ein Register mit offenen Holzpfeifen, deren größte 32 Fuß Länge haben und die tiefsten Baßtöne bis zum Doppel-Organ-C hervorbringen sollte. Trotz vieler Abmahnungen ließ der Sohn des Gründers die kolossalen Dinger anfertigen und einsetzen. Aber wie erschrak er, als nach dem Tastenanschlag bei den tiefsten Pfeifen kein Ton vernehmbar war. In aller Heimlichkeit rechnete er seine mathematisch-physikalischen Ansätze nach, vertiefte sich in die Möglichkeiten, probierte — immer vergebens! Als er wieder einmal mittags bedrückt die Kirchentreppe hinabstieg, hörte er plötzlich von der in der Nähe eingerichteten Notwerkstatt herüber einen außerordentlich starken, sehr tiefen Ton. „Was habt ihr eben gemacht?“, fragte er seine Arbeiter in begreiflicher Erregung. Zögernd antworteten sie: Eigentlich gar nichts! Einer von ihnen habe Leim wärmen wollen und, um schnell fertig zu werden, einen ganzen Haufen Hobelspäne in den Windofen geworfen und angezündet. Davon hätten der Ofen und der Kamin so gebrummt, daß sie alle erschrocken seien. Man wiederholte den Vorgang, und es ließ sich derselbe donnerähnliche Ton vernehmen, und zwar noch $1\frac{1}{2}$ Ton tiefer, als Herr Walcker zu erreichen gehofft hatte. Nach längerem Überlegen ergab sich des Rätsels Lösung: Die Wände des Kamins waren stark genug, um der Schwingung einer so gewaltigen Luftsäule den erforderlichen Widerstand entgegenzusetzen; deshalb verdoppelte er die Stärke der Pfeifenwände und verband das ganze Register durch starke Eisenbänder. Als er nunmehr dem Sachverständigsten unter den Zweiflern das Register vorführte, konnte er beim Anschlagen der untersten Oktave dem 32-Füßer die Grundgewalt eines so tief und rein nie gehörten Basses

entlocken; und die beiden umarmten sich vor Freudel „Seitdem fehlte es mir nie an Empfehlungen auf die weitesten Entfernungen hin“, schließt der Bericht.

Er hörte sich in der Tat viel erbaulicher an als manche Kastellan-
anekdote drüben im Schloß aus dem Leben seiner herzoglichen



Gotisches Gehäuse der Münsterorgel in Ulm

Durchlaucht. Hier atmete man die gesunde Luft selbstgeschaffener Tradition. Solche Männer stehen auf eigenen Füßen, brauchen kein Gottesgnadentum, kein prunkendes Riesenschloß als beklemmenden

Hintergrund, keine staatliche Anlehnung. Was man selber machen kann, was sich aus eigener Kraft entfaltet, kann allein Stolz und Freude schenken.

Dies zweite Ludwigsburger Gesicht hat uns nicht wieder losgelassen; es gab den Schwabenwanderern ein seltenes Hochgefühl, im Schillerland Technik und Geist so innig vereint am Werk gesehen zu haben.

Wilhelm Blume

Erzählungen aus der Dunkelkammer

Endlich waren die Lehrjahre meines Vaters vorbei; er hatte als Mechaniker angefangen und war dann zur Optik übergegangen. Welcher Zufall ihn darauf gerade nach Leipzig kommen ließ, weiß ich nicht; jedenfalls ist er ihm zum Glück ausgeschlagen. Dort arbeitete er draußen in Lindenau in einem großen **optischen Geschäft**; doch das Zusammensetzen von Fernrohren gab seiner Tatkraft und seinem Ehrgeiz kaum genügende Aufgaben. Eines Tages aber wurde dort von einem Reisenden eine Pariser camera obscura angeboten, mit der man Spiegelbilder der Menschen festhalten konnte. Zugleich zeigte er einige solcher neuartigen Bilder vor, welche, da sie auf Quecksilberplatten gearbeitet waren, hin und her gewendet werden mußten, bis man in richtiger Beleuchtung ein zartgraues Bild darauf erkennen konnte.

Der Besitzer der optischen Anstalt schüttelte zweifelnd den Kopf über die neuartigen Wunderbilder, die nach dem Erfinder Daguerre Daguerreotypen genannt wurden. In den Nachmittagspausen gingen die Angestellten um den geheimnisvollen Kasten herum und machten ihre Witze über das neue französische Wundertier; nach acht Tagen stand es vergessen und verstaubt in einer Ecke. Mein Vater, der jüngste Angestellte dort, hatte sich kein Wort von der Auseinandersetzung des Reisenden mit dem Chef entgehen lassen und am selben Abend zu Hause in fieberhafter Erregung jeden Satz aufgezeichnet, der über die Behandlung der Kamera und der Platten Aufschluß geben konnte. In aller Heimlichkeit hatte er an einen Onkel in Dessau geschrieben und sich zur Anschaffung des Apparats 300 Taler erbeten. Dieser Onkel, Kammerherr am Anhalt-Dessauischen Hofe, hatte vor kurzem auf einer Reise den Neffen in Leipzig besucht und ihm beim Abschied gesagt, in Notlagen könne er sich an ihn wenden. Ihm hatte offenbar der junge Mann, der so glühend für Technik und Maschinen schwärmte, gefallen; es hatte ihn erstaunt, daß hier zum erstenmal ein junger Dauthendey mit dem jahrhundertealten Familienherkommen, entweder zu studieren oder Offizier zu werden, mutig gebrochen und sich den Gesetzen einer gewandelten

allen Kreisen der Stadt. Nach Chemnitz, Magdeburg und Halle wurde er eingeladen. Auf Veranlassung verschiedener Professoren der Chemie mußte er als erster deutscher Lichtarbeiter einen Vortrag über die neue Photokunst halten. Eine Einladung des Onkels führte ihn nach Dessau an den herzoglichen Hof, von da ging es mit Empfehlungsbriefen nach Petersburg...

Max Dauthendey

Von einer kleinen optischen Werkstatt zur Weltfirma

1. Meister und Lehrling

In der Wagnergasse zu Jena hatte sich der neue Universitätsmechanikus Carl Zeiss niedergelassen. Zu der geräumigen Werkstatt gehörte auch ein kleiner Laden. Hinter den Fensterscheiben leuchteten und blinkten auf schmalen, mit Stoff überzogenen Brettern Lupen, Barometer, wissenschaftliche Geräte, geheimnisvolle Rohre, zum Teil in aufgeklappten Kästchen aus seidenweich poliertem Zedernholz. Jetzt wurde auf der Rückwand des Ladenfensters ein Türchen aufgezo- gen. Zwei Hände schoben sich heraus und setzten behutsam ein Mikroskop auf den schwarzen Samt; das Instrument wurde vorsichtig hin- und hergerückt, bis es mitten im hellsten Lichte stand. Die Hände glitten noch einmal darüber hin, zogen sich dann zurück, und das Türchen wurde geschlossen. Was wissen die Leute von den Händen? Sie kennen meist nur die Dinge.

Der erste Lehrling, den der junge Meister ins Haus nahm, August Löber mit Namen, war ein schwächliches Kerlchen, doch von bienen- emsiger Fixigkeit. „Hier hast du eine Tafel Fensterglas, und da sind Diamant und Lineal“, wies der Meister den Stift an, als dieser in den grauleinenen Werkstattkittel gekrochen war. „Du legst das Glas auf den Tisch und reißt zuerst die Striche mit einem Zoll Entfernung von- einander ein.“ Der Stift tat, wie ihm geheißen war. Es ging so sicher, als hätte er bisher nichts anderes gemacht. Die richtigen Mechaniker- finger, dachte der Meister.

„Gut, nun werden die Streifen nacheinander abgebrochen; siehst du, so.“ Zeiss fing von rechts her an, schob die Zeigefinger unter die Glastafel, hob sie ein wenig und legte die Daumen auf die Oberfläche der Scheibe, rechts und links hart an dem eingeritzten Strich, drückte behutsam, aber sicher mit dem rechten Daumen. Knack, sagte das Glas, ein langer Streifen sprang ab. „Der Druck ist es, Junge, nicht zu viel, nicht zu wenig, aber immer genug. Siehst du?“ Der zweite Streifen löste sich. „Und nun probier selber!“

Löber begann. Das Herz klopfte ihm zwar dabei. Aber er schien wenig von dem zu besitzen, was der Fachmann Materialangst nennt.

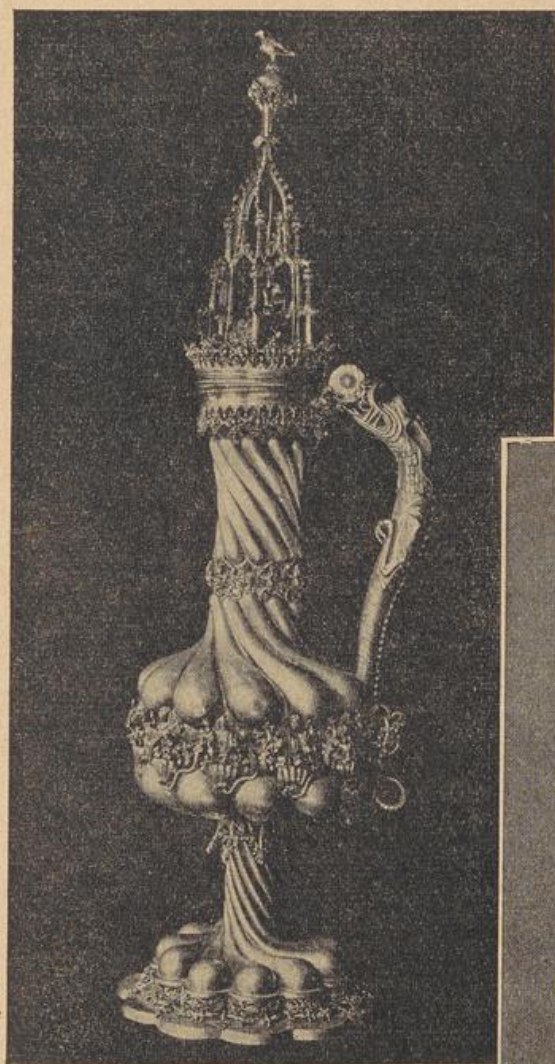
Herzhaft drückte er den Daumen: Peng! Der Streifen sprang nur bis in die Hälfte der Scheibe und brach da mit einer scharfen Spitze ab. Erschrocken sah der Stift auf. „Macht nichts“, sagte Zeiss ruhig, als er den Rest beseitigte. Er schob dem Jungen einen Balkenabschnitt unter die Füße und meinte: „Es wird besser gehen, wenn du höher stehst.“ Und es ging. Streifen um Streifen platzte herunter, tadellos bis zum letzten. „So, nun teilst du die Streifen in Quadrate auf.“ Stück für Stück sprang ab, daß es klirrte und klingelte. Bald war von der großen Scheibe nichts weiter übrig als ein Häufchen Glasplättchen.

Schwieriger wurde die Sache, als Zeiss ihm zeigte, wie sie nun mit der Zange rund gezwickt werden mußten. Da ging es über Glas und Finger her; feine Glassplitter bohrten sich in die Fingerspitzen der linken Hand, die die Plättchen hielt. Als sie einigermaßen rund waren, lernte er sie schleifen, in Linsenform ausarbeiten und zuletzt polieren.

Der Lehrling blieb hart gegen sich selbst und schenkte sich nichts. Ungezählte Male verglich er seine Arbeit mit der Musterlinse, die ihm vorgelegt war. „Du fummelst noch solange daran herum, bis nichts mehr übrig bleibt“, mit diesen Worten nahm ihm eines Tages der Meister die klarpolierte Konvexlinse vom Handteller und hielt sie



Romanischer Speisekelch aus Salzburg (1170)



*Gotische Bergkanne
aus Goslar (1477)*



*Renaissance-Pokal
aus dem Ratssilber
der Stadt Lüneburg (1570)*

gegen das Licht; dann suchte er eine alte Rechnung, fing die Sonne in der Linse auf und rückte das Papier in den Brennpunkt. Der Junge spürte sein Herz bis zum Halse hinaufschlagen. Auf der Rechnung bildete sich ein brauner Fleck, ein dünnes Fädchen Rauch kräuselte in die Höhe. Schnell ließ der Meister das brennende Papier fallen und trat es aus. „Das hast du gut gemacht, August“, sagte er dann, „da, nimm die Linse und behalte sie. Es ist deine erste.“

Von der Freude rot übergossen, steckte der Stift die Linse ein und machte sich an die nächste. Aber immer einmal nahm er sie still aus der Tasche, hielt sie über den Rücken der linken Hand, und da sah er die Härchen wie silberne Fäden glänzen. Daß die Linse an ihren Rändern in den Regenbogenfarben schillerte und die Durchsicht ein verzerrtes Bild gab, störte ihn nicht allzusehr. Es mußte wohl so sein; er rückte sie dann eben weiter, um die darunter liegende Stelle in die Klarheit der Mitte zu bekommen. — So leicht läßt sich das Licht seine Geheimnisse nicht abgewinnen!

Noch über viele Jahre hin wurden Linsen für optische Zwecke auf diese Weise hergestellt. Der Schleifer ging von einem Musterstück aus und polierte so lange, bis das Vorbild erreicht war. Manches Stück mußte verworfen werden. Jeder Schleifer arbeitete mit besonderen Kniffen, die er sich in langer Erfahrung erworben hatte und nun wie werbendes Kapital ängstlich hütete.

August Löber, der seinem Lehrherrn im stetig wachsenden Betrieb das ganze Leben hindurch zur Seite geblieben ist und schließlich daraus nicht mehr wegzudenken war, hat sich zu einem Könnern in der Kunst des „Pröbelns“ entwickelt. Tausende von Mikroskopen sind mit der Zeit durch seine prüfenden Hände gegangen.

2. Meister und Professor

Nächtliche Selbstgespräche

Vor dem Hause am Johannisplatz, wohin Carl Zeiss aus Raumgründen Werkstatt, Lager und Wohnung hatte verlegen müssen, blieb der Nachtwächter stehen und schüttelte den Kopf. „Was der Mann nur treibt?“ brummelte er vor sich hin. „Mitternacht vorüber und immer noch brennt seine Lampe.“

In seinem Zimmer ging der Meister mit großen Schritten auf und ab. „Das ist es“, murmelte er vor sich hin; Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn. „Den Weg sehe ich — aber da liegen auch meine Grenzen. Was nützt es, wenn ich alles nur Erreichbare über die Gesetze des Lichts zusammentrage und zu verstehen suche? Erst dahinter führt der Weg weiter, ein ganz neues Stück Forschungsarbeit müßte geleistet werden. Mit dem ‚Pröbeln‘ ist's nicht getan. Das gibt nur Zufallserzeugnisse. Und umgekehrt die Gelehrten an der Universität — wer von ihnen kann das Errechnete, kann die zu findenden Formeln durch Werkzeuge und Maschinen in die Wirklichkeit umsetzen? Auch da wieder Grenzen, nichts als Grenzen!“

Er ließ sich auf den Stuhl fallen und schob mit der Linken einen Stapel Papiere vom Tisch, die er in nächtlicher Arbeit mit Zeichnungen und Zahlen bedeckt hatte . . .

Entscheidende Zwiegespräche

„Nehmen Sie bitte Platz, Herr Doktor“, sagte Zeiss, als der ihm flüchtig bekannte Assistent am physikalischen Institut der Universität Dr. Abbe zu ihm ins Büro trat. „Schon so früh?“

Abbe: „Gewiß, Herr Zeiss, ich bin Frühaufsteher, habe meinen Morgenspaziergang an der Saale schon hinter mir und komme nun mit einem ganz besonderen Anliegen zu Ihnen.“

Zeiss: „Wenn ich Ihnen helfen kann?“

Abbe: „Ich möchte an dem magnetisch-elektrischen Apparat, den Sie für unser Institut bauen sollen, praktisch mitarbeiten.“

Zeiss: „Hm, Sie meinen, daß Sie das könnten? Gelehrtenfinger sind nur zum Gebrauch der Schreibfeder geschaffen, Herr Doktor.“

Abbe: „Entschuldigen Sie! Mein Vater ist Spinnmeister in Eisenach. Ein Beruf, der feine Fingerspitzen nötig hat. So etwas erbt sich weiter. Manchmal komme ich mir vor wie ein Halber; ich suche die Verbindung zwischen dem denkenden Gehirn und den werkenden Fingerspitzen!“

Eine kleine Pause schlich vorüber. Die beiden Männer sahen sich an. Zeiss ging schon über die Fünfzig, Abbe war 26 Jahre alt. In des Älteren Augen wurde warmes Wohlwollen sichtbar, mit ein klein wenig Spott gemischt, und der Jüngere sah sein Gegenüber bittend an, offenbar von Wünschen erfüllt, die über die augenblickliche Absicht, an dem physikalischen Gerät mitzuarbeiten, weit hinausgingen. Knüpfte das Schicksal heimlich Fäden aneinander?

Zeiss: „Das ließe sich zur Not einrichten. Doch darf ich Sie auf gewisse Schwierigkeiten aufmerksam machen. Es wird nicht ohne Schadenfreude meiner Leute abgehen, wenn Ihnen mal etwas mißlingt. Meine Herren Optiker, Werkmeister Löber an der Spitze, schwören auf Praxis und Erfahrung; Sie dürfen sich deshalb nicht wundern, wenn . . .“

Abbe: „Also, ich darf kommen, Herr Zeiss?“

Zeiss: „Wenn Sie nun noch wollen, Herr Doktor, bitte. Ich lasse Ihnen in der Werkstatt eine Ecke einräumen mit Schraubstock und allem Zubehör zu beliebiger Bedienung.“

Und einige Monate später saßen sich die beiden wieder im Zeiss'schen Büro gegenüber. Beinahe feierlich begann der Meister: „Ich habe Sie hergebeten, Herr Doktor, um Ihnen meine Genugtuung auszudrücken. Die Arbeiten, die Sie an meinem Werkstisch ausgeführt haben, zeigen so viel Geschick und Blick für das Wesentliche, daß ich mehr und mehr überzeugt worden bin, in Ihnen . . .“

Abbe blickte den Meister, der stockte, verwundert und leise abwehrend an. Und dieser fuhr fort: „Die Leistungen meiner Leute sind über jedes Lob erhaben; Löber ist König auf seinem Gebiete. Und trotzdem stoßen wir immer wieder von neuem auf Unvollkommenheiten in unseren Erzeugnissen. Es sind weniger die fertigen Instrumente, die mich schon lange in Unruhe halten, als der Weg, auf dem sie entstehen.“

Jetzt trafen sich die Blicke der beiden. Abbe nickte, und Zeiss setzte leise hinzu: „Ich suche den anderen.“ — „Sie meinen den wissenschaftlich begründeten“, sagte Abbe weit vorgebeugt. „Ja, ihn“, Zeiss faßte unwillkürlich Abbes Hände, seine Worte wurden drängender „Schaffen Sie diese Möglichkeit!“

„Das wird lange dauern und kann auch fehlschlagen“, wendet der Angeredete ein, und Zeiss: „Das weiß ich; ich werde keine Opfer an Material, Geld und Arbeit scheuen. Ich glaube an den Enderfolg!“ — „Das ist eine gewaltige Aufgabe, Herr Zeiss“, zögert der andere; „es käme darauf an, durch genaue Erforschung des Strahlengangs im Mikroskop die Gesetze und Formeln zu finden, nach denen für jeden erforderlichen Fall nach Tabellen Durchmesser, Dicken, Krümmungen, Abstände der Linse vorher bestimmt werden könnten.“ „Richtig, Herr Doktor, richtig“, Zeissens Augen leuchten, denn der Gelehrte hat von sich aus Sätze gesprochen, in denen der Meister im stillen seit vielen Jahren seine Wünsche und Ziele zu fassen versucht hatte. Einige Zeit blieb es stumm zwischen den beiden. Abbe wog das Für und Wider, dann richtete er sich auf in seiner ganzen Größe, er maß reichlich zwei Meter, und sagte ohne jede besondere Wichtigkeit im Ton: „Wenn wir es miteinander versuchen wollen, Ihr Vertrauen verpflichtet mich.“

Das Schicksal hatte den Knoten gezogen, ganz fest.

Die Werkstatt am Johannisplatz trat in einen neuen, in den entscheidenden Abschnitt ihrer Entwicklung.

*

Einige Jahre später las man in der Preisliste der Jenaer Firma den schlichten Satz: „Die hier angeführten Mikroskop-Systeme sind neuerdings auf Grund theoretischer Berechnungen des Herrn Professors Abbe konstruiert.“ Und im Preisbuch von 1877 standen in etwas stolzerem Ton gehaltene Sätze wie dieser: „Die gänzliche Beseitigung des Probierens durch genaueste Vorausberechnung aller Einzelheiten sichert die Gleichmäßigkeit unserer Objektive und schließt Exemplare von zweiter Qualität aus.“

Wir belauschen nun noch ein Gespräch am Ende des Jahres 1890:

„Beinahe 600 Systeme sind in der letzten Zeit bestellt worden; die meisten aus England und Amerika. Was können Sie bei Anspannung aller Kräfte leisten?“

Löber überlegte: „Im günstigsten Fall 150 Stück im Monat, Herr Zeiss, wenn wir nicht schludern wollen.“ Wenn Löber so sprach, gab es für

Zeiss keine weiteren Einwendungen. „Dann werden wir die Besteller hinzögern müssen. Die Beschwerden lassen sich nicht vermeiden. Wir legen sie zu den übrigen aus Manchester, Cambridge, Oxford und wo sie sonst noch her sind.“

Anfang des Jahres 1914 beschäftigte das Werk 5500 Menschen.

Die Welt horchte auf, als nach dem verlorenen Kriege das Zeisswerk 1924 mit dem ersten Projektions-Planetarium vor die Öffentlichkeit trat. Menschen aller Erdteile sitzen seitdem unter den blausamtenen Kuppeln und lassen Tausende von Sternen im Ablauf ewiger Gesetzmäßigkeiten in schweigender Größe über sich hinziehen.

Nach Fritz Scheffels „Gläsernes Wunder“ (1938)

Bi uns an 'n Diek

Wenn mi mol een so fragen deit:
„Wonem büst du geboren?“

Doar, nem de hoogen Eeken stoht,
doar, nem de Mönlenflünken goht,
doar, nem de grooten Wischen liggt,
der Fürturm wied no See rutkickt, —
doar in de een lütt Kot.

Wenn mi mol een so fragen deit:
„Nem stammt dien Uellern heer?“

Mien Vadder is an 'n Diek geboren
un hett de halbe Wilt befoahrn,
hett fischt und seilt bit an sien'n Doot.
Mien Mudder käm van 'n greunen Soot,
kunn lachen un kunn spoarn.

Wenn mi mol een so fragen deit:
„Wat wohnt doar an's för Lüd?“

Doar wohnt so welk mit hille Hoar,
mit blaue Oogen, fast un kloar,
die wieder nix as Plattdütsch snackt
un noch ehrn eegen Klöben backt,
Süh, son Oart Lüd wohnt doar.

Un wenn he mi denn fragen deit:
„Wat heet denn dütt lütt Döörp?“

Dat is keen Döörp. Dat is een Riek,
is Sünn- und Wunnerland toglied, —
un hett ook wieder goarkeen'n Nom,
keen eegen Post un all son Krom, —
heet bloß: „Bi uns an 'n Diek!“

Rudolf Kinau

Hintergrund, keine staatliche Anlehnung. Was man selber machen kann, was sich aus eigener Kraft entfaltet, kann allein Stolz und Freude schenken.

Dies zweite Ludwigsburger Gesicht hat uns nicht wieder losgelassen; es gab den Schwabenwanderern ein seltenes Hochgefühl, im Schillerland Technik und Geist so innig vereint am Werk gesehen zu haben.

Wilhelm Blume

Erzählungen aus der Dunkelkammer

Endlich waren die Lehrjahre meines Vaters vorbei; er hatte als Mechaniker angefangen und war dann zur Optik übergegangen. Welcher Zufall ihn darauf gerade nach Leipzig kommen ließ, weiß ich nicht; jedenfalls ist er ihm zum Glück ausgeschlagen. Dort arbeitete er draußen in Lindenau in einem großen **optischen Geschäft**; doch das Zusammensetzen von Fernrohren gab seiner Tatkraft und seinem Ehrgeiz kaum genügende Aufgaben. Eines Tages aber wurde dort von einem Reisenden eine Pariser camera obscura angeboten, mit der man Spiegelbilder der Menschen festhalten konnte. Zugleich zeigte er einige solcher neuartigen Bilder vor, welche, da sie auf Quecksilberplatten gearbeitet waren, hin und her gewendet werden mußten, bis man in richtiger Beleuchtung ein zartgraues Bild darauf erkennen konnte.

Der Besitzer der optischen Anstalt schüttelte zweifelnd den Kopf über die neuartigen Wunderbilder, die nach dem Erfinder Daguerre Daguerreotypen genannt wurden. In den Nachmittagspausen gingen die Angestellten um den geheimnisvollen Kasten herum und machten ihre Witze über das neue französische Wundertier; nach acht Tagen stand es vergessen und verstaubt in einer Ecke. Mein Vater, der jüngste Angestellte dort, hatte sich kein Wort von der Auseinandersetzung des Reisenden mit dem Chef entgehen lassen und am selben Abend zu Hause in fieberhafter Erregung jeden Satz aufgezeichnet, der über die Behandlung der Kamera und der Platten Aufschluß geben konnte. In aller Heimlichkeit hatte er an einen Onkel in Dessau geschrieben und sich zur Anschaffung des Apparats 300 Taler erbeten. Dieser Onkel, Kammerherr am Anhalt-Dessauischen Hofe, hatte vor kurzem auf einer Reise den Neffen in Leipzig besucht und ihm beim Abschied gesagt, in Notlagen könne er sich an ihn wenden. Ihm hatte offenbar der junge Mann, der so glühend für Technik und Maschinen schwärmte, gefallen; es hatte ihn erstaunt, daß hier zum erstenmal ein junger Dauthendey mit dem jahrhundertealten Familienherkommen, entweder zu studieren oder Offizier zu werden, mutig gebrochen und sich den Gesetzen einer gewandelten

Zeit angeschlossen hatte. Und noch an demselben Tage, an dem das Geld eingetroffen war, trat er vor den Herrn der optischen Anstalt und fragte zum Erstaunen der aufschauenden anderen Angestellten, ob der französische „Kasten“ verkäuflich sei. „Das ist mir lieb, wenn Sie einen Käufer wissen. Dann wird mir viel Schererei wegen Rückforderns der Anzahlung erspart“, meinte der Geschäftsinhaber. „Würden Sie ihn mir geben, wenn ich Ihnen den vollen Kaufpreis zahle?“ platzte seinerseits mein Vater heraus.

Am Abend des bedeutungsvollen Kauftages eilte mein Vater mit der sorgfältig in ein Tuch eingepackten Kamera, von der Angst getrieben, es könne ihm jemand nachgeschickt werden, der den Handel rückgängig machen solle, in seine Wohnung. Hier sagte er sich, daß sein jetziges Zimmer, in der engen Straße gelegen, nicht genug Licht hätte, um darin Versuche anzustellen; am nächsten Sonntag bezog er an der Lindenauer Landstraße ein kleines Gartenhaus innerhalb eines großen Obstgartens. Die Besitzerin des Grundstückes und ihr Gärtnerbursche, die den jungen eifrigen Experimentator beobachteten, saßen oft stundenlang in brennendem Sonnenlicht vor der Kamera; die guten Menschen trösteten ihn, wenn er aus seiner Dunkelkammer — wie oft! — mit leerer Platte herauskam. Des öfteren warnte der Leipziger Stadtanzeiger seine Leser vor der neuen Erfindung; solche Zeitungsberichte fand mein Vater auf seinem Arbeitsplatz, wenn er morgens in das optische Institut kam, um mit Ungeduld seiner üblichen Beschäftigung nachzugehen. Die kostspieligen häuslichen Versuche verschlangen sein kleines Einkommen, so daß er der Frau die Miete schuldig bleiben mußte. Den Leuten, deren Geschäftsweg täglich an dem Garten vorbeiführte, war längst das seltsame Gebaren jenes jungen Mannes an dem Kasten aufgefallen, der auf drei Holzbeinen vor ihm stand und mit seinem Messingrohr vorn einer kleinen Kanone glich. Selbst die Postillione pflegten hier sonntags langsamer zu fahren und zeigten mit der Peitsche den Insassen der Postkutsche den geheimnisvollen Apparat. Die Kinder von Lindenau steckten ihre Nasen durch den Zaun und flohen mit entsetztem Geschrei, wenn der Geisterbeschwörer unter seinem Tuch wieder am Tageslicht erschien. Eines Tages brachte man sogar einen Kranken, einen Gelähmten, in einem Rollwagen in den Garten; er wollte stunden-, ja tagelang vor dem Apparat sitzen in der Hoffnung, daß jene Glaslinsen, die offenbar das Licht einsammelten, ihm mit ihrer Kraft den Gebrauch seiner Glieder zurückgeben würden.

Endlich — noch nach 50 Jahren nannte mein Vater den Tag den schönsten seines Lebens — gelang es, einen kleinen dreieckigen Fleck auf der Quecksilberplatte hervorzubringen, ein kleines haarscharfes Dreieck. Nach langem Betrachten und Grübeln erkannte er, daß dieses Dreieck den Hemdausschnitt am Halse des Gärtnerburschen darstellte, den die Platte als den grellsten Fleck zuerst wiedergegeben hatte. Die Maschine schwindelte also doch nicht! Man

mußte nur Geduld und Sorgfalt anwenden und mit peinlichster Genauigkeit Belichtungsdauer, Einfluß der Wärmegrade und alle möglichen zartesten Umstände bei Mischung und Handhabung der Chemikalien beachten.

Nichts ähnlich Empfindliches hatte es jemals vorher im Männergewerbe gegeben wie diese neue Kunst. Hier galt es, zuerst das eigene Ich in Zucht zu nehmen. Bei Bedienung der optischen Linse kam es auf den kleinsten Teil eines Millimeters an. Die Hand, die hastig arbeiten wollte, mußte sich zu völliger Ruhe zwingen. Zur optischen Arbeit gesellte sich auch noch die Chemie; zwei sonst ganz auseinanderliegende Gebiete sollten hier vereinigt werden zur Herstellung eines Bildes. Die Einwirkung der Lichtstrahlen auf die chemisch zubereitete Platte, diese Berechnung der ewig schwankenden Einflüsse von hellen und dunklen Wetterständen, außerdem das Feuchthalten der mit chemischer Lösung behandelten Platte, die an trockenen Tagen in ihrer Lichtaufnahme ganz anders arbeitete als an feuchten, alle diese ungekannten Hindernisse stellten sich in der Dunkelkammer wie finstere Berge der Willensanstrengung des jungen Mannes entgegen.

Und wieder wurde versucht und versucht, bis eines Sonntags ein Dienstmädchen, das mit ihrem Soldaten neugierig zugesehen hatte und auf Einladung zur Aufnahme hereingekommen war, in ganzer Person auf der Platte erschien. Sie bekam ein glänzendes Talerstück von dem beglückten jungen Lichtarbeiter zur Belohnung. Auch ihr Soldat wurde vor die Kamera gestellt, und auch er erschien als Bild auf der Platte. Das waren die ersten Daguerreotypbilder in Deutschland, winzige, haarscharfe, kleine Menschenspiegelbilder, nicht größer als gewöhnliche Visitenkarten. Die Kleidernähte, die Knöpfe, der Garten mit dem Gewimmel der Blättchen hinter der Person, all das mußte man erst lernen zu sehen! Erst allmählich sah man die Schlagschatten und Lichter an jedem kleinsten Laubblatt und wunderte sich schließlich nur, daß sie bei dieser naturgetreuen Wiedergabe sich nicht bewegten!

Mein Vater hat sich in seinen Erzählungen nie auf den Platz eines großen Erfinders stellen wollen; er wollte uns Kindern nur die Geschichte seiner Jugendzähigkeit berichten und uns mit seiner Begeisterung für alle Erfindungen auf den Gebieten der Technik und des Maschinenwesens zur Bewunderung hinreißen, die jeder bei einem Rückblick auf das 19. Jahrhundert dem Aufschwung des menschlichen Geistes zollen muß.

22 Jahre war mein Vater alt, als er im Mai 1842 auf der großen Leipziger Messe einen Rahmen, gefüllt mit seinen ersten Bildern, öffentlich den erstaunten Besuchern zeigte. Es waren die Aufnahmen von Zufallspassanten in der Lindenauer Straße, die manchmal recht komisch wirkten. Nun aber erhielt mein Vater Bestellungen aus

allen Kreisen der Stadt. Nach Chemnitz, Magdeburg und Halle wurde er eingeladen. Auf Veranlassung verschiedener Professoren der Chemie mußte er als erster deutscher Lichtarbeiter einen Vortrag über die neue Photokunst halten. Eine Einladung des Onkels führte ihn nach Dessau an den herzoglichen Hof, von da ging es mit Empfehlungsbriefen nach Petersburg...

Max Dauthendey

Von einer kleinen optischen Werkstatt zur Weltfirma

1. Meister und Lehrling

In der Wagnergasse zu Jena hatte sich der neue Universitätsmechanikus Carl Zeiss niedergelassen. Zu der geräumigen Werkstatt gehörte auch ein kleiner Laden. Hinter den Fensterscheiben leuchteten und blinkten auf schmalen, mit Stoff überzogenen Brettern Lupen, Barometer, wissenschaftliche Geräte, geheimnisvolle Rohre, zum Teil in aufgeklappten Kästchen aus seidenweich poliertem Zedernholz. Jetzt wurde auf der Rückwand des Ladenfensters ein Türchen aufgezo- gen. Zwei Hände schoben sich heraus und setzten behutsam ein Mikroskop auf den schwarzen Samt; das Instrument wurde vorsichtig hin- und hergerückt, bis es mitten im hellsten Lichte stand. Die Hände glitten noch einmal darüber hin, zogen sich dann zurück, und das Türchen wurde geschlossen. Was wissen die Leute von den Händen? Sie kennen meist nur die Dinge.

Der erste Lehrling, den der junge Meister ins Haus nahm, August Löber mit Namen, war ein schwächliches Kerlchen, doch von bienen- emsiger Fixigkeit. „Hier hast du eine Tafel Fensterglas, und da sind Diamant und Lineal“, wies der Meister den Stift an, als dieser in den grauleinenen Werkstattkittel gekrochen war. „Du legst das Glas auf den Tisch und reißt zuerst die Striche mit einem Zoll Entfernung von- einander ein.“ Der Stift tat, wie ihm geheißen war. Es ging so sicher, als hätte er bisher nichts anderes gemacht. Die richtigen Mechaniker- finger, dachte der Meister.

„Gut, nun werden die Streifen nacheinander abgebrochen; siehst du, so.“ Zeiss fing von rechts her an, schob die Zeigefinger unter die Glastafel, hob sie ein wenig und legte die Daumen auf die Oberfläche der Scheibe, rechts und links hart an dem eingeritzten Strich, drückte behutsam, aber sicher mit dem rechten Daumen. Knack, sagte das Glas, ein langer Streifen sprang ab. „Der Druck ist es, Junge, nicht zu viel, nicht zu wenig, aber immer genug. Siehst du?“ Der zweite Streifen löste sich. „Und nun probier selber!“

Löber begann. Das Herz klopfte ihm zwar dabei. Aber er schien wenig von dem zu besitzen, was der Fachmann Materialangst nennt.

Zeiss keine weiteren Einwendungen. „Dann werden wir die Besteller hinzögern müssen. Die Beschwerden lassen sich nicht vermeiden. Wir legen sie zu den übrigen aus Manchester, Cambridge, Oxford und wo sie sonst noch her sind.“

Anfang des Jahres 1914 beschäftigte das Werk 5500 Menschen.

Die Welt horchte auf, als nach dem verlorenen Kriege das Zeisswerk 1924 mit dem ersten Projektions-Planetarium vor die Öffentlichkeit trat. Menschen aller Erdteile sitzen seitdem unter den blausamtenen Kuppeln und lassen Tausende von Sternen im Ablauf ewiger Gesetzmäßigkeiten in schweigender Größe über sich hinziehen.

Nach Fritz Scheffels „Gläsernes Wunder“ (1938)

Bi uns an 'n Diek

Wenn mi mol een so fragen deit:
„Wonem büst du geboren?“

Doar, nem de hoogen Eeken stoht,
doar, nem de Mönlenflünken goht,
doar, nem de grooten Wischen liggt,
der Fürturm wied no See rutkickt, —
doar in de een lütt Kot.

Wenn mi mol een so fragen deit:
„Nem stammt dien Uellern heer?“

Mien Vadder is an 'n Diek geboren
un hett de halbe Wilt befoahrn,
hett fischt und seilt bit an sien'n Doot.
Mien Mudder käm van 'n greunen Soot,
kunn lachen un kunn spoarn.

Wenn mi mol een so fragen deit:
„Wat wohnt doar an's för Lüd?“

Doar wohnt so welk mit hille Hoar,
mit blaue Oogen, fast un kloar,
die wieder nix as Plattdütsch snackt
un noch ehrn eegen Klöben backt,
Süh, son Oart Lüd wohnt doar.

Un wenn he mi denn fragen deit:
„Wat heet denn dütt lütt Döörp?“

Dat is keen Döörp. Dat is een Riek,
is Sünn- und Wunnerland toglied, —
un hett ook wieder goarkeen'n Nom,
keen eegen Post un all son Krom, —
heet bloß: „Bi uns an 'n Diek!“

Rudolf Kinau

Holt un Isen

„Bünn ick!“ gnurrt de Timmerboss öber de Del, un druckt de Husdör wedder ran.

„Vadder, du —?“ Henny Heuer kickt ut de Dönsendör un wunnert sick: „Büst du al doar? Du kummst jo al to rechten Tied —!“

„Komm ick di to frooh?“ Gerd Heuer is gnatzig. He haut sien Mütz up 'n Hoken, nimmt sien'n lütten Halsdook of un slarpt in de Döns rin.

Henny markt al gliek, dat em wat öber de Lebber loopen is, ober se blift ruhig un fründlich: „Mi to froah? Ne, Vadder, — ick frei mi, wenn du mol 'n beeten ihrer Fierobend mokst. Hest doch gewiß wedder —“

„Fierobend —?“ He schuff de Lipp vör un smitt sien Piep up 'n Disch. „Hett sick wat mit Fierobend! Weggohn bünn ick! Eenfach weggohn!“

„Noan —? Geiht di't ne good, Vadder? Oder hest du —?“

„Hebb mi argert! So, nu weess't!“

Henny schuff em sien'n Stoohl hin: „Komm, Vadder, — goh sitten! Un denn vertell! — Up de Plots hest di argert? An dien Lüd — —?“

„Ne, — ne an mien Lüd. Mien Lüd sünd good, alltohoopen. — Ober an den Herrn Junior, — an den neen Scheff!“

„An Eberhard —? An unsen Jungen —? Gotts, Vadder —?“ Henny packt ehr Toknütten an 't Siet un sett sick up de Bank: „Wat hebbt ji denn —, wat hest denn mit em hatt?“

„Mit em hatt — hebb ick goarnix, ober — dat geiht so ne wieder! Dat lot ick mi ne gefallen! Dat gift dat ne bi mi!“

„Hett he wat verseehn, Vadder? Hett he sick wat to schülln kommen loten?“

„He hett wedder mol wat — wat don, ohne mi to fragen! Ohne mi een Wort to seggen!“

„Noan —? Wedder mol, segst du? Ick meen, ji —“

„Hör to, Mudder! Ick komm eben — so gegen halbig vier — komm ick wedder up de Warft. Ick wür jo noch mit Willem Tiemann, van den ick jümmer all mien Holt krieg, — mit den wür ick noch ünnerwegens wesen. Komm so gegen halbig vier wedder up de Warft. Will mi den „Poseidon“ noch mol ankieken, den grooten isern Gaffelschuner, — de sitt jo al vierthein Dog bi uns up de Slipp, hett twölf nee' Platten un 'n anner Ru'er kregen, — schall morgen frooh mit Hoochwoter wedder afloopen. Un ick will bloß noch mol nokieken, dat ook allns in de Reeh is. — Ich komm no den Slipp hindol, — un denn — denn stoh ick doar, un kiek —!“

„Noan, — un? Vadder —?“

„De Poseidon is weg! Is ne mehr doar! Ligt al wedder buten, an de Pöhl! Un de Schipper un sien Lüd sind al bi un speult dat Deck af!“

„Ne, Vadder —?“

De Boss trummelt mit de Finger up 'n Disch und kickt verdwars van 't Siet: „Hett de Herr Junior einfach — ohne mi to fragen, ohne mi een Wort to seggen — den Schuner alleen to Woter smeten!“

„Uns' Eberhard, Vadder? Un ganz alleen —?“

„Ach wat, alleen —? Mit mien Lüd natürlich, un mit den Schipper! — Un ick stoh doar as son ooln afgesetten Bossen un kiek in de Luft! Un mien Lüd goht an mi vörbi un steut sick an, un grient —!“ Henny Heuer schult ehrn „Boss“ van de Siet an un grient ook, ober blooß no binnen. No buten lett se sick nix marken. Se holt blooss mol deep Luft un schüttelt mit 'n Kupp. Un fangt erst no 'n ganze Tied wedder an to fragen: „Werk harr de isern Platten denn insett, Vadder? — Ick meen: Werk harr denn de Upsicht doarbi?“

„De Upsicht, — bi 'n Poseidon, —? Na, Eberhard natürlich! Wer denn woll an's? Dat is doch sien Arbeit, un is ook sien Fach!“

„Jä, eben, — dat meen ick doch. — Un is denn ook allns ganz un goar kloar wesen? Ook dat Ru'er?“

„Na, Mudder —? Du fragst ober ook, —? An 's kann he dat Schipp doch ne to Woter smieten —?“

„Un is ook nix passiert? Is all kloar gohn?“

„Ah wat! Wat schull doar denn bi passiern? Wenn de Schuner fast up'n Wogen steiht un is good afstütt —? Un de Schipper ist boben an Deck un paßt mit up —?“

Wieder kummt he ne, — dat Telefon klöttert mitmol doartwüsch.

Henny Heuer nimmt den Hörer af un meldt sick as jümmer: „Joa —? Wat is —?“

Eberhard is up 'n annern Enden: „Bün ick man blooss, Mudder. Nä, — wat ick seggen wull, — is Vadder al in 'n Hus?“

„Vadder —? Jo, is — is eben kommen. Schall he wat?“

Un as de Boss nu sülsen den Hörer hett, un hett sien „Jä —?“ doar rinn gnarrt, snackt Eberhard ganz free un fründlich wieder:

„Vadder, de Maschinenfabrik in Hannover hett eben wedder an-roopen, — se harr uns doch de beiden neen Maschinen an de Hand geben, up drie Weken. Wi hebbt doar jo goarne wedder ober snackt, ober — — wees doch Bescheed, Vadder, — jo?“

„Jä, — un?“

„Un nu sünd de drie Weken üm, un de Fabrik wull ne länger teuben, — wi schulln entweder käupen oder afseggen.“

„Jä, — un?“

„Un nu hebb ick de Maschinen bestellt, un hebb dat fastmocht, — mit sössuntwindigdusend.“

„So —? Sössuntwindigdusend Mark mol eben —?“

„Jo, — dat is noch billig, Vadder. Doar hebbt wi richtig Glück hatt. Wi möt dat halbe — also dörteihndusend — möt wi denn morgen gliek mol up de Bank ümschrieben, dat de Maschinen denn Freedag oder Sünnobend van Hannover abgoht könt. — Dinkst doar morgen mol mit an, Vadder, — jo?“

„Jä, —“

„Is di doch recht, Vadder?“

„Wenn du jem bestellt hest —“

„Jo, dat hebb ick, Vadder! Wi könt doar morgen jo noch mol öber snacken.“

„Jo, dat — dat möt wi denn woll.“ Gerd Heuer steiht noch 'n Oogenblick mit dem Hörer in de Hand un luert. Un as dat in 'n Klöhnkasten mol sinnig knacken deit, legt he dat Dings in de Gobel un dreiht sick üm, un sett sick wedder up sien'n Stoohl, beid Arms breet öber 'n Disch und de Finger fast üm de Kanten rüm, as wenn he em hoochrieten un ut 't Fenster smieten much: „De Herr Junior wedder mol! De nee' Scheff! De junge Boss!“

„Eberhard meenst du, Vadder! — Wat is denn nu al wedder?“

„Hett sick twee neu' Maschinen bestellt, — sössuntwindigdusend Mark, — boar up 'n Disch! — Vadder hett dat Geld jo man so liggen! Vadder kann jo betohn!“

Henny Heuer segt nix mehr, schüttkoppt blooss un krigt sick ehr Toknütten wedder her un kickt still in 'n Schoot. Un fangt erst no 'n ganze Tied wedder an to fragen: „Watt sünd dat för Maschinen, Vadder? Sünd doch woll keen Autos —?“

„Autos —? Gotts, — Mudder, — wat kummst du doar denn up? — Dat sünd Maschinen för de Warft, för den Isenboo, för de grooten Platten, — to 'n Snieden un to 'n Beugen.“

„Hebbt wi son denn noch ne?“

„Hebbt wi al, jo, — ober de sünd em jo to oolt un to lütt, — he mütt dat jo jeedes Joahr wedder grötter un no de neeste Mood hebben!“

„De Warft ward jo ober jümmer grötter, Vadder. Un de Isenboo —“

„Kunnt jümmer mehr in de gangen! Jo, weet ick! Krieg ick jo jeeden Dag to hörn!“

„Un in 'n Isenboo is doch Eberhard dien beste Kraft, Vadder. Un du büst jo ook good mit em tofreden. — Un büst af un an ook 'n beeten bannig stulz up em!“

„So ?— Keen segt dat?“

„Dat segg ick, Vadder!“ Henny kickt em ruhig un still in de Oogen: „Vadder, — ick gläuf, ick kinn di mitünner beter — as du di sülben kinnen deist. — Wu mannigmol büst du al stulz, ganz stulz up unsen grooten Jungen wesen!“

De Boss dreiht sick hin un her: „Mudder, he is — he schall dat ne jümmer all so boben mien'n Kopp moken! He schall mi fragen, wenn wat loos is!“

„Dat deit he doch ook, Vadder, — wenn du doar büst.“

„Noch hört de Warft mi! Noch bün ick de Boss un hebb wat to seggen!“

„Jo, Vadder, — is good. — Ick meen jo ook man blooss. — Ick will mi doar ook goarne twüschensteken, — ick verstoh doar doch nix

van." Henny Heuer fangt wedder an to knütten un knütt twee ganze Stickens vull. Denn nimmt se ehr Brill af un schüert sick de Oogen: „Wu lang' hest du de Warft nu al, Vadder?"

„Ick, — de Warft —? Eenundörtig Joahr!"

„Eenundörtig", Henny deit so, as wenn se dat noch erst noreken mütt. „Denn würst du also söbenuntwindig Joahr, as du — as dien Joochen-Unkel keen Lust mehr harr —?

„Söbenuntwindig Joahr, jo, — stimmt genau."

„Un — un uns' Eberhard ward in 'n März achtuntwindig."

„Jä, — un? Wat schall dat heeten, Mudder?"

„Oach, — ick meen man, Vadder. Wi könt doar jo giern mol öber snacken, wi beiden. Dat blift jo ganz ünner uns."

„Gotts, — Mudder? Wat is doar denn vel to snacken? Dat is doch all —"

„Is all ganz eenfach un kloar, — dat wull ick ook jüst seggen. — Kiek mol, Vadder, — uns' Eberhard war nu in 'n März achtuntwindig Joahr. He is mit sien Utbildung un mit de School un mit allns kloar. He hett al vör twee Joahr — hett he al sien'n 'Meister' mokt. He is verheiot un hett sien eegen Wohnung. He is —"

„Wat schall dat hier, Mudder? Worüm vertellst du mi dat all?"

„Doarmit du dat mol hörn deist, Vadder! Un dinkst doar mol öber no! — Müss mi nu ober ook utsnacken loten, jo? — Eberhard hett söbenuntwindig Joahr hindör bloss jümmer doon müßt, wat em segt worden is: In'n Hus', in de School, in der Lehr, as Gesell, bi 'n Kommiss, un nu al wedder dree Joahr bi di up de Warft, — blooss jümmer doon, wat em segt ward, — wieder nix. — Nu much he endlich ook mol sülben — un mol alleen wat mooken. Much ook mol 'n beeten wat te seggen hebben. Much ook mol wiesen, dat he wat kann, un dat he 't ook doon mag. — Un wenn he di nu af un an mol wat afnimmt, wat woll eegentlich dien Rebeet is!" —

„Oach so, — doar wullt du hin! — Ick schall unsen Herrn Junior de Warft övergeben! Un schall mi sülben — in 'n Löhnstoohl achter 'n Oben setten!"

„Ne, Vadder, dat schass du ne! Du schass buten blieben un schass wieder arbeidn, so as du 't gewoohnt büst! — Un du schass Eberhard villicht een Deel van de Warft, — villicht dat halbe, oder — ick weet ne, wuvel dat is — villicht den Isenboo! Doar hest du jo doch ne recht Lust to, — mokt di jo vel to vel Larm, dat ool Nieten un Kloppen, — hest du doch sülben al 'n poar mol segt. — Denn lot Eberhard dat doch kriegen, Vadder! Gef doch Eberhard den Isenboo, — un du behullst de Upsicht öber dat Ganze, un behullst allns wat mit Holt un mit Holtboo to doon hett — behullst du för di! — Denn hett jeeder sien eegen Rebeet, un doar brukt sick keenen mehr to argern. — Vadder, kiek mi mol an! — Wat meenst doar to?"

Gerd Heuer kickt stief in de Eck un segt nix. Der Klöhnkasten klingelt wedder.

Eberhard noch mol; „Vadder, — de Schippsmokler Thode röppt eben an: Doar kummt glik noch 'n groot Frachtfoahrtüg, de „Johanna“ ut Nordenham, tweehunnertföftig Tonnen, — ward mit 'n Sledamper herbröcht, — hett groote Hoberee an 't Vörschipp. —“ „Holt oder Isen —?“

„Isen, Vadder, — is 'n ganz nee Foahrtüg, is erst 'n half Joahr gangen, is in Rendsborg boot —“

„So, — bi Sietas un Janssen denn woll —“

„Jo, — wi nehmt em denn glik up dat tweete Slipp rup, Vadder, — nem die Poseidon seten hett, — dat is jo jüst wedder free worden.“

„Jo, is good, — is mi recht. Schall ick —? Mütt ick noch mit dol kommen? — Oder —?“

„Oach, — deit ne neudig, Vadder. Wenn du doch al in 'n Hus büst, —! Dat kann ick ook alleen. Uns' Lüd sünd jo noch all hier.“

„Na jä, — is good, — denn — denn sett't em man up! Du weess jo ook mit allns Bescheed.“

„Jo, dat krieg ick woll kloar, — Na, is good, Vadder, — denn will ick man glik —“

„Oogenblick mol, Eberhard!“ De Boss weet ne recht wieder, ober denn makt he sick risch: „Nä, — wat ick noch seggen wull, — kannst du vanobend, — glik no 'n Eten, — oder wenn di dat am besten paßt, — kannst noch mol bi uns inkieken?“

„Bi di un Mudder, — in 'n Hus'? Jo, kann ick good. Harn ji wat —? Is doar wat loos?“

„Jo, ick harr — ick much giern so allerhand 'n beten mit di besnacken.“

„Is good, Vadder, — ick bün — halbig acht bün ick bi joo!“

„Halbig acht, —“ Gerd Heuer legt den Hörer in de Gobel un kickt no sien Klock. Un sett sick wedder up 'n Stoohl un langt no sien Piep.

Henny sitt un knütt. Ganz still is 't in de lütt mollige Döns, — 'n ewig lange Tied, garz still.

Denn böhr Henny den Kopp: „Wu lang' kann dat Besnacken mit Eberhard woll duern, Vadder?“

„Wu lang' —?“ Gerd sien Stimm is nu mitmol ganz anners worden. „Dat kann ick noch ne seggen, Mudder. — Worüm wullt du dat giern weten?“

„Oach, — ick dink eben, ich will Eberhard sien lütt Froo Bescheed seggen, se schall man ook mitkommen. Se kann denn jo man solang bi mi in de Kök blieben, bit ji kloar sünd. Un wenn ji joo denn eenig sünd, du un Eberhard, — denn wöllt wi all vier noch fein 'n beeten tohoopsitten, un wöllt 'n poar Neejoahrskooken eten, — un wöllt 'n Glas Wien tohoop drinken.“

„'n Glas Wien, Mudder? Du büst jo woll —?“

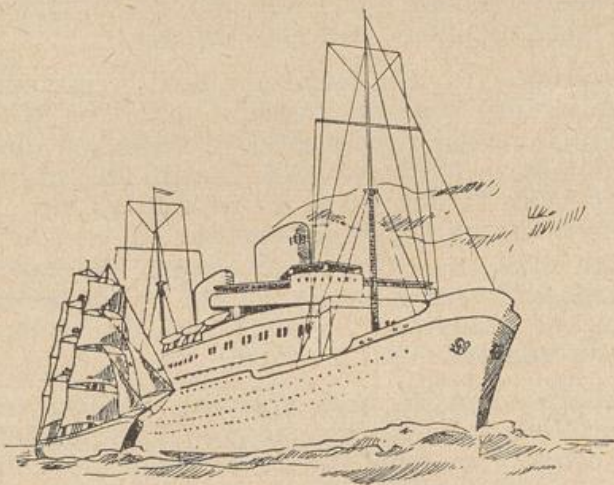
„Jo, Vadder, — 'n lütt beeten möt wi dat doch fiern, wat ji beiden besnacken doot.“

Un nu is 't wedder 'n Oogenblick ganz still in de lütt Döns.

Un denn legt Gerd Heuer sinnig sien groot swoare Timmermanns-hand up Henny ehr Schuller: „Is good, Mudder, — jo, — denn roop man bi ehr an, un mok dat man so in de Reeh. — Vel to besnacken is doar jo goarne, — doar sünd wi in teihn Minuten mit trecht. — Klock acht is Eberhard „Mitinhaber“ van de Warft un hett den ganzen Isenboo för sick alleen.“

„Fein, Vadder, jo! Un du hest all de scheunen hölten Eebers un Kutters un Jilln un Jachten — un dat ganze Holt!“ . . .

Rudolf Kinau



Vom Schiffsjungen zum Kommodore der Handelsflotte

I.

Wenn die Kälte der Winterstürme nicht mehr von der See schneidend ins Land fiel, sondern statt dessen der erste Gruß des Frühlings Menschen und Erde beglückte, dann war unsere Sehnsucht nach Wasser und Schiffen nicht mehr zu bändigen. Der Deich! Der Deich! Ihm galt unser erster Weg — im Sturmschritt zurückgelegt.

Ein buntbewegtes, ewig wechselndes Bild. Segelschiffe, die Lappen prall vorm Winde gebläht eilfertige Dampfer, große und kleine mühsam dahingleitende Schleppzüge, Küstenfahrzeuge und Fischerboote mit Kurs auf den Hafen oder auf das Meer, diese wogende Brücke zu fremden Ländern in denen laut Erzählung des Schiffsbauemeisters Onkel Einemann menschenfressende Ungeheuer vielleicht auf einen so guten Happen wie mich warteten!

Und tauchte dann im dunstigen Grau der Kimm die erste schwache Andeutung einer Mastspitze auf, ließen wir sie nicht mehr aus den Augen, um nach Auftauchen der Takelage und des Rumpfes Wetten abzuschließen über den Namen des Schiffs; wir kannten sie alle, waren doch unsere Väter auf der Rickmers-Werft und -Reederei beschäftigt.

Kann es jemand wundern, daß ich längst den Entschluß gefaßt hatte, Seemann zu werden? Ich war ja buchstäblich mit den Schiffen groß geworden, deren Kiel unmittelbar vor unserer Haustür gelegt wurde. Und sie hatten alle ihre Geschichte. Was wußten die Jans, Heinis, Fidis, Karls und Lutjens nicht alles zu erzählen, wenn sie nach monatelanger Abwesenheit glücklich heimkehrten! Wie beneidete ich meine älteren Schulkameraden, die nun schon ihre ersten Reisen hinter sich hatten! Die zwei Jahre, die noch bis zu meiner Anmusterung vor mir lagen, dünkten mich eine Ewigkeit . . .

Meine Anmusterung . . . Für mich eine Selbstverständlichkeit! Ob jedoch auch für meinen Vater? Ich scheute mich, den Stein ins Rollen zu bringen. „Wir müssen eine günstige Gelegenheit abwarten“, riet die Mutter, die meinen Herzenswunsch begriff, und schob damit auch von sich aus die Entscheidung über meine Zukunft auf. Ich war verzweifelt. Dreizehn Jahre wurde ich bereits. Ich bildete mir ein, der einzige auf der Welt zu sein, der mit seinem Vater noch nicht ins Reine gekommen war, was er werden sollte. So schwer es mir wurde, ich wartete auf die Gelegenheit, von der sich die Mutter eine Wendung der Dinge erhoffte. Und sie kam!

Eines Nachmittags hatte ich mich abermals an dem Seemannsgarn meiner älteren Freunde berauscht, daß die Uhr schon auf die neunte Abendstunde zeigte. Ich rannte heim, als säße der Leibhaftige mir auf den Fersen. Abgehetzt keuchte ich in die Stube. „Ich war auf dem Schiff bei Heini Ahlers“, entschuldigte ich mich. Mein Vater ließ die Gärtnerzeitung sinken (er besorgte den Garten des Reeders Rickmers Clasen Rickmers), schob die Pfeife bedächtig von einem Mundwinkel in den anderen und meinte ruhig: „Ist aber recht spät geworden, Adolf; acht Uhr lasse ich mir zur Not noch gefallen, aber neun? Einmal und nicht wieder!“ — „Es soll nicht wieder vorkommen“, versprach ich und setzte mich ihm gegenüber an den Tisch, auf den die Mutter mittlerweile mein Abendbrot gestellt hatte; sie lächelte mir zu, eine stumme Aufforderung, es mir schmecken zu lassen. Der Vater setzte seine Lektüre noch eine Weile fort, faltete dann sorgfältig die Zeitungsblätter und legte sie neben sich auf die Sofalehne. Schmunzelnd sah er mir zu. „Junge, Junge, die Räubergeschichten von Heini Ahlers scheinen dir ja einen Mordsappetit gemacht zu haben“, scherzte er, indem er mit dem Daumen eine gehörige Portion Tabak in den Pfeifenkopf drückte.

Das war das Stichwort. Jetzt oder nie! Und schon war's gesagt: „Der Heini, na, der hat ja vielleicht allerhand gesehen und erlebt! Wenn

ich erst mal da mitreden kann . . .“ Ein forschender Blick der väterlichen Augen, die eine unheimliche Ruhe und Überlegenheit ausstrahlen konnten, traf mich und hielt mich fest. Ein wenig besorgt über die unerwartete Wendung des Gesprächs ließ die Mutter, die Wäsche flickte, die Hände in den Schoß sinken.

„Du willst also zur See?“

„Ja, ich möchte Seemann werden, Vater.“

„Hm . . .“ machte er nachdenklich und sah fragend die Mutter an. Hilfeheischend blickte ich zu ihr hin, sie verstand meine stumme Bitte. „Laß Adolf doch, wenn er gern möchte! Er ist groß und kräftig, und warum sollte er es nicht zu etwas bringen?“ redete sie dem Vater zu, der sich sichtlich nicht leicht mit dem Gedanken befreunden konnte, sein einziges Kind den schwankenden Planken eines Schiffes anzuvertrauen.

„Es ist ein hartes Brot, mein Junge. Ich weiß nicht, ob dir der Seemannsberuf auf die Dauer zusagen wird.“

„Doch Vater, ich werde meinen Weg schon machen“, beeilte ich mich zu versichern.

Und endlich, endlich: „Meinetwegen. Aber komme mir nach der ersten Reise nicht damit, daß du es dir anders überlegt hast.“

Mit einem Ruck war ich vom Stuhl auf und flog dem Vater um den Hals. Ich hätte die ganze Welt umarmen mögen! Umkehren auf dem Wege — das stand nicht in meinem Programm! Wasser, Wind und Schiffe! Mein Glück war unbeschreiblich.

II.

Ja, nun wurde es ernst. Der Abschied von der Schule lag hinter mir. Mit jedem Stück, das die Mutter noch zur Vervollständigung meiner Seeausrüstung anschaffte, hob sich meine Stimmung, während die Eltern immer mehr in sich gekehrt wurden.

Wenige Tage vor der Anmusterung unternahm ich meinen letzten Streifzug über den geliebten Werftplatz, der mir die frühesten Eindrücke von Schiffen und Seefahrt vermittelt hatte.

„Hallo, Kohlhas“ (den Spitznamen hatte ich bekommen, weil ich sehr schnell laufen konnte, mich niemals erwischen ließ, bald hier, bald da hervorlugte, wie ein Häschen aus dem Kohl), „hallo, Kohlhas“, tönte da unverhofft die Stimme des Werftinspektors Köhler zu mir herüber, „komm doch mal fix her!“ Ich wandte mich um und sah den Inspektor neben einem großen, breitschultrigen Mann am Kontoreingang stehen. Mit wenigen Sätzen war ich vor den beiden.

„Dies ist Adolf Ahrens, einer von Ihren neuen Jungens, Kapitän Westermeyer“, stellte Köhler mich vor. O weh, fuhr es mir durch den Kopf, der Breitschultrige ist also der Kapitän der „Renée Rickmers“. Ich nahm Haltung an. Guten Eindruck machen — war mein einziger klarer Gedanke. Kapitän Westermeyer, dessen Gesicht von Wind und Wasser jene blaurote Farbe aufwies, deren Herkunft die Landratten fälschlicher Weise einer zu engen Freundschaft des Seemanns mit dem Alkohol zuschreiben, ließ seine lebhaften Augen, die unter unwahrscheinlich hellen buschigen Augenbrauen hervorstachen, prüfend auf mir ruhen. „Na, lang genug bist du ja für deine Vierzehn, Adolf. Mußt noch 'n bißchen in die Breite gehen.“ Ein ermunternder Schlag auf meine Schulter beendete diese erste Unterhaltung zwischen Kapitän und Schiffsjungenaspiranten, die freilich infolge der mir die Sprache verschlagenden Würde des ersteren absolut einseitig geführt war. Dennoch — mir hüpfte das Herz vor Freude. Und was das „Indiebreitegehen“ anbetraf — mit Gottes und der Schiffskost Hilfe wollte ich meinen guten Willen schon beisteuern... Zwei Tage später war die Besatzung der „Renée Rickmers“ pünktlich um 11 Uhr vor dem Seemannsamt angetreten, um ordnungsgemäß für die nächste Reise anzumustern.

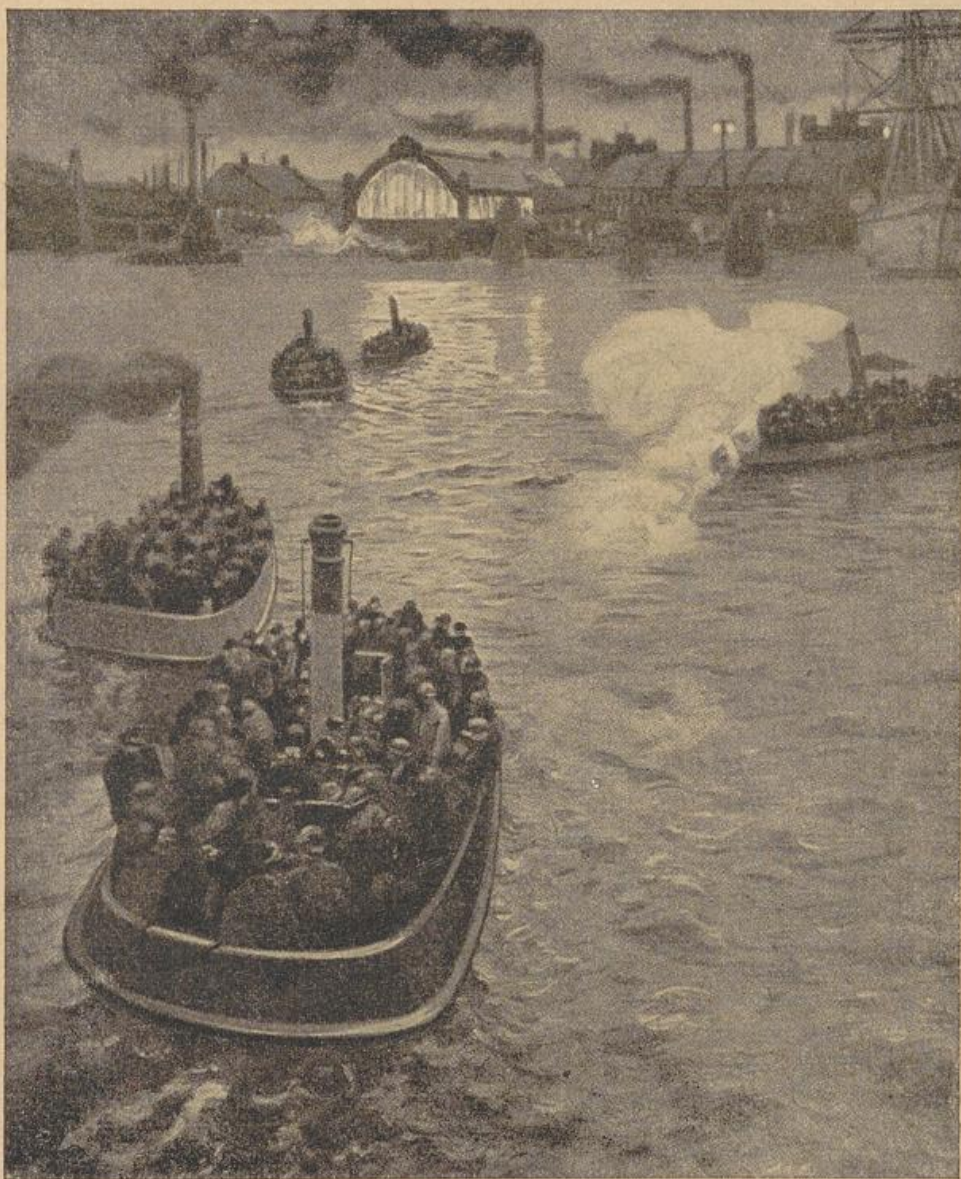
Der kleine, ein wenig untersetzte Beamte, der hinter einem mit Aktendeckeln bepäckten altersschwachen Tisch residierte, verlas die Bedingungen der Musterrolle. Dann trat der Steuermann vor und bekundete durch die Unterschrift seines Namens, daß er sich verpflichtete, zu den eben gehörten Bedingungen für die Reise nach England und weiter anzuheuern. Ihm folgten der Koch, der Segelmacher, der Zimmermann und die zwanzig Matrosen. Als letzter kam ich an die Reihe. „Adolf Ahrens“ bemühte ich mich in möglichst männlich aussehenden Zügen zu Papier zu bringen, als käme es darauf an, schon durch meine Unterschrift Mut und Entschlossenheit gegenüber den Zünftigen zu dokumentieren.

Als ich den Federhalter zurücklegte, hatte ich die unterste Sprosse der Stufenleiter meiner seemännischen Laufbahn bestiegen. Gegen eine monatliche Heuer von 5 Mark; von mir aus hätten es auch 3 oder gar nichts sein können, ich hätte doch unterschrieben!

„Ich bin fest!“, mit diesen Worten trat ich stolz am Mittag dieses Tages den Eltern gegenüber. „Morgen früh um sechs muß ich an Bord sein.“

III.

Es war noch ein Schiffsjunge da. Franz Prager hieß er, ein untersetzter, aber stämmiger Junge, der, so schien es mir beim ersten Handschlag, ebensowenig von der Arbeit davonlaufen würde, wie ich es mir vorgenommen hatte.



F. Kallmorgen

*Auf der Fahrt zur Arbeit
im Hamburger Hafen (1848)*

Der Steuermann, dem wir zugeteilt waren, huldigte offenbar der Auffassung, daß es am zweckmäßigsten sei, uns Neue zuerst mit einem der beiden Elemente in Berührung zu bringen, dem wir unsere Zukunft verschrieben hatten. „So Jungens“, leitete er seinen ersten Auftrag ein, „kommt mit zum Trinkwassertank!“ Wir stiegen ihm nach, willig und dienstbeflissen, als wären wir dazu ausersehen, im nächsten Augenblick eine für das Schicksal des Schiffes und seiner Mannschaft ausschlaggebende Tat zu vollbringen. Am Großmast machte er Halt und wies uns auf eine Pumpe. „Unten ist ein Tank mit dem Trinkwasser für uns alle. Daraus habt ihr täglich das Wasserfaß in der Kombüse zu füllen, das die Tagesration enthält. Nun pumpt euch die Pützen hier mal voll und tragt das Wasser zum Faß.“ Er drehte ab und ließ uns mit unserer Weisheit allein. „Los, du pumpst“, kommandierte ich Franz Prager, während ich die Pützen unter den Kran bugsierte und die vollen gegen die leeren auswechselte. In jeder Hand einen bis zum Überlaufen gefüllten Wasserbehälter steuerten wir der Kombüse zu. „Reinschütten!“ Damit entfernte der Smutje das Schloß vom Faß und überließ es uns, den Deckel zu öffnen, während er mit einem wahren Schlachtmesser Bratkartoffeln in die Pfanne schnitt. „Du, Langer, wie heißt du?“ hielt er uns beim Zurücksteigen durch die Tür an. „Adolf Ahrens“ wandte ich den Kopf in halbgebückter Stellung zurück. „Adolf . . . Mensch, wenn ich das schon höre! Bei mir heißt du ‚Adje‘, verstanden?“ „Jawohl“, fuhr ich ein wenig in die Höhe und stieß mit dem Kopf gegen den oberen Türrahmen, daß ich weiße Mäuse zu sehen glaubte. „Sag nicht immer so dusselig ‚Jawohl!‘ ‚Ja‘ — genügt auch.“ „Jawohl“ . . . Eine Kartoffel war die fliegende Erwidern, haargenau gezielt. Wir türmten in Richtung Wassertank. Ich malte mir im stillen aus, wenn das Temperament unseres Kochs am Ende einmal das Schlachtmesser als Wurfgeschöß . . .

„N bißchen dalli, Herrschaften! Es gibt noch mehr zu tun als so ‚n paar kleine Spaziergänge zwischen Tank und Kombüse“, diese Worte des Steuermanns bewahrten mich davor, jenen fürchterlichen Gedanken zu Ende zu denken. Der Leichtmatrose sollte uns zum Logisschrubben einweisen; er tat es in kameradschaftlicher Weise, ohne viel Worte zu machen. Das taten wir auch nicht, so wenig uns das Hantieren mit Schrubber und Besen als Möglichkeit zur Entfaltung unserer seemannischen Fähigkeiten erschien. Gemeinsam mit unserem Leichtmatrosen holten wir darauf das Essen aus der Kombüse und bauten es auf den Tisch im Mannschaftslogis auf. An der Mittagstafel hatte ich die erste Gelegenheit, Studien über meine Tischgenossen zu machen, mit denen ich die Reise über Cardiff nach Singapore machen sollte. Da war der Zimmermann Nielsen, ein Norweger, der in der Ausführung seiner Bordarbeiten keine geringere Geschicklichkeit entwickelte als beim Herstellen von Schatullen und Tabakkästen während seiner Freizeit. Fast jedes der Besatzungsmitglieder pflegte eine solche Liebhaberei. Der Matrose Ohlsen war Spezialist in

Mattenflechten, und unser Segelmacher Röpke fertigte Teppiche an, für die er sich die Wolle in England beschaffte. Sie dachten auch nicht in erster Linie an Verkauf; die Freude an der Arbeit stand Pate beim Basteln dieser vielen kleinen Kunstgegenstände und der Gedanke, ihre Angehörigen bei der Heimkehr damit zu erfreuen. Nach dem Abwaschen wurden Franz und ich weiter als „Transportarbeiter“ eingesetzt beim Verstauen des Proviantes. Trotzdem wir am Abend müde waren zum Umfallen und uns bestimmt eine zweckvollere Tätigkeit denken konnten, sagten wir beide uns beim Schlafengehen, der Weg zum Kapitän sei freilich weit und offenbar recht holprig gepflastert, aber Kaufmann oder gar Beamter im eintönigen ruhigen Berufsablauf wie die meisten unserer Klassen-genossen wollten wir unter keinen Umständen werden! Unsere Augen starrten in Fahrtrichtung des Schiffes auf die Kimm, hinter der nun das Unbekannte, das Fremde, das Geheimnisvolle sich bald offenbaren mußte.

Während der nächsten Tage hatten wir viel Gegenwind, so daß wir kreuzen mußten. Da gab es anstrengende Arbeit mit Segelbergen und -setzen. Alle 4 bis 8 Stunden mußte gewendet werden. Zur Ausführung dieses Manövers wurde die ganze Besatzung benötigt, denn unsere „Renée“ hatte immerhin eine Segelfläche von rund 3000 Quadratmetern.

Beim ersten Anlandgehen im englischen Kohlenhafen Penarth bekam ich vom Steuermann den Auftrag, eine Lampenkuppel zu besorgen. „Ihr habt ja in Bremen auch in der Volksschule Englisch gelernt, nun zeige mal, was du kannst!“ hatte er zu mir gesagt. Beim Abliefern des Gekauften antwortete ich auf seine Frage, wie ich zurecht gekommen sei, sehr gut und betonte das „sehr“ so auffällig, daß mein Steuermann überzeugt sein mußte, keinen sprachkundigeren Einkäufer als mich finden zu können. Und dabei war es keineswegs so glatt gegangen, um so weniger, als man in Wales einen besonderen Dialekt sprach; im Laufe der nächsten Tage benutzte ich jede Gelegenheit, mit den Einheimischen englisch zu sprechen, und machte zu meiner Genugtuung merkbare Fortschritte.

Als wir wieder unterwegs waren auf „großer Fahrt“ im Atlantik — es war nicht mehr weit von den Kanarischen Inseln — an einem Sonntagvormittag ließ mich „der Alte“ rufen und sagte: „So, Adolf, nun zeig mal, was du gelernt hast! Ran ans Ruder!“ Dem Matrosen Hein, der am Ruder stand, trug er auf, mir es zu überlassen, aber gut acht zu geben, daß mir das Schiff nicht wegliefe. Bei früheren schüchternen Versuchen hatte ich meist zu energisch gedreht. Das Schiff reagiert auf die leichteste Bewegung des Ruders viel empfindlicher, als man gemeiniglich glaubt. Es ist hier ähnlich wie beim Erlernen des Autofahrens: Man muß erst ein Gefühl haben für die Empfindlichkeit des Fahrzeuges, das man dirigiert. „Der Alte“ ging auf dem Achterdeck auf und ab und beobachtete, wie ich mich

anstellte. Nach einer halben Stunde ließ er den Matrosen, der immer auf dem Sprunge gestanden hatte, in die Spaken des großen schweren Steuerrades einzugreifen, abtreten. „Ja, ja, Hein, kannst abtreten; Adolf wird das schon allein fertigbringen.“ Mein Herz ritt eine Freudenattacke. Ich stand zum ersten Mal allein am Steuerruder; jedesmal, wenn ich es leise bewegte und empfand, wie das gut vor dem Winde liegende Schiff gehorchte, kam ich mir vor wie ein König, der nur mit dem kleinen Finger zu winken brauchte, um seine Befehle erfüllt zu sehen.

Nach anderthalb Stunden wurde ich abgelöst. „Gut gemacht, Adolf“, schlug mir Westermeyers mächtige Pranke auf die noch recht schmale Schulter. Meine erste wahrhafte Seemannsarbeit war verrichtet, und das an einem Sonntag. Wenn das kein guter Anfang war! In Zukunft durfte ich jeden Sonntag steuern, sobald ich Freiwache hatte.

Weihnachten wurde ganz anders, als wir gedacht hatten. Den ganzen Tag mußten zwei Mann alle Kraft aufwenden, um das Schiff einigermaßen auf Kurs zu halten. „Auf keinen Fall loslassen! Könnt das Ruder dabei verlieren!“ warnte Kapitän Westermeyer, der breitbeinig auf dem Achterdeck stand. Die beiden „Rudergänger“ mußten schließlich mit Sicherheitsleinen festgebunden werden, damit sie beim harten Stoßen des Ruders nicht über das Rad geschleudert oder überhaupt weggewaschen wurden, wenn ein schwerer Brecher über das Heck kam. Wird unsere brave „Renée“ es schaffen?

Das Weihnachtsgeschenk kam nach, in Singapore, wo wir im Freihafen lagen. Der Kapitän hatte uns an Land gesehen — hineingezwängt in unsere Konfirmationsanzüge, die viel zu kurz und knapp geworden waren. Ein auf dem Schiff herumlungerner chinesischer Schneider erhielt den Auftrag, mir einen leichten grauen Anzug zu machen. Nach dem Maßnehmen eilte der dienstfertige Chinese unter vielen Bücklingen von Bord. Der Anzug saß mir wie von einem Hoflieferanten geschaffen. Ich konnte mich nicht recht daran freuen, weil ich an die Bezahlung dachte, atmete jedoch auf, als ich erfuhr, daß mein guter Vater dem Kapitän Geld mitgegeben hatte für unvorhergesehene Fälle. Als mich dann nachmittags der Steuermann einlud, mit ihm den botanischen Garten zu besuchen, war ich völlig aus dem Häuschen. Ganz benommen wandelte ich durch dies Paradies. Pulste etwa doch ein Schuß Gärtnerblut in mir, daß mich dies Erlebnis so ergriff? Der Abend fand mich im Logis bei einem begeisterten Brief an die Eltern . . . Und es ging weiter, es war Order da nach Brassein in Hinterindien, wo wir eine Ladung Reis aufnehmen sollten . . .

Viel habe ich in den vorgeschriebenen vier Jahren Fahrzeit gesehen und erlebt. Die schlimmste Erinnerung ist die Strandung des

Oldenburgischen Vollschiiffs „Alida“ vor Chile, auf dem ich als Leichtmatrose angeheuert hatte, die schönste die 1½ Jahr währende Reise auf dem Bremer Vollschiiff „Columbus“, das 1400 Brutto-Registertonnen faßte. Die Fahrt durch die Lombockstraße, die Javasee und durch die Philippinen, über das Südchinesische Meer und durch die Sundastraße — alles war Neuland für mich, der ich so begierig war, zu sehen, zu hören, zu lernen. Auch die Kameradschaft war vorbildlich. Fünf Matrosen waren an Bord, die vorhatten, eine Navigationsschule zu besuchen. Unter ihnen hatte Carl Reumer, der später gleichfalls Lloyd-Kapitän wurde, am meisten vorgearbeitet; von ihm habe ich viel gelernt, unter anderem das Rechnen mit Logarithmen. Und daß wir Steuermannsaspiranten in Kapitän Stöver einen Vorgesetzten hatten, der uns in jeder Weise unterstützte, praktische Erfahrungen in der Navigation zu sammeln, läßt die Erinnerung an diese Reise durch nichts getrübt sein.

In Elsfléth in der Navigationsschule angekommen, hatte ich Pech. Oder Glück, wie man will; denn der Kursus hatte bereits vor fünf Wochen seinen Anfang genommen. Ob ich es schaffen würde, lag einzig und allein bei mir. Mein Glück war vollkommen, als ich nach mehreren Monaten ernstester Arbeit am Ende der Examenswoche das Steuermannspatent ausgehändigt bekam. Neunzehn Jahre war ich alt und besaß nun die Berechtigung, als Schiffs-offizier in der Handelsflotte auf Schiffen aller Größen und auf allen Meeren zu fahren. Ein wichtiger Abschnitt meiner Laufbahn war beendet, ein noch wichtigerer brach an: Das Leben „vor dem Mast“ war vorüber. Jetzt gehörte ich „hinter den Mast“. Die Verantwortung wuchs gewaltig, denn nun würde ich Leute zu führen haben. Jetzt mußte es sich zeigen, ob ich stets die Augen offen gehalten und überhaupt das Zeug hatte, Vorgesetzter zu sein.

IV.

Drei Wochen mußte ich mich gedulden, bis mir eine Stellung als zweiter Steuermann auf der Braker „Amazone“ angeboten wurde. Selbstverständlich nahm ich an und kam damit auf ein vor fünf Jahren in Lübeck erbautes Schiff, das für eine Londoner Firma mit Stückgut nach Australien und von dort zurück mit Wolle und Erz wieder nach England fuhr. Es war eine schwierige, bunt zusammengewürfelte Besatzung; um unter diesem Völkergemisch ein einheitliches Kommando zu halten, wurde englisch kommandiert; aber dies Englisch war ein tolles Kauderwelsch von Englisch und Skandinavisch. Als wir von einer solchen Fahrt, die man als Weltumseglung buchen konnte, denn wir fuhren um das gefürchtete Kap Horn, nach London zurückkehrten, war unser Reeder aus Brake schon zum Empfang anwesend. Er nahm mich eines Abends unvermittelt bei Seite:

„Sagen Sie mal, Steuermann, ich höre, Sie wollen jetzt Ihr Kapitänsexamen machen; was haben Sie vor, wenn Sie es in der Tasche haben?“ „Ich habe vorläufig keine anderen Pläne, als das Patent zu erlangen“, antwortete ich ihm. „Dazu wünsche ich Ihnen viel Glück. Wenn Sie so weit sind, können Sie bei mir als erster Steuermann fahren. Ihre Aussichten, nach zwei weiteren Jahren eins meiner Schiffe als Kapitän zu bekommen, sind nicht schlecht.“ Donnerwetter, das war etwas! Ich gestehe offen, mir wurde der Kopf ordentlich heiß. Sollte ich so schnell mein Ziel erreichen, selbst ein Schiff zu führen?

Der Tag der Abreise nach Deutschland war gekommen. Ich stand zur Verabschiedung vor dem Kapitän der „Amazone“, dem ich offenbar so viel zu verdanken hatte. Er sah nachdenklich vor sich hin, als überlege er, ob er mir noch etwas mit auf den Weg geben solle, oder nicht. „Ja“, meinte er schließlich zögernd, „die Aussicht, schon in jungen Jahren ein Schiff als Kapitän zu führen, hat gewiß ihren Reiz. Aber so gerne ich Sie für unsere Reederei halten möchte, nehmen Sie den Vorschlag nicht an. Die Segelschiffahrt hat keine Zukunft. Die Dampfer entreißen ihr ein Frachtgebiet nach dem anderen. Zeit ist Geld! Bald wird der Augenblick gekommen sein, da keine Segelschiffe mehr gebaut werden. Sie würden nur kostbare Zeit verlieren. Wenn Sie dann nach zehn Jahren auf Dampfern anfangen wollen, werden Ihnen die vorgezogen, die dabei groß geworden sind. Nein, Steuermann, melden Sie sich bei einer großen Dampfschiffahrtsgesellschaft, wenn Sie Ihr Examen gemacht haben. Da haben Sie eine Zukunft.“

Wie Keulenschläge trafen mich diese Worte. Unfähig, ein Wort zu sprechen, ergriff ich die Rechte meines väterlichen Freundes und wandte mich ab, um ihm nicht zu zeigen, wie erschüttert ich war.

Das war im Frühjahr 1901; im Oktober erwarb ich die Berechtigung „Schiffe in jeder Größe auf allen Meeren zu führen.“ Ich stand am Scheidewege. Heuerte ich bei einer größeren Dampferlinie an, hatte es mit dem Führen noch gute Weile; dann hieß es, als vierter Offizier anfangen. Zwei Wochen quälte ich mich, die richtige Entscheidung zu treffen. Endlich siegten die eindringlichen Abschiedsworte meines Kapitäns.

Ich meldete mich auf der Agentur des Norddeutschen Lloyd in Bremerhaven. Ich wurde dem Oberinspektor Kapitän Hammelmann vorgeführt. Kurze Musterung, einige Fragen über die eingereichten Zeugnisse, und ich erhielt ein Schreiben, mit dem ich nach Bremen zur Lloyddirektion zu fahren hatte. Dort mußte ich dem Direktor Leist, der selbst von der Pike auf gedient hatte, von meinen

Segelschiffsreisen berichten; ich verschwieg nicht, wie schwer mir der Entschluß geworden sei, dem Segeln untreu zu werden, sprach von dem Angebot des Braker Reeders und dem Rat meines Londoner Kapitäns. „Es ist wahr“, ließ der erfahrene Mann einfließen, „die Segelschiffahrt ist im Aussterben. Der Weg bei uns ist länger, aber sicher. Wenn Sie so weiter streben wie bisher, sind Ihre Aussichten durchaus gut.“ Ein kurzer Händedruck, einige freundliche Wünsche, und mit der Aufforderung, mich in Bremerhaven als 4. Offizier auf der „Preußen“ zum Dienstantritt zu melden, war ich entlassen.

Adolf Ahrens

Schl u ß b e m e r k u n g

Erst nach den schweren und begreiflichen Rückschlägen in und nach dem ersten Weltkrieg konnten sich die Hoffnungen des Lloyd Direktors verwirklichen. Auf dem 1924 gebauten ersten großen Schnell- und Luxusdampfer „Columbus“ ist Adolf Ahrens 11 Jahre Erster Offizier und Kapitän gewesen; international berühmt wurden seine Gesellschaftsreisen um die Welt im Auftrage einer Bostoner Firma; sie brauchten bei peinlichster Pünktlichkeit nicht mehr als 3½ Monate.

1936 übernahm Ahrens dann die Führung des größten und schnellsten Lloydsschiffes, der „Bremen“. Die 187. Rundreise dieses schwimmenden Riesen (52 000 t) Bremen—New York—Bremen (mit jedesmal 1200 glänzend untergebrachten Passagieren) fiel in die Anfänge des zweiten Weltkrieges; als Ahrens trotzdem sein Schiff auf Umwegen in wachsamstem Zickzackkurs mit friedlichen Mitteln nach Bremen zurückbrachte, ernannte ihn der Lloyd zum „Kommodore der Handelsflotte“.

A r b e i t s e m p f e h l u n g

Den Klassen ist anzuraten, zu den obigen vier Abschnitten, die aus Adolf Ahrens' Lebensbericht zusammengezogen sind, geeignete Überschriften zu finden und ein zusammenfassendes Thema zu bearbeiten, entweder: Wie erklären wir uns Adolf Ahrens' Aufstieg vom einfachen Schiffsjungen zum Kommodore? oder: Welche Eigenschaften können wir nach der Lektüre der vier Abschnitte in unserem Lesebuch Adolf Ahrens zuschreiben?

Herausgeber und Verlag bitten Euch, die erarbeiteten Überschriften und die drei Aufsätze, die in der Klasse am meisten gefallen haben, bis zum Ende des Jahres 1951 an den Pädagogischen Verlag Berthold Schulz, Berlin W 30, Kurfürstenstraße 132, einzuschicken; wir werden dann den vier Klassen, deren Einsendung wir für die besten halten, für ihre Bibliotheken das Buch von Adolf Ahrens „Männer, Schiffe, Ozeane“ zugehen lassen; darin sind auch die Einzelheiten jener berühmten Fahrt geschildert.

Humoristisches Zwischenspiel

Schlosserlied

1. { An Schlos - ser hot an Gsel - len ghot, der
wenns zum Fres - se gan - ge ischt, do

hot gar lang - sam gfeilt, doch
hot er grau - sam geilt. Der ersch - te in der

Schüs - sel drin, der letsch - te wie - der draus, do ischt ka Mensch so

flei - ßig gwest, als er im gan - ze Haus, do Haus.

„Gsell“, hot emal der Meister gsgot,
„hör, des begreif i nöt;
es ischt doch all mei Lehtag gwest,
solang ich denk, die Red:
So wie man ißt, so schafft man a,
bei dir ischts nöt a su;
so langsam hat noch kaner gfeilt
und gfresse rasch wie du!“

„Ho“, sogt der Gsell, „des begreif i scho,
'sch hat all's seine gute Grund;
des Fresse wäret gar nöt lang
und d' Arbeit vierzeh Stund.
Wenn aner sult den ganzen Tag
in a n Stück fresse fort,
's würd a gar bald so langsam gehn,
als wie beim Feile dort.“



Theodor Hosemann

Fest der Handwerker (um 1830)

Duett zwischen der Kammerzofe Rosa und dem Tischlergesellen Valentin

aus Ferdinand Raimunds
Wiener Original-Zaubermärchen
„Der Verschwender“ (1834)

- Rosa: Ein Schlosser ist mein' schwache Seit',
(eine Zofe) das ist der erste Mann,
der sorgt für unsre Sicherheit
und schlägt die Schlösser an.
- Valentin: Mein Kind, da bist du schlecht bericht',
(ein Tischler- der Tischler geht zuvor,
geselle) der Schlosser ist der erste nicht,
der Tischler macht das Tor.
- Rosa: Ein Schlosser ist zu schwarz für mich —
und seine Lieb' zu heiß.
- Valentin: Verliebt sich ein Friseur in dich,
der macht dir nur was weis.
- Rosa: Nein! Nein! Ein Drechsler! Oh, wie schön!
Der ist für mich gemacht.
- Valentin: Der kann dir eine Nase dreh'n,
da nimm du dich in acht.
- Rosa: Ein Bäcker, der ist mir zu solid,
ich fürcht', daß ich mich härm'.

Valentin: So nimm dir einen Kupferschmied,
der schlägt ein' rechten Lärm.
Rosa: Mit einem Schneider in der Tat,
da käm' ich prächtig aus.
Valentin: Doch wenn er keine Kunden hat,
So geht der Zwirn ihm aus.
Rosa: Ein Klempner ist ein sich'rer Mann,
dem fehlt es nie an Blech.
Valentin: Ich rate dir ein' Schuster an —
es ist halt weg'nem Pech.
Rosa: Ein Hut'rer wär' wohl nicht riskiert,
der hat ein sichres Gut.
Valentin: Ja, wenn die Welt den Kopf verliert,
da braucht' kein Mensch ein' Hut.
Rosa: Kurzum, ich wend' im Kreis herum
vergebens meinen Blick;
drum kehr' ich zu dem Tischler um,
er ist mein einzig' Glück.
Valentin: Verlaß dich auf den Tischlerjung',
der macht dir keinen Gram,
und kriegt das Glück einmal ein' Sprung,
der Tischler leimt's zusamm'.
Beide: Ein schöner Stand ist doch auf Ehr'
ein wack'rer Handwerksmann.
Sei's Schneider, Schuster, sei's Friseur,
ich stoß' auf jeden an.

Lütt Hinnik

„'n lütte scheune Schangss, up 'n grooten feinen Damper!“ segt de lütt Hinnik Wiehr. „Un sülsen besorgt. Keen Unkel un keen Tante hett mi helpen, — hebb ick all' alleen mokt!“

Vadder segt to mi: „Wenn du no See hin'wullt, — mienwegen! Ober: geihst mi ne ohne Schipp!“

Ick rup no Stadt, no de Hamborg-Süd; stebens in de Dör rin. „Wo-hin?“ segt de een. Ick segg: „No 'n Inspekter!“ Do geiht doar jüst son grooten Dicken an uns vörbi un dreiht sick kotthandig üm: „Inspekter? Dat bün ick. Wat giff't?“

„Giff't good Wetter!“ segg ick. „Südoosten Wind.“

„Jä, — un?“

„Un ick wull gern no See hin“, segg ick. „As Jung, up een'n van de grooten feinen Hamborg—Süd-Dampers.“

Do kickt he mi an, as wenn he mi upfreten will: „Du büst jo woll —? Wer schickt di denn her?“

„Mien Bruer Hannis“, segg ick, — „dat heet, he weet doar ook wieder nix af, — he foahrt as Lichtmatroos up de „Monte Olivia“, — un ick dach: Wat de kann, kann ick ook!“

„Du büst jo goarne bang'!“ segt he un krigt dat Lachen. Un nimmt mi mit in sien lütt Kantur un fragt mi ut von vörn bit achtern. Un haut mi up de Schuller: „Morgen geihst an Bord!“

Kloar wūr de Käs.

Un nu, nu bün ick up de „Monte Sarmiento“ un hebb al een groote Reis' achter mi. Wi sünd vonmorgen wedder an de Stadt kommen. Un ick bün Klock söss an Land gohn, — as 'n richtigen ooln Seemann in Uniform. — Jo, dat is mien Uniform, bit up de Bux. De Bux is noch Zewil, dat is mien Konfermandtenbux. Ober de Blus mit den blauen Krogen! Un denn jo ook de Mütz: H.S.D.G.

Ne, Hamborg-Süd heet dat ne. Dat heet: Hinnik spoar dien Gild!

Jo, — dat doo ick ober ook. Hebb al fix wat up 'n Dutt. Hebb mi son lütte Zigarrnkist mokt, Deckel dichtnogelt, boben 'n lütte Ritz, — un nu kummt doar allns rin, wat ick so kriegen doo, mien ganze Hüer un ook, — jo mitünner ook Drinkgild.

Kajütenjung bün ick! — Ne, an Deck harr ick keen Lust. In 'n Winter is 't so koolt, un in 'n Sommer — kannst den ganzen Dag wieder nix doon as Farw waschen. Un noher, denn müss noch wedder up School un müss Exomen moken. Un denn jümmer boben up de Brück stohn un uppassen —? Sogoar nachts, —? Ne, Mann, goh mi afl! — Nachts mütt ick slopen, an's bün ick den annern Dag meud.

To doon? Ach, allerhand. Wi sünd mit söben Jungs so bi de Kommern. Ick hebb fief Stück: Den Oberstuard sien, den Pumpenmeister un dree Maschinisten. Jeeden Morgen: Teppich rut! Waschwoter rut! Bitten moken! Utfegen! Upkloarn! — Denn bi 'n annern: Teppich rut; Waschwoter rut! — Allns no de Reeg. Klock elben mütt ick mit allns kloar wesen. Halbig twölf is Musterung, denn ward allns überholt. Af un an kummt de Käppen ook mol mit un kickt allns no. Mitünner sogoar uns' Ellbogens un Ohrn. To den een' hett he noletz mol segt, wenn he sick ne bald beter waschen dä, denn wull he em Gras in 'n Nacken planten. Un to den annern hett he segt: „Teeg mol eben dien Schooh un Strümp ut! Wies mol dien Feut!“ Ober de harr jüst Glück, — de harr sick erst vör 8 Teuhn wuschen, un harr keen Lock up de Hack un nix.

Mi hett he noch wieder nix segt. Blooss eenmol, do harr ick noch ne eulich Stoff wischt, do schüert he so mit 'n Finger up 't Schapp langs un schmeert mi dat mitmol an de Back un segt: „So, — nu kiek man mol in 't Spiegel!“ Ick kiek mol gau so eben üm de Eck un segg blooss: „Ach —“ „Wat ach?“ segt he. „Ach“, segg ick, „sitt 'n lütt Farken binnen!“ Wenn he nu mol wedder kommen deit, denn kickt he blooss jümmer no 't Schapp: „Na, — lütt Farken, — allns in de Reeg?“ „Jawoll, Herr Kaptein!“ Denn segt he mi goarnix mehr.

Annerthalf Joahr noch, meent de Oberstuard, denn kann ick villicht al Klingelboy warden. Denn krieg ick son lütte runde Mütz up, un

krieg 'n ganz enge Jack an mit luder lütte Kneup. Un denn stoh ick bi jeede Mohltied so an de groot Dör van 'n Spiessool: „Bitte schön! — Danke sehr!“ Un denn man jümmer so dat Drinkgild in de Tasch rin.

Ober de Pumpenmeister segt, denn mütt ick ook fix engelsch un portugiesch können.

Engelsch kann ick so also vel: „Pliess! — Zänk ju!“ Ober dat ool Portugiesch? — Hannis meent jo, ick schall man eenfach de Dör open moken un schall seggen: „Monte Kommrinto!“ Un wenn se mi 'n Groschen in de Hand stekt: „Monte Dankito!“ Ober ick weet ne, dat kummt mi doch bannig sponsch för. Ick hebb al dacht, de erste Tied segg ick noch goarnix, mok blooss jümmer 'n lütten Diener. Un wenn se mi keen Drinkgild geben doot, denn lot jem, — ick stek doch jeedesmol de Finger so in de Tasch, as wenn ick wat kregen harr, — denn mennt de Annern, de achter jem kommt, — se hebbt mit wat geben, — un denn mögt se sick ook ne lumpen loten.

As Klingelboy mütt ick denn noch twee Joahr. Un denn noch een Joahr so as Bessen-Heini, — Disch affegen un Knochen upseuken. Un denn — denn ward ick ook „Herr Shtuard“. Erst in de drütte Klass, mit 'n witte Putzbüdeljack un 'n blaue Büx. Denn in de tweete, mit 'n Ploten üm de Been un 'n Handdook ünner 'n Arm. Un denn in de „först Klass“ mit Frack un lange Bost. Een Hand up 'n Puckel: Zack!

No teihn Joahr Oberstuard. Hooge Hüer, Drinkgild, kannst di goarne vör bargaen! Un denn wieder nix doon, as so beeten rümgröhl'n: „Wat is dat hier wedder för 'n Swienkrom? Keen hett hier afdeckt? — De Sultkörns van 'n Disch! Wenn de Dinger in 't Rullen kommt, flügt uns dat ganze Schipp öber Bord!“

Jo, — dat hett he mol segt to den een'n, un ick komm doar jüst vorbi un krieg dat Lachen, un kiek mi noch mol üm un hok mit 'n Foot vö 't Schott, — un smiet den ganzen Heidutelkrom twei: Woterbuddel un Glas, allns in Stücken.

Wedder betohl'n müsst? Ick? Ne, wat! Hebb mi eenfach wat ut de drütte Klass rutholt, Doar stünd 'n ganze Kabin leddig. Wörd doar jo doch ne brukt. Ne, Mann! H.S.D.G. Hinnik, spoar dien Gild!

Doar mütt ick nu noch 'n beeten an fasthooln. Wenn ick erst Klingelboy oder Stuard bün, — p, very grootsnudig: „Monte Kaputto? Allreih! — Wat köst de Krom?“

Rudolf Kinau

Heiteres aus dem Reich der „Schwarzen Kunst“

1. Gautshtag

Richard, der jüngste Buchdrucker im Maschinensaal, beobachtete gespannt den Gang seiner Schnellpresse. Eben war er mit dem Einrichten der neuen Form, sechzehn Druckseiten eines neuen Buches mit eingefügten feingerasterten Bildern, fertig geworden. Die Farbe „stand“, wie der Drucker sagt, wenn der elastische „Heber“ von dem stählernen Farbwerk genau soviel Farbe abhebt, wie jeder bedruckte Bogen verbraucht. Richard war nicht wenig stolz darauf; denn die Farbgebung braucht ein gutes Auge und sicheres Fingerspitzengefühl. Es ist keine geringe Kunst. Jetzt galt es nur noch, den mechanischen Bogenanlegeapparat störungsfrei einzustellen. Deshalb horchte er vornübergebeugt auf den Rhythmus des zierlichen Triebwerks, das wie eine helle Melodie über dem tieferen Grundakkord der schweren Fundamenträder lag. Klang die ausziehende Luft der Saugpumpe nicht einen Ton zu scharf? Wollten die Sauger Doppelte ziehen? Richard musterte den obersten Rand des unbedruckten Papierstapels, der meterhoch über ihm auf dem Vorschlagetisch lastete. Nein, die lange Reihe der Saugnäpfe setzte behutsam auf, kippte leicht und führte elegant immer nur einen Bogen, wie es sein soll, auf die Transportbänder. Weitergetragen, geheimnisvoll gebremst, klickte er gegen die metallenen Marken. Härter schnappten die stählernen Greifer, den Bogen haltend, und das grollende Rollen des Zylinders, der den Bogen an die bleierne Druckform preßt, schloß den rhythmischen Kreis. Es war alles in Ordnung. Tiefatmend richtete sich Richard auf; denn er sah den Obermaschinenmeister kontrollierend an seine Maschine kommen. Dessen Blick flog über den letzten Druckbogen, kurz lauschte er in die Maschine hinein und setzte dann seinen Rundgang fort, ohne ein Wort zu sagen. Das war ein Lob. Richard wußte es.

Dennoch war er nicht so froh darüber, wie er es hätte sein können. Ihm fehlte die Anerkennung seiner Berufskollegen. Obwohl er schon Wochen mit ihnen zusammen im gleichen Raum arbeitete, spürte er die Kluft, die sie von ihm trennte. Für sie war er immer noch „der Neue“.

Als er sich eines Tages bei einem älteren Kollegen darüber beklagte, sagte dieser bedächtig: „Solange sie dir den Gautschbrief nicht abverlangt haben, wirst du wohl ‚der Neue‘ bleiben müssen“.

Richard hatte von der alten Buchdruckersitte gehört, die ehemals Studenten, die gleichzeitig Buchdrucker waren, zur Zunftübung erhoben, aber er hatte einen Gautshtag bisher nicht erlebt.

Es währte nicht mehr lange bis zu dem Tage, an dem drei Lehrlinge des Maschinensaals losgesprochen werden sollten. Am Schwarzen

Brett hing eine gerahmte Einladung, die Herren Drucker wären gebeten, am Sonnabend nach der Frühstückspause einer kleinen Feier den Rahmen zu geben, um die Freigesprochenen in den Kreis der Zünftigen aufzunehmen.

Einige Tage vorher erschienen an Richards Maschine — er wußte die Ehre wohl zu schätzen — drei Druckerkollegen. Sie trugen den sonst freien Hals mit einer papiernen Krause würdig verziert und stellten sich mit etwas übertrieben ernster Miene in Positur. Einer hub nach kräftigem Räuspern zu sprechen an:

„Werter Herr Kollega! Ihr seid uns manchen Tag bekannt. Wir kennen Euch als würdigen Betreuer Eurer Schmitzleisten und als Bekämpfer der neunmal verdamnten Spießerei. Auch dem Verband habt Ihr Euren wöchentlichen Obolus getreulich entrichtet. Es ist uns nicht bekannt geworden, daß Ihr von Euren zünftigen Pflichten auch nur eine Cicero breit abgewichen wäret. Das alles loben wir an Euch. Wir tadeln aber Euer Versäumnis, bislang Euren Gautschbrief nicht vorgezeigt zu haben, und bitten Euer Gnaden, dies jetzo in diesem Augenblick zu tun.“

Richard hatte ernsthaft der kuriosen Ansprache gelauscht. Er wunderte sich, daß ihm nicht einfiel, den Spaß lächerlich zu finden. Vielmehr drückte er sein Bedauern aus, sein Versäumnis damit begründen zu müssen, daß er einen Gautschbrief bisher nicht besitze. „So werdet Ihr von uns hören.“

Damit zogen die drei mit erhabenen Mienen über dem gekrausten Seidenpapier wieder ab, wie sie gekommen.

Richard erzählte einem befreundeten Maschinenmeister, der in anderen Sälen zu arbeiten hatte, von dem spaßigen Besuch. Der schmünzelte nur und meinte, es sei zu raten, am Sonnabend außer einem zweiten Maschinenanzug auch noch frische Wäsche mitzubringen. Der große Tag der Lehrlingsfreisprechung kam heran. Der Chef des Hauses hatte es sich nicht nehmen lassen, in kurzen, würdigen Worten die Lehrlinge von ihren Pflichten zu entbinden und sie gleichzeitig als selbstverantwortliche Mitarbeiter seines Betriebes auch fernerhin zu verpflichten, falls es ihr Wunsch wäre. Nachdem auch der Obermeister dem wohlgeratenen Nachwuchs seine Glückwünsche gesagt hatte, drängten sich von allen Seiten Lehrlinge, Hilfsarbeiter und Bogenfängerinnen herzu, um den jungen Leuten die Hand zu drücken und die Schultern zu klopfen. Nur die Drucker standen noch schweigend im Kreise und warteten. Nach einiger Zeit traten die Gratulanten wieder zurück, und im freien Raum standen verlegen lächelnd nur noch die eben Freigesprochenen. Sie schienen nicht zu wissen, wie sie sich weiterhin zu verhalten hätten. Die Sorge hierum wurde ihnen schnell abgenommen. Zwölf blaubejackte Drucker traten heran und stellten sich, je zwei, an ihrer Seite auf. Drei weitere Drucker brachten sitzhohe Hocker

herbei, auf die sie große nasse Schwämme legten. Ein Drucker, mit einer wagenradgroßen weißen Halskrause geziert, in der Hand Papierrollen tragend, von denen rote Siegel am goldenen Bande lang herniederhingen, trat vor und sprach:

„Gott grüß die Kunst!
(Sie ist beschieten und verhunzt.)
So wie der Satz nach Wasser schreit,
so werde Euch der A geweiht.
Ihr werd't in alter zünft'ger Weis'
neu eingereiht dem Druckerkreis.“

Nach diesem Zuspruch packten je vier Drucker einen Lehrling und setzten sie, so sehr sie sich auch mühten, der hinterlistigen Nässe zu entstrampeln, auf die nassen Schwämme.

Der Sprecher aber entrollte die künstlerisch schriftgemalten, mit bunten Initialen geschmückten Diplome und trat zum ersten festgesetzten Lehrling, dem die Feuchtigkeit seiner Kehrseite sichtlich unbehaglich war.

„Eh' sich der Schwamm dir löst vom Kiel,
sage laut wieviel, wieviel?“

„Fünf!“ sagte der sparsame Unglückselige und wurde wegen Verächtlichmachens des berühmten Druckerdurstes fünfmal von kräftigen Fäusten auf den Schwamm gestaucht, daß das Wasser spritzte.

„Wieviel? Wieviel?“, echote jetzt der Kreis der Drucker. „Zehn“, sagte der Lehrling und sah im Geiste ein Viertel seines ersten Druckerlohnes in die durstigen Kehlen seiner künftigen Kollegen laufen.

„So mag's gehn! Ich geb' dich frei“, sprach der Bekrauste und gab dem Feucht-Glücklichen die große Rolle in die Hand. Die nasse Zeremonie wiederholte sich unter dem fröhlichen Gelächter der Nichtbetroffenen auch bei dem zweiten und dritten Lehrling. Nur verstanden sie es klüglich, sich die Stauchkur durch Nennen einer größeren Zahl auf das chorale „Wieviel? Wieviel?“ zu ersparen. Richard hatte mit den übrigen Erheiterten unbeschwert über den alten Spaß gelacht und dabei übersehen, daß auch neben ihm vier handfeste Gesellen bereit standen.

Der Sprecher drehte sich im Kreise, hob eine letzte Rolle in der Hand empor und rief:

„Noch einen haben wir vergessen,
der niemals auf dem Schwamm gesessen.
Man bringe ihn herbei geschwind;
auch er jetzt seine Taufe find'.“

Kräftige Fäuste packten Richard an Händen und Füßen und schlepp-ten ihn in des Kreises Mitte.

„Wieviel? Wieviel?“, jubelte es mit Gelächter im Chor.

Richard, von übermütiger Laune getrieben, überschritt sein Maß und schrie: „Einen ganzen Wochenlohn.“

Das war unerhört. Das war Bruch der Form und gegen die Regel. Niemals soll der Drucker mehr als ein Viertel seines Lohnes dem fröhlichen Umtrunk opfern.

Der Sprecher sprach für alle, als er sagte:

„Er hat die Regel itzt verletzt.
Er werde in das Faß gesetzt.“

Das Gelächter toste von neuem auf, als Richard von acht Fäusten in eine Zinkwanne voll Wasser getaucht wurde und die Umstehenden dabei strampelnd bespritzte.

Nachdem auch Richard seine Rolle empfangen, wurde er beglückwünscht. Die Kollegen drückten ihm die Hand, schlugen ihm auf die Schulter und stießen ihm freundschaftlich die Faust in die Rippen. Der festliche Akt war zu Ende.

2. Der Zwiebel Fisch

In meiner Jugend hörte ich, ein jeder Beruf habe seine eigene Sprache, die neben der allgemein verständlichen nur dem beruflich Kundigen geläufig sei. Ich glaubte es, weil mir als Lateinschüler der Begriff des „terminus technicus“ nicht unbekannt war. Ich erlebte es aber erst, als ich die Lateinschule verließ, um Schriftsetzerlehrling zu werden. Als ich in meinem braunen, noch neu-steifen Setzerkittel die Setzerei betrat, mußte ich mich bei einem Herrn, der Faktor genannt wurde, melden. Das war ein rundlicher Mann mit einem roten, freundlichen Gesicht über einem schneeweissen steifen Kragen, aber er hatte wenig Zeit für mich. „Na, da bist du ja, mein Sohn“, sagte er zu mir, „laß dir mal von Emil Arbeit geben“.

Emil kannte ich gut. Er war aus unserer Straße und ein Jahr älter als ich. Wir hatten uns immer verstanden, wenn wir miteinander sprachen, obwohl ich eine ganze Klasse jünger war als er. Heute aber verstand ich nichts, als er mir die gewünschte Arbeitsanweisung gab. Er führte mich an einen Fensterplatz. Auf einem Blech mit niedrigem Rand lag ein großer Berg von Bleistücken. Auf diese zeigend, sagte er:

„Der Druckerfranz hat beim Ausbinden den Satz gequirlet und beim Raufschieben aufs Schiff Eierkuchen gemacht. Jetzt nimmst du dir 'nen Winkelhaken und setzt die Petit und Korpus auf fünf Konkordanz mit Viertelpetit Durchschuß, Signatur immer nach vorne. Die Nonpareille- und Ciceroregletten stellst du beiseite. Die werden gleich gebraucht. Und paß auf, daß du die Tertia halbfette nicht lädierst. Die ist empfindlich. Die Spatien und Viertel kannst du im Haufen erst mal liegenlassen.“

Der gute Emil hätte wohl sein Kauderwelsch, so schien es mir damals, noch länger gesprochen, wäre ihm mein ratloses Gesicht nicht aufgefallen. Er hat es dann geschickter begonnen, mich Unwissenden in die Geheimnisse der Setzersprache einzuführen, und allmählich verlor sie auch für mich ihre Fremdheit, obwohl ich noch an mancher Klippe festlag. Lange Zeit konnte ich nicht verstehen, weshalb die Setzer sich einer so kriegerischen Sprache bedienten. Sie sagten, sie wollten den Satz ausschießen, oder sie müßten etwas durchschießen. Aber sie waren ganz friedlich dabei und trugen keinerlei Gewehr. Wenn ich sie dann fragte, lachten sie meist und glaubten, ich triebe kindliche Scherze. Mir war es aber sehr ernst.

Als mir aber die Sache mit dem Zwiebelfisch geschah, wurde ich mißtrauisch und lernte endlich, nach dem Sinn eines Wortes zu fragen, das mir nicht bekannt genug schien.

Es war am zweiten oder dritten Tag meiner Lehrzeit, als ich Emil nach neuer Arbeit ansprach. Der hatte eine Akzidenz auf dem Schiff und war darum sehr eilig. Deshalb sagte er nur kurz:

„Der Faktor sagte, wenn du nichts zu tun hast, sollst du ihm zu Mittag drei Zwiebelfische auf den Tisch legen.“

Damit wollte er weg. Aber ich hielt ihn noch am Kittel fest.

„Wo soll ich denn die Zwiebelfische hernehmen?“

Er hatte es wirklich eilig und riß mir den Kittel aus der Hand. Weg war er in die andere Gasse. „Mir egal. Meinetwegen aus der Kantine.“ Was sollte ich tun? Ich lief in die Kantine. Der große Speisesaal war jetzt mitten in der Arbeitszeit menschenleer. Nur Tische und Stühle warteten auf die kommenden Hungrigen. Am Ausschank bediente der Kantinenwirt einen Einholer. Dann wandte er sich zu mir.

„Na, Kleiner, was soll's denn sein?“

„Ich soll für den Faktor drei Zwiebelfische zu Mittag runterbringen.“

„Zwiebelfische? Zu Mittag?“

„Ja, der Emil hat mir so gesagt.“

„Aha, der Emil. Na, dann wird's wohl recht sein.“

Er schien zu schmunzeln, als er sich umdrehte. Aber mit ernster Miene gabelte er dann drei Bratheringe auf einen Teller, legte viele Zwiebelscheiben darauf und deckte das Ganze mit einem Pergamentblatt sorglich zu.

Ich kam in die Setzerei zurück und stellte die Zwiebelfische vor den Faktor hin, der jetzt wieder an seinem Platz war.

„Was is'n das?“, fragte er.

„Das sind die bestellten Zwiebelfische. Ich hab' sie aus der Kantine geholt.“

Ich war stolz, den Auftrag noch vor der Mittagsklingel schnell und prompt ausgeführt zu haben. Des Faktors rotes Gesicht aber wurde noch röter. Dann aber platzte er ein dröhnendes Lachen heraus. „Hoho! Haha!“ Und die Gesellen lachten mit, obwohl sie gar nicht wissen konnten, warum. „Wer hat dir denn den Auftrag gegeben?“ lachte der Faktor.

„Der Emil“, sagte ich.

Als die Mittagsglocke schrillte, hatte Emil beinahe ebenso rote Backen wie der Faktor. Zu mir aber brummte er: „Dämlicher Affe!“ Er hätte mir aber auch sagen können, daß Zwiebelfische verlegte Buchstaben im Setzkasten sind, die ich heraussammeln sollte. Heute weiß ich es.

Fritz Blümel

Valentins Hobellied

Da streiten sich die Leut' herum
oft um den Wert des Glücks,
der eine heißt den andern dumm,
am End' weiß keiner nix.
Da ist der allerärmste Mann
dem andren viel zu reich,
das Schicksal setzt den Hobel an
und hobelts' beide gleich.

Die Jugend will halt stets mit G'walt
in allem glücklich sein,
doch wird man nur ein bisschen alt,
da find't man sich schon d'rein.
Oft zankt mein Weib mit mir, o Graus!
Das bringt mich nicht in Wut,
da klopf' ich meinen Hobel aus
und denk', du brummst mir gut.

Zeigt sich der Tod einst mit Verlaub
und zupft mich: Brüderl kumm,
da stell' ich mich im Anfang taub
und schau' mich gar nicht um.
Doch sagt er: Lieber Valentin,
mach' keine Umständ', geh'!
Da leg ich meinen Hobel hin
und sag der Welt adel!

Ferdinand Raimund

V I E R T E R T E I L

Der Kaufmann

Wir vielgeschmähten Handelsleut'
aus Eigennutz für Redlichkeit.
Ob Sonnenschein, ob Hagelschlag,
uns bindet bindend der Vertrag.
Vom Mitteln ziehen wir Gebühr,
euch zu genügen, leben wir.
Das Links und Rechts im Kassenbuch
macht unsern Segen, unsern Fluch,
und zwischen Debet und Kredit
nimmt Zoll dies Dasein, bis wir quitt.

Von fernem Land in fernes Land
geht jeglich Ding durch unsre Hand,
die Ware treibt uns um die Welt,
und unsre Heimat ist das Geld;
doch viele Sprachen, vieler Brauch
hat uns den Blick geweitet auch,
und unser Manko und Profit
schuf eure höhern Dinge mit.
Wer trägt zuletzt das Risiko,
macht Völker reich und Fürsten froh?

Josef Weinheber

Wie Jung-Werner seinen Freund Wilhelm „am Scheidewege“ für den Kaufmannsberuf zu begeistern versucht

„Wilhelm mag sich in der Welt umsehen“, sagte der angesehene Kaufmann Meister zu seinem Geschäftsfreund, dem alten Werner, der ihm in seinem Büro gegenüber saß. „Man kann einem jungen Menschen keine größere Wohltat erweisen, als wenn man ihn zeitig in die Bestimmung seines Lebens einweiht. Ihr Sohn ist von seiner Expedition so glücklich zurückgekommen, hat seine Geschäfte so gut zu machen gewußt, daß ich recht neugierig bin, wie sich der meinige betragt; ich fürchte, er wird mehr Lehrgeld geben als der Ihrige.“ Sein Gegenüber versetzte gelassen: „Man muß es versuchen; wir geben ihm eine Vorschrift, wonach er sich richtet; es sind verschiedene

Schulden einzukassieren, alte Bekanntschaften zu erneuern, neue zu machen. Er kann auch die Spekulation, die ich Ihnen neulich vorschlug, befördern helfen; denn ohne genaue Nachrichten an Ort und Stelle zu sammeln, läßt sich nichts Entscheidendes tun." „Er mag sich zur Reise fertig machen", versetzte der alte Meister, „und so bald wie möglich aufbrechen."

Bald danach saß Wilhelm in seinem Zimmer und kramte unter seinen Büchern und Papieren. Was nach seinen bisherigen literarischen Liebhabereien schmeckte, wollte er beiseite legen, um bei seiner Wanderung in die Welt von jeder unangenehmen Erinnerung frei zu sein. Der ungefähr gleichalterige Werner trat herein, und als er seinen Freund mit den bekannten Heften beschäftigt sah, rief er aus: „Bist du schon wieder über diesen Papieren? Ich wette, du hast nicht die Absicht, eins oder das andere zu vollenden! Du siehst sie durch und wieder durch und beginnst allenfalls etwas Neues."

„Zu vollenden ist nicht die Sache des Schülers, es ist genug, wenn er sich übt." — „Aber doch fertig macht, so gut er kann." —

„Und doch ließe sich wohl die Frage aufwerfen: ob man nicht von einem jungen Menschen eine gute Meinung fassen könne, der bald gewahr wird, wenn er etwas Ungeschicktes unternommen hat, in der Arbeit deshalb nicht fortfährt und an etwas, das für niemand einen Wert haben kann, weder Mühe noch Zeit verschwenden mag." — „Ich weiß wohl, es war nie deine Sache, etwas zustande zu bringen, du warst immer müde, eh' es zur Hälfte kam. Da du als Knabe noch Direktor unseres Puppenspiels warst, wie oft wurden neue Kleider für die kleine Gesellschaft gemacht, neue Dekorationen geschnitten? Bald sollte dieses, bald jenes Trauerspiel aufgeführt werden, und höchstens gabst du einmal den fünften Akt, wo alles recht bunt durcheinanderging und die Leute sich erstachen."

„Wenn du von jenen Zeiten sprechen willst, wer war denn schuld, daß wir die Kleider, die unsern Puppen angepaßt und auf dem Leib festgenäht waren, herunter trennen ließen und den Aufwand einer weitläufigen und unnützen Garderobe machten? Warst du's nicht, der meine Liebhaberei anzufeuern und zu nutzen wußte?"

Werner lachte und rief aus: „Ich erinnere mich immer noch mit Freuden, daß ich von euern theatralischen Feldzügen Vorteil zog, wie die Lieferanten vom Kriege. Als ihr euch zur Befreiung Jerusalems rüstetet, machte ich auch einen schönen Profit, wie ehemals die Venezianer Kaufherren im ähnlichen Falle. Ich finde nichts vernünftiger in der Welt, als von den Torheiten anderer Vorteil zu ziehen." —

„Ich weiß nicht, ob es nicht ein edleres Vergnügen wäre, die Menschen von ihren Torheiten zu heilen." —

„Es fällt mir eben recht der Jüngling am Scheidewege in die Hände“, versetzte Wilhelm, indem er ein Heft aus den übrigen Papieren herauszog; „das ist doch fertig geworden, es mag übrigens sein, wie es will.“

„Leg' es beiseite, wirf es ins Feuer!“ versetzte Werner. „Die Erfindung ist nicht im geringsten lobenswert; schon vormals ärgerte mich dieses Stück genug und zog dir den Unwillen des Vaters zu. Es mögen ganz artige Verse sein; aber die Vorstellungsart ist grundfalsch. Ich erinnere mich noch, wie du unser Gewerbe darin in der Gestalt eines zusammengeschrumpften Weibleins personifiziert hast. Von den Geschäften hattest du damals keinen Begriff. Ich wüßte nicht, wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter sein müßte als der Geist eines echten Handelsmannes. Welchen Überblick verschafft uns nicht die Ordnung, in der wir unsere Geschäfte führen! Sie läßt uns jederzeit das Ganze überschauen, ohne daß wir nötig hätten, uns durch das Einzelne verwirren zu lassen. Welche Vorteile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmann! Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder gute Haushalter sollte sie in seiner Wirtschaft einführen.“

„Verzeih mir“, sagte Wilhelm lächelnd, „du fängst von der Form an, als wenn das die Sache wäre; gewöhnlich vergeßt ihr aber auch über eurem Addieren und Bilanzieren das eigentliche Fazit des Lebens.“

„Leider siehst du nicht, mein Freund, wie Form und Sache hier nur eins sind, daß das eine ohne das andere nicht bestehen könnte. Ordnung und Klarheit vermehrt die Lust, zu sparen und zu erwerben. Ein Mensch, der übel haushält, befindet sich in der Dunkelheit sehr wohl: er mag die Posten nicht gerne zusammenrechnen, die er schuldig ist. Dagegen kann einem guten Wirte nichts angenehmer sein, als alle Tage die Summe seines wachsenden Glückes zu ziehen. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überrascht, erschreckt ihn nicht; denn er weiß sogleich, was für erworbene Vorteile er auf die andere Waagschale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Freund, wenn du nur einmal einen rechten Geschmack an unsern Geschäften finden könntest, so würdest du dich überzeugen, daß manche Fähigkeiten des Geistes auch dabei ihr freies Spiel haben können.“

„Es ist möglich, daß mich die Reise, die ich vorhabe, auf andere Gedanken bringt.“ —

„O gewiß! Glaube mir, es fehlt dir nur der Anblick einer großen Tätigkeit, um dich auf immer zu den Unsern zu machen; und wenn du zurückkommst, wirst du dich gerne zu denen gesellen, die durch alle Arten von Spedition und Spekulation einen Teil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt seinen notwendigen Kreislauf führt, an sich zu reißen wissen. Wirf einen Blick auf die natürlichen und künstlichen Produkte aller Weltteile, betrachte, wie sie wechselweise zur Notdurft geworden sind! Welch eine angenehme geistreiche

Sorgfalt ist es, alles, was in dem Augenblicke am meisten gesucht wird und doch bald fehlt, bald schwer zu haben ist, zu kennen, jedem, was er verlangt, leicht und schnell zu verschaffen, sich vorsichtig in Vorrat zu setzen und den Vorteil jedes Augenblickes dieser großen Zirkulation zu genießen! Dies ist, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird."

Wilhelm schien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort: „Besuche nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen, und du wirst gewiß mit fortgerissen werden. Wenn du siehst, wie viele Menschen beschäftigt sind, wo so manches herkommt, wo es hingeht, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Ware siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts für gering, weil alles die Zirkulation vermehrt, von welcher dein Leben seine Nahrung zieht.“ Werner, der umgekehrt von Wilhelm viel angenommen hatte, hatte sich gewöhnt, auch an sein Gewerbe, an seine Geschäfte mit Erhebung der Seele zu denken. So fuhr er fort: „Wo gibt es einen rechtmäßigeren Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel? Haben die Fürsten dieser Welt die Flüsse, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt und nehmen von dem, was durch- und vorbeigeht, einen starken Gewinn — sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unsere Tätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die teils das Bedürfnis, teils der Übermut den Menschen unentbehrlich gemacht hat? Wenn du nur deine dichterische Einbildungskraft anwenden wolltest, so könntest du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenstellen. Sie führt freilich lieber den Ölweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt sie gar nicht; aber Kronen teilet auch sie ihren Lieblingen aus, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geschäftigen Diener geholt hat.“

Wilhelm verdroß dieser Ausfall ein wenig, doch verbarg er seine Empfindlichkeit; denn er erinnerte sich, daß Werner auch seine Einfälle mit Gelassenheit anzuhören pflegte. Übrigens sah er es nicht ungern, wenn jeder von seinem Handwerk aufs beste dachte.

„Und dir“, rief Werner aus, „der du an menschlichen Dingen so herzlichen Anteil nimmst, was wird es dir für ein Schauspiel sein, wenn du das Glück, das mutige Unternehmungen begleitet, vor deinen Augen den Menschen wirst gewährt sehen! Was ist reizender als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht in Zahlen allein, mein Freund, erscheint uns der Gewinn; das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und recht von Herzen genießen.“

Johann Wolfgang Goethe

Das erste Jahr im Kontor

Mutter Baas hatte die Gewohnheit, an jedem Sonntagmorgen und bei sonstigen besonderen Gelegenheiten auch ihre größeren Kinder noch eigenhändig abzuseifen. Das geschah denn mit solcher Macht und Gründlichkeit, daß sie zusammengepreßt, abgerundet und völlig blank aus ihren Händen hervorgingen. Aber niemals hat sie eins ihrer Kinder so fest angefaßt, geknetet und geschrubbt wie diesmal ihren Drittgeborenen, der heute seine Lehre bei P. C. Trimborn, Handelsgesellschaft, beginnen sollte.

Eine Viertelstunde später trat er dort durch die Glastür. Einige der jungen Herren saßen und standen schon da, bereit zur Tagesarbeit, und sahen ihn mit Neugier an. Aus dem Nebenzimmer kam ein kleiner Mann in mittleren Jahren in kurzer Lüsterjacke.

Der Neuling hatte einige Male gesehen und gehört, wie Fremde sich einander vorstellen und sich begrüßen, machte also eine kleine unbeholfene Verbeugung und sagte langsam und deutlich: „Klaus Hinrich Baas.“ Ein langer, dünner, rotblonder Mensch, der bequem am Türpfosten lehnte, sagte: „Gleich 'ne vollständige Firma!“ Ein vornehmer, blonder Junge sah ihn fremd und hochmütig an. Die andern lächelten.

Er wurde noch röter, als ihn die Seiferei schon gemacht hatte, und sah sich ratlos nach einem Platz um. Da kam der kleine Herr in der Lüsterjacke und zeigte ihm Platz und Stuhl.

Nun saß er in einer angstvollen, feierlichen Glückseligkeit, den Kopf zwischen den Schultern, über dem Rechenwerk, das der kleine Herr schräg gegenüber vom erhöhten Pult ihm herübergereicht hatte. Er mußte während des ganzen Tages Aktien, die durcheinander geworfen waren, nach der Reihe der Nummern ordnen und aufzeichnen. So kam er gleich in die großen Zahlen hinein.

Am zweiten Tag, morgens, als der Chef noch nicht da war, ging es lebendiger her, und sie fingen an, „ihn anzustellen“, wie sie sagten. Sein Gegenüber, der lange Dünne mit rötlichem Haar und großen abstehenden Ohren, sagte, sie wollten nun alle mal sehen, wie und wo er sich am besten blamiere. Bald schob ihm der eine einen Brief hin und wies ihn an, wie er ihn kopieren und registrieren sollte; bald kam einer mit einem Stoß Ordres, daß er sie ins Buch eintrage; bald verlangte einer, daß er ihm aus einem Heft von Referenzmustern ein bestimmtes herausuche. Nach einigen Tagen bekam er die Portokasse. Mit stummem Entsetzen übernahm er den Bestand an Bargeld und Marken, Marken zu zwei, drei und fünf Mark, von deren Existenz er nie gewußt! Und am Ende der Woche sagte ihm der kleine Herr, den er allmählich als den Prokuristen erkannte, daß

es seine Aufgabe wäre, jeden Fremden, der das Kontor betrete, nach seinem Anliegen zu fragen.

Er wußte nicht, wo ihm der Kopf stand, und geriet bei seiner bäurischen Schwerfälligkeit und Unkenntnis dieser neuen Welt und daraus kommendem Mißtrauen gegen sich und alle Menschen in allerlei Versehen und sonderbare Fehlgriffe. Es passierte ihm, daß er zu Briefen verkehrte Anlagen legte und daß er dem Boten einer Bank oder eines Geschäftes Verkehrtes oder Unfertiges mitgab, oder daß er Namen und Firmen verwechselte, wodurch dann eine große Verwirrung und ein eiliges Nachrennen und Suchen entstand. Er führte wohl einen Besucher, der ihm durchaus nicht verraten wollte, was er begehrte, und ihm durch seine Gewandtheit und Sicherheit imponierte, in das Zimmer des Chefs und mußte dann erfahren, daß es ein elender Schnorrer war; er wies ein junges Mädchen, das geradeswegs durch die Schranke in die schöne Stube gehen wollte, zurück und war seiner Sache so sicher, daß er energisch forderte, sie müsse ihm sagen, was sie wolle; aber da kam die Stimme des Chefs von seinem Schreibtisch her: „Bist du da, mein Kind? ...“ und sie ging lächelnd an Klaus Baas vorüber. Dann kam wohl gar noch ein Tadel vom Prokuristen herüber. Nach solchen Mißgriffen hielt er sich ganz unfähig für den Beruf, ja, er hielt sich überhaupt für ein wunderliches Gewächs und saß oft mutlos da.

Allmählich, wie er zu seiner Verwunderung merkte, daß man ihn trotz seiner Torheiten nicht hinauswarf, ja, daß man sie von dem jüngsten Lehrling eigentlich verlangte, kam sein Kopf ein wenig zwischen den Schultern hervor, wie beim Igel, wenn's still wird; er sah sich vorsichtig ein wenig um und besah den sonderlichen Betrieb und Staat, in den er hineingeraten war.

Im Hinterzimmer, in das man durch die immer offene Doppeltür hineinsah, saßen an einem langen Tisch, unter einem Prokuristen als ihrem Häuptling, vier oder fünf Mann beim Warenwesen. Wenn die Agenten der Inlandfabriken erschienen und ihre Erzeugnisse anboten und der Abgang eines Dampfers bevorstand, der die gekauften Waren nach den fernen Inseln brachte, saßen sie oft tagelang ernst und stumm bei heißer Arbeit. Wenn es aber ans gemächlichere Schreiben und Eintragen der Rechnungen ging, dann kamen sie zeitweilig in große Bewegung und zuweilen, wenn der Chef nicht da war, sogar in eine Art von gelindem Aufstand und Aufruhr.

In dem Mittelzimmer, in dem er saß, den Kopf noch immer etwas zwischen den Schultern, arbeiteten vier Mann am Geld- und Rechnungswesen. Der Prokurist saß unermüdlich mit immer gleicher Sorgfalt und Genauigkeit, wie eine gute Henne über Küchlein, über Zahlen, Rechnungen, Wechseln, Assekuranz-Aufstellungen und dergleichen; und Klaus Baas war sein Handlanger, der vorläufig

ohne Verständnis, so gut und so schlecht er konnte, alles machte, was ihm vorgelegt wurde, und dann an die folgende Arbeit ging. Links neben ihm arbeitete ein langer, schlanker Mensch mit feinem, hellblondem Kopf, Karl Eschen, wohl ein oder zwei Jahre älter als er. Er war immer fleißig und wortkarg und immer ernst. Zuweilen stand er stundenlang aufrecht in vornehmer Haltung, ein mächtiges Buch vor sich, in das er mit unendlicher Ruhe und Bestimmtheit bald auf diese, bald auf jene Seite eine Zahl hinsetzte, als wenn er sie in Stahl eingrub; kam einer oder der andere mit einem Anliegen zu ihm, so antwortete er so eigen deutlich und so gut gefaßt, als wenn er etwa mit einem Ausländer sprach, und beugte dann wieder den edlen Kopf auf sein sauberes Zahlenwerk.

Der ihm gegenüber saß, der lange Rötliche, war nichts gegen Karl Eschen. Er hatte entschieden eine Neigung, abzuschweifen und auf Gebiete zu kommen, die mit seiner Arbeit nichts zu schaffen hatten. Bald zeigte er das Bild eines schönen Mädchens, das er in der Brusttasche seines langen schwarzen Rockes trug, und erzählte, daß er nächsten Sonntag auf dem Süllberg mit ihm tanzen werde. Oder er zog aus derselben Tasche, die für diese Zwecke besonders geeignet war, ein Bändchen Gedichte, Goethe oder Heine, das er einem andern jungen Mädchen verehren wollte, um sie, wie er sagte, in Liebe und Poesie einzuführen. Oder er kramte eine lange vornehme Schachtel aus und zeigte eine Sammlung von Schlipsen, die er von Clarkson & Son in London bezog, Schlipse von den neuesten und wunderbarsten Farben und Formen, die er zum Selbstkostenpreis, nur um die Schönheit des Kontors zu erhöhen, wie er sagte, anbot.

Der vierte am Tisch, zwei Jahre älter als er und im letzten Jahr Lehrling, war in seiner Figur ebenso kurz und bündig wie in seiner Rede. Er wohnte draußen vor Hamburg auf einem Gut bei seinem Onkel und sprach, wenn er einmal seinen Mund auftat, vom Jungsleben im freien Feld, von Wallanzünden und Heidebrennen, von gefährlichen Schwimffahrten, von Pferdesturz und dergleichen und sagte, das Leben in Hamburg sei gar kein Leben und dies Kontor hätte gar kein Recht auf Existenz: die armen kindlichen Indianer mit allerhand Plünnkram betrügen und dafür ihre schönen Naturprodukte wegnehmen, wäre unehrenhaft. Bloß der Landmann hätte ein Recht auf Existenz... Und dann lachte er halb grimmig und halb gemüthlich vor sich hin.

In dem Vorderzimmer saß an seinem Schreibtisch neben der meist offenen Tür der Chef ganz allein. Ein zweiter Schreibtisch, der außerdem noch in der schönen Stube stand, war verlassen; der daran gesessen hatte, war zu einer Besichtigungsreise nach den fernen Inseln gefahren. Meist saß der Chef schweigend in fleißiger Arbeit versunken. Es kamen aber auch Tage, wo von seinem Schreibtisch her von morgens bis abends kurze Befehle kamen, bald dies,

bald das zur Stelle sein mußte, bald ältere Kontrakte zum Vergleichen, bald der frühere oder letzte Bericht des Geschäftsleiters auf den Inseln, bald Angebote aus dem Inlande. Dann sah das ganze Kontor sich an, und bald sprang dieser, bald jener auf und trug das Gewünschte hinüber.

Obgleich es für den jüngsten Lehrling langwierige, öde Arbeit gab, und obgleich das Tagewerk viele Stunden dauerte, war es ihm doch nie langweilig. Es brachte auch fast jeder Tag irgendwelche Bewegung in die fleißige Stille der zwölf Menschen. Und blieb der eine Tag still, so war der folgende oft um so bewegter. Bald kam der *Quartiersmann*, ein großer stattlicher Mensch, vom Hafen herauf, um dem Buchhalter der Hinterstube über die Lagerung irgendwelcher Waren Bericht zu geben. Oder es kamen seine Gehilfen, frische Jungen, die Proben der eben angekommenen fremden Landesprodukte in Tüten oder Säcken über der Schulter. Sie setzten sie auf den Tisch, zogen ihre großen Messer aus der Lederscheide und dämpften künstlich ihre Stimmen, daß man merkte, sie sprachen sonst im Lärm der Krane und Pfeifen und warfen mit ihren scharfen, frischen Augen einen kalten, fremden Blick auf das Schreibwerk und die Schreiberlein. Oder es kam ein *Agent* und brachte die Muster seiner Fabrik, zuweilen gute Waren, oft aber bunten Tand, für jene Inselvölker besonders gemacht, und bot sie mit großer Beweglichkeit an: Bälle, Glaskugeln, große grellbunte Haarpfeile, sogenannte Negerwürden — das waren lange, messingbeschlagene Stäbe —, schlechte, blitzende Taschenuhren, kleine Musikinstrumente. Oder es kam, von fremder, heißerer Sonne verbrannt, von Brasilien oder von Ostasien ein früherer Angestellter, das alte Kontor einmal wieder zu begrüßen und zu sehen, ob noch einer von den alten Genossen da war. Er trat frisch und frei herein und stellte Fragen und wunderte sich, daß sie so viele wären, und sagte, zu seiner Zeit hätten sie wohl fleißiger gearbeitet; und die Warenleute im Hinterzimmer, die immer die ersten am Wort und die lautesten waren, spotteten gegen an und sagten: „Zu Ihrer Zeit ging der Laden noch nicht recht, was? Wir haben ihn nun endlich in Schwung gebracht.“ Oder es kam ein *Warenmakler*, mit dem in den überseeischen Produkten über Beträge von vielen Tausenden hin und her gehandelt wurde.

Zuweilen, wenn sie vor Abgang eines Dampfers, mit dem viele Waren gingen, auch noch die ausgehende Post zu erledigen hatten und tagelang stumm und still mit angestrengtestem Fleiß bei ihren Arbeiten gesessen hatten, kam ein Tag, wo schon am Morgen ein spielerischer Übermut — wie bei lustigen Fischen unter Wasser — wühlte und wogte. Wenn dann der Chef zu Mittag oder zur Börse fortging,

sprang er hervor. Den Warenleuten juckte am meisten das Fell: sie zogen ihre Röcke aus und staffierten sich mit Arm- und Beinringen, Kronen, Haarpfeilen und Prunkstäben aus und gerieten über ihrem Tisch in ein Handgemenge, daß ihre Leiber oben zusammen ein Knäuel bildeten und ihre langen, dünnen Beine umhergriffen; dann sahen sie wie eine einzige große Spinne aus, die für ihre acht oder zehn Beine keinen Halt finden konnte. Zuletzt wagten sie sich bis an die Mitteltür und redeten den langen Dünnen an und behaupteten, er verschenke Gedichte, Blumen und Handküsse und bekäme nichts dafür, und behaupteten, die Mittelstube triebe unnützes Schreibwerk, und rollten, wenn sie nicht anbiß, eine Konservenbüchse hinüber, bis Karl Eschen in seiner bestimmten ruhigen Art sagte: es solle nun genug sein, er hätte eine schwierige Arbeit vor und wolle nicht ihretwegen Fehler machen. Dann kamen sie allmählich wieder zu Verstand. Klaus Baas stand heimlich auf der Seite Karl Eschens, der der Sache ein Ende machte.

Um die Mittagszeit, während die andern zum Essen gingen, war er immer eine halbe, oft eine ganze Stunde als Wache allein in den Räumen. Dann ging er umher oder stand am Fenster und sah auf die Straße hinab. Und bald, nach der Art solcher verschüchterter Menschen, wurde seine Seele lebendig und dehnte sich und stand auf und fing an, mit Phantasien zu spielen. . . . Noch ein Jahr . . . dann stand er da, an Eschens Platz, über dem großen Buch und schrieb die wichtigen Zahlen hinein, jede an ihren Platz. Es kam kein Unbekannter und legte plötzlich Geld und Glück auf den braunen Tisch neben den Herd! Es war auch nicht nötig. Es war schöner, selbst hinauszugehen in ein fernes Land, nach den Inseln oder nach Ostasien. Er ging in die schöne Stube und ging in der Weise des Chefs langsam und nachdenklich auf dem Teppich auf und ab und stand am Schreibtisch, wie der Chef zu tun pflegte, und erwog in unklaren Gedanken die Sorgen, die der Chef hatte . . . Und spielte so, bis die anderen wiederkamen . . . Der scheue und bedrückte Junge beugte wieder seinen maulwurffarbenen Kopf auf die Zahlen. Und wenn sie ihm auch noch oft wie leere Töpfe und Scherben erschienen, er war der Malerin in ihrem Mietshaus sehr dankbar, daß sie ihn zur Firma Trimborn gebracht hatte. Was hatte die kluge Gönnerin doch gesagt, als er sie vor einem Jahr um ihren Rat gebeten hatte? „Mein Vater hatte durchaus gewollt, daß ich Lehrerin werden sollte; ich glaube, ich hätte den Kindern die Gesichter bemalt. Meine Mutter war vernünftiger; die fragte: was kann sie, und was mag sie, das soll sie werden. Also, lieber Klaus, was kannst du, und was magst du?“

Gustav Frenssen

Zweierlei soll er lernen: praktisch und ehrlich sein!

Im vorigen Jahrhundert hatten sich die Auflader der Breslauer Kaufmannschaft zu einer besonderen Korporation entwickelt. Auf dem Packhof vor dem Tor war ihr Hauptquartier; von dort brachten sie die Ladungen nach den großen Kaufhäusern oder holten sie von hier ab. Traditionsgemäß war der Chef der Firma T. O. Schröter ihr Schutzpatron. Als erster empfing er die Neujahrswünsche dieser Enakssöhne und war Pate sämtlicher Riesenkinder, die bei ihrer Taufe meist die Arme der diensttuenden Hebamme auf das Becken hinunterdrückten.

Unter den „Lederschürzen“ war Sturm, ihr Oberster, der größte und stärkste. Wenn seine Kameraden eine Last nicht bewältigen konnten, wurde er gerufen, stemmte seine Schulter an und schob die gewaltigsten Fässer weg wie Holzklötzchen. An seinem einzigen Kind, Karl mit Namen, hing er mit besonderer Zärtlichkeit; die Mutter war ihm früh gestorben; dazu kam, daß er bei aller Frische und Anstelligkeit nach dem Gutachten aller Riesen nur eine mäßige Mittelgröße versprach. So behandelte der Vater ihn wie eine Art Zwerg nicht ohne Wehmut. Wenn er seine mächtige Hand auf den Kopf des Knaben legte, tat er es mit besonderer Vorsicht, als ob er nur die Dicke einer Eierschale hätte.

„Es ist einerlei, was das Ding lernt“, sagte er zu Herrn Schröter, als er den Fünfzehnjährigen ins Geschäft einführte, „wenn er nur zweierlei lernt: praktisch sein und ehrlich sein!“ Und der Vater fing seine Lehre auf der Stelle damit an, daß er den Sohn in das große Gewölbe unter die offenen Vorräte führte und zu ihm sagte: „Hier sind die Mandeln, und hier sind die Rosinen; diese in dem kleinen Faß schmecken am besten, koste einmal.“ „Sie schmecken gut, Vater“, rief Karl vergnügt. „Ich denk's, Liliputaner“, nickte der Vater. „Sieh, aus allen diesen Fässern kannst du essen, so viel du willst, kein Mensch wird dir's wehren; Herr Schröter erlaubt dir's, ich erlaube dir's. Jetzt merke auf, mein Kleiner. Jetzt sollst du probieren, wie lange du vor diesen Tonnen stehen kannst, ohne hineinzugreifen. Je länger du's aushältst, desto besser für dich; wenn du's nicht mehr aushalten kannst, kommst du zu mir und sagst: es ist genug. Das ist gar kein Befehl für dich, es ist nur wegen dir selber und wegen der Ehre!“ So ließ der Alte den Knaben allein, nachdem er seine große dreischalige Uhr herausgezogen und auf eine Kiste neben ihn gelegt hatte. „Versuch's zuerst mit einer Stunde“, sagte er im Weggehen, „geht's nicht, so schadet's auch nicht. Es wird schon werden.“ Der Junge steckte trotzig die Hände in die Hosentaschen und ging zwischen den Fässern auf und ab. Nach Verlauf von mehr als zwei Stunden kam er, die Uhr in der Hand, zum Vater heraus und rief: „Es ist genug!“

„Zwei und eine halbe Stunde“, sagte der alte Sturm und winkte vergnügt dem Lagervorsteher zu. „Jetzt ist's gut, Kleiner, komm her, du sollst diese Kiste zusammenschlagen; hier ist ein kleiner Hammer für dich.“

Gustav Freytag

Heinrich Schliemann erzählt aus seiner Lehrlingszeit und von seinen kaufmännischen Erfolgen

Obgleich mein Vater weder Philologe noch Archäologe war, hatte er ein leidenschaftliches Interesse für die Geschichte des Altertums; oft erzählte er mit Begeisterung von dem tragischen Untergange Herkulanums und Pompejis und schien denjenigen für den glücklichsten Menschen zu halten, der Mittel und Zeit hätte, die dortigen Ausgrabungen zu besuchen. Oft auch erzählte er mir die Taten der homerischen Helden und die Ereignisse des Trojanischen Krieges, und stets fand er dann in mir einen eifrigen Verfechter der Sache Trojas. Mit Betrübnis vernahm ich von ihm, daß Troja so gänzlich zerstört worden, daß es, ohne eine Spur zu hinterlassen, vom Erdboden verschwunden sei. Aber als er mir, dem damals beinahe achtjährigen Knaben, zum Weihnachtsfeste 1829 Dr. Georg Ludwig Jerrers „Weltgeschichte für Kinder“ schenkte, und ich in dem Buche eine Abbildung des brennenden Troja fand, mit seinen ungeheuren Mauern und dem Skäischen Tore, dem fliehenden Aeneas, der den Vater Anchises auf dem Rücken trägt und den kleinen Askanios an der Hand führt, da rief ich voller Freude: „Vater, du hast dich geirrt! Jerrer muß Troja gesehen haben, er hätte es ja sonst hier nicht abbilden können.“ „Mein Sohn“, antwortete er, „das ist nur ein erfundenes Bild.“ Aber meine Frage, ob denn das alte Troja wirklich so starke Mauern gehabt habe, wie sie auf jenem Bilde dargestellt waren, bejahte er. „Vater“, sagte ich darauf, „wenn solche Mauern einmal dagewesen sind, so können sie nicht ganz vernichtet sein, sondern sind gewiß nur unter dem Staub und Schutt der Jahrhunderte verborgen.“ Das bestritt er wohl, aber ich blieb bei meiner Ansicht, und endlich kamen wir überein, daß ich dereinst Troja ausgraben solle.

Im Alter von elf Jahren kam ich auf das Gymnasium von Neu-Strelitz, und zwar in die Tertia. Aber gerade zu jener Zeit traf unsere Familie ein sehr schweres Unglück, und da ich fürchtete, daß meines Vaters Mittel nicht ausreichen würden, um mich noch eine Reihe von Jahren auf dem Gymnasium und dann auf der Universität zu unterhalten, verließ ich es nach drei Monaten schon wieder, um in die Realschule der Stadt überzugehen. Im Frühjahr 1836, im Alter von vierzehn Jahren, schied ich aus der Anstalt, um in dem Städtchen Fürstenberg in Mecklenburg-Strelitz als **Lehrling** in den kleinen Krämerladen von Ernst Ludwig Holtz einzutreten. Fünf und ein halbes Jahr bestand hier meine Tätigkeit im Einzelverkauf von Heringen, Butter, Kartoffelbranntwein, Milch, Salz, Kaffee, Zucker, Öl, Talglichtern und dergleichen Dingen, im Mahlen der Kartoffeln für die Brennerei, im Ausfegen des Ladens und ähnlichem. Unser Geschäft war so unbedeutend, daß unser ganzer Absatz jährlich kaum 3000 Taler betrug; hielten wir es doch für ein ganz besonderes Glück, wenn wir einmal im Laufe eines Tages für zehn bis fünfzehn

Taler Materialwaren verkauften. Von 5 Uhr morgens bis 11 Uhr abends war ich in dieser Weise beschäftigt, aber die Liebe zur Wissenschaft verlor ich trotzdem nicht, und so lange ich lebe, wird mir jener Abend unvergeßlich bleiben, an dem ein betrunkenener Müller die Sonne Homers in unsern Laden brachte. Er war der Sohn eines protestantischen Predigers in Röbel (Mecklenburg) und hatte seine Studien auf dem Gymnasium von Neu-Ruppin beinahe vollendet, als er wegen schlechten Betragens aus der Anstalt verwiesen wurde. Sein Vater übergab ihn dem Müller in Güstrow als Lehrling; hier blieb er zwei Jahre und wanderte danach als Müllergesell. Mit seinem Schicksal unzufrieden, hatte der junge Mann sich dem Trunke ergeben, dabei jedoch seinen Homer nicht vergessen; denn an jenem Abend rezitierte er uns nicht weniger als hundert Verse dieses Dichters und skandierte sie mit vollem Pathos. Obgleich ich kein Wort verstand, machte doch die melodische Sprache den tiefsten Eindruck auf mich. Dreimal mußte er mir die göttlichen Verse wiederholen, und ich bezahlte ihn dafür mit drei Gläsern Brantwein, für die ich die wenigen Pfennige, die gerade mein ganzes Vermögen ausmachten, gern hingab. Von jenem Augenblick an hörte ich nicht auf, Gott zu bitten, daß seine Gnade mir das Glück gewähren möge, Griechisch lernen zu dürfen.

Durch Aufheben eines zu schweren Fasses zog ich mir eine innere Verletzung zu — ich warf Blut aus und war nicht mehr imstande, meine Arbeit zu verrichten. In meiner Verzweiflung ging ich zu Fuß nach Hamburg, wo es mir auch gelang, eine Anstellung mit einem jährlichen Gehalt von 180 Mark zu erhalten. Da ich aber wegen meines Blutspeiens und der heftigen Brustschmerzen keine schwere Arbeit tun konnte, fanden mich meine Prinzipale bald nutzlos, und so verlor ich jede Stellung wieder, wenn ich sie kaum acht Tage innegehabt hatte. Ich sah wohl ein, daß ich einen derartigen Dienst nicht mehr versehen konnte, und von der Not gezwungen, mir durch irgendwelche, wenn auch die niedrigste Arbeit, mein tägliches Brot zu verdienen, versuchte ich eine Stelle an Bord eines Schiffes zu erhalten; auf die Empfehlung des gutherzigen Schiffsmaklers J. F. Wendt hin, der mit meiner verstorbenen Mutter aufgewachsen war, glückte es mir, als Kajütenjunge an Bord der kleinen Brigg „Dorothea“ angenommen zu werden; das Schiff war nach La Guyra in Venezuela bestimmt.

Ich war immer schon arm gewesen, aber doch noch nie so gänzlich mittellos wie gerade zu jener Zeit; mußte ich doch meinen einzigen Rock verkaufen, um mir eine wollene Decke anschaffen zu können! Am 28. November 1841 verließen wir Hamburg mit gutem Winde, erlitten aber in der Nacht vom 11. bis zum 12. Dezember bei einem furchtbaren Sturme auf der Höhe der Insel Texel Schiffbruch. Nach zahllosen Gefahren und nachdem wir neun Stunden lang in einem sehr kleinen offenen Boote von der Wut des Windes und der Wellen umhergetrieben waren, wurde unsere ganze aus neun Personen

bestehende Mannschaft schließlich doch gerettet. Welche Küste es war, an die wir geworfen wurden, wußte ich nicht — wohl aber, daß wir uns in einem „fremden Lande“ befanden. Mir war, als flüsterte mir eine Stimme dort auf der Sandbank zu, daß jetzt die Flut in meinen irdischen Angelegenheiten eingetreten sei und daß ich ihren Strom benutzen müsse. Als meine geringen Mittel gänzlich erschöpft waren, fingierte ich Krankheit und wurde in das Hospital zu Amsterdam aufgenommen. Aus dieser schrecklichen Lage aber befreite mich wieder der schon oben erwähnte freundliche Schiffsmakler aus Hamburg, dem ich von Texel aus geschrieben hatte. Ein günstiger Zufall hatte es gewollt, daß mein Brief ihm gerade überbracht wurde, als er mit einer Anzahl seiner Freunde bei einem festlichen Mahl saß. Der Bericht über mein neues Mißgeschick hatte die allgemeine Teilnahme erregt und eine sogleich veranstaltete Sammlung die Summe von 240 Gulden ergeben, die er mir nun übersandte. Zugleich empfahl er mich auch dem trefflichen preußischen Generalkonsul in Amsterdam, der mir bald in dem Kontor von F. C. Quien eine Anstellung verschaffte.

In meiner neuen Stellung war meine Beschäftigung, Wechsel stempeln zu lassen und sie in der Stadt einzukassieren, Briefe nach der Post zu tragen und von dort zu holen. Diese mechanische Tätigkeit war mir sehr angenehm, da sie mir Zeit ließ, an meine vernachlässigte Bildung zu denken.

Zunächst bemühte ich mich, mir eine leserliche Handschrift anzueignen, und in 20 Stunden, die ich bei dem berühmten Kalligraphen Magnée aus Brüssel nahm, glückte mir dies auch vollständig; darauf ging ich, um meine Stellung zu verbessern, eifrig an das Studium der modernen Sprachen. Mein Jahresgehalt betrug nur 800 Franken, wovon ich die Hälfte für meine Studien ausgab; mit der anderen Hälfte bestritt ich meinen Lebensunterhalt, und zwar kümmerlich genug. Meine Wohnung war eine elende unheizbare Dachstube, in der ich im Winter vor Kälte zitterte, im Sommer aber unter einer fürchterlichen Hitze zu leiden hatte. Mein Frühstück bestand aus Roggenmehlbrei, das Mittagessen kostete mich nie mehr als 16 Pfennige. Aber nichts spornt mehr zum Studieren an als das Elend und die gewisse Aussicht, sich durch angestrengte Arbeit daraus befreien zu können. So warf ich mich denn mit besonderem Fleiße auf das Studium des Englischen, und hierbei ließ mich die Not eine Methode ausfindig machen, welche die Erlernung jeder Sprache bedeutend erleichtert. Diese einfache Methode besteht darin, daß man sehr viel laut liest, keine Übersetzungen macht, täglich eine Stunde nimmt, immer Ausarbeitungen über interessante Dinge niederschreibt und sie unter Aufsicht des Lehrers verbessert, auswendig lernt und in der nächsten Stunde aufsagt, was man am Tage vorher korrigiert hat. Mein Gedächtnis war, da ich es seit der Kindheit gar nicht geübt hatte, schwach, doch benutzte ich jeden Augenblick und stahl sogar

Zeit zum Lernen. Um mir sobald wie möglich eine gute Aussprache anzueignen, besuchte ich sonntags regelmäßig zweimal den englischen Gottesdienst und sprach beim Anhören der Predigt jedes Wort leise für mich nach. Bei allen meinen Botengängen trug ich, selbst wenn es regnete, ein Buch in der Hand, aus dem ich irgend etwas auswendig lernte; auf dem Postamte wartete ich nie, ohne zu lesen. So stärkte ich allmählich mein Gedächtnis und konnte schon nach drei Monaten meinen Lehrern, Mr. Taylor und Mr. Thompson, mit Leichtigkeit alle Tage in jeder Unterrichtsstunde zwanzig gedruckte Seiten englischer Prosa wörtlich hersagen, wenn ich sie vorher dreimal aufmerksam durchgelesen hatte. Auf diese Weise lernte ich den ganzen „Vicar of Wakefield“ von Goldsmith und Walter Scotts Roman „Ivanhoe“ auswendig. Vor übergroßer Aufregung schlief ich nur wenig, und alle wachen Nachtstunden brachte ich damit zu, das am Abend Gelesene in Gedanken noch einmal zu wiederholen. Da das Gedächtnis bei Nacht viel konzentrierter ist als bei Tage, fand ich auch diese nächtlichen Wiederholungen von größtem Nutzen. So gelang es, mir in einem halben Jahre eine gründliche Kenntnis der englischen Sprache anzueignen.

Dieselbe Methode wendete ich nachher beim Studium der französischen Sprache an, die ich in den folgenden sechs Monaten be-
meisterte. Durch diese anhaltenden übermäßigen Studien stärkte sich mein Gedächtnis im Laufe eines Jahres dermaßen, daß mir die Erlernung des Holländischen, Spanischen, Italienischen und Portugiesischen außerordentlich leicht wurde.

Hatte ich es nun dem vielen Lesen mit lauter Stimme zu danken oder dem wohltätigen Einfluß der feuchten Luft Hollands, ich weiß es nicht; genug, mein Brustleiden verlor sich schon im ersten Jahre meines Aufenthaltes in Amsterdam und ist auch später nicht wiedergekommen.

Endlich, am 1. März 1844, glückte es mir, eine Stellung als Korrespondent und Buchhalter in dem Kontor der Herren B. H. Schröder & Co. in Amsterdam zu erhalten; hier wurde ich zuerst mit einem Gehalte von 1200 Franken engagiert, aber als meine Prinzipale meinen Eifer sahen, gewährten sie mir noch eine jährliche Zulage von 800 Franken als weitere Aufmunterung. Diese Freigebigkeit, für welche ich ihnen stets dankbar bleiben werde, sollte dann in der Tat auch mein Glück begründen; denn da ich glaubte, durch die Kenntnis des Russischen mich noch nützlicher zu machen, fing ich an, auch diese Sprache zu studieren. Die einzigen russischen Bücher, die ich mir verschaffen konnte, waren eine alte Grammatik, ein Lexikon und eine schlechte Übersetzung eines französischen Romans. Trotz aller Bemühungen aber wollte es mir nicht gelingen, einen Lehrer des Russischen zu ermitteln; denn außer dem russischen Vizekonsul, der mir keinen Unterricht geben wollte, fand ich in Amsterdam niemand, der ein Wort von dieser Sprache verstanden hätte.

So fing ich denn mein neues Studium ohne Lehrer an und hatte auch in wenigen Tagen, mit Hilfe der Grammatik, mir schon die russischen Buchstaben und ihre Aussprache eingeprägt. Dann nahm ich meine alte Methode wieder auf, verfaßte kurze Aufsätze und Geschichten und lernte sie auswendig. Da ich niemand hatte, der meine Arbeiten verbesserte, waren sie ohne Zweifel herzlich schlecht; doch bemühte ich mich, meine Fehler durch praktische Übungen vermeiden zu lernen, indem ich die russische Roman-Übersetzung laut auswendig lernte.

Da die Zimmerdecken in den gewöhnlichen holländischen Häusern meist nur aus einfachen Brettern bestehen, so kann man oft im Erdgeschoß hören, was im dritten Stock gesprochen wird. Mein lautes Rezitieren wurde deshalb den andern Mietern bald lästig, sie beklagten sich beim Hauswirt, und so kam es, daß ich in der Zeit meiner russischen Studien zweimal die Wohnung wechseln mußte. Aber alle diese Unbequemlichkeiten vermochten nicht, meinen Eifer zu mindern, und nach sechs Wochen schon konnte ich meinen ersten russischen Brief an Wassili Plotnikow schreiben, den Londoner Agenten der großen Indigohändler Gebrüder M. P. N. Malutin in Moskau.

Im Januar 1846 schickten mich meine vortrefflichen Prinzipale als ihren Agenten nach St. Petersburg, und hier sowohl als auch in Moskau wurden schon in den ersten Monaten meine Bemühungen von einem Erfolg gekrönt, der die größten Hoffnungen meiner Chefs und meine eigenen noch weit übertraf. Schon im ersten Jahre meines Aufenthalts in Petersburg konnte ich mich in die Gilde der Großhändler einschreiben lassen. Neben dieser meiner neuen Tätigkeit blieb ich in unveränderter Beziehung zu den Herren B. H. Schröder & Co. in Amsterdam, deren Agentur ich fast elf Jahre lang behielt. Weil ich in Amsterdam eine gründliche Kenntnis vom Indigo erlangt hatte, beschränkte ich meinen Handel fast ausschließlich auf diesen Artikel. Da in der Zeit des Krimkrieges die russischen Häfen blockiert waren, mußten alle für Petersburg bestimmten Waren nach den preussischen Häfen von Königsberg und Memel verschifft und von dort zu Lande weiterbefördert werden. So waren denn auch mehrere hundert Kisten Indigo und eine große Partie anderer Waren von Amsterdam für meine Rechnung auf zwei Dampfern an meine Agenten, die Herren Meyer & Co., in Memel abgesandt worden, um von dort zu Lande nach Petersburg transportiert zu werden. Ich hatte den Indigoauktionen in Amsterdam beigewohnt und befand mich nun auf dem Wege nach Memel, um dort nach der Expedition meiner Waren zu sehen. Spät am Abend des 3. Oktober im Hôtel de Prusse in Königsberg angekommen, sah ich am Morgen bei einem zufälligen Blick aus dem Fenster meines Schlafzimmers auf dem Turm des nahen „Grünen Tores“ folgende ominöse Inschrift in großen vergoldeten Lettern mir entgegenleuchten:

Wie der Mond die Gestalt, so wechselt das Glück seine Formen,
schwillt und schwindet und kennt Dauer und Stetigkeit nicht.

Ich war nicht abergläubisch, aber doch machte diese Inschrift einen tiefen Eindruck auf mich, und eine zitternde Furcht, wie vor einem nahen, unbekannten Mißgeschick, bemächtigte sich meiner. Als ich meine Reise mit der Post fortsetzte, vernahm ich auf der ersten Station hinter Tilsit zu meinem Entsetzen, daß die Stadt Memel am vorhergegangenen Tage von einer furchtbaren Feuersbrunst eingeäschert worden sei, und vor der Stadt angekommen, sah ich die Nachricht in der traurigsten Weise bestätigt. Wie ein ungeheurer Kirchhof, auf dem die rauchgeschwärzten Mauern und Schornsteine wie große Grabsteine, wie finstere Wahrzeichen der Vergänglichkeit alles Irdischen sich erhoben, lag die Stadt vor unsern Blicken. Halb verzweifelt suchte ich zwischen den rauchenden Trümmerhaufen nach Herrn Meyer. Endlich gelang es mir, ihn aufzufinden — aber auf meine Frage, ob meine Güter gerettet wären, wies er statt aller Antwort auf seine noch glimmenden Speicher und sagte: „Dort liegen sie begraben.“ Der Schlag war sehr hart: durch die angestrengte Arbeit von acht und einem halben Jahre hatte ich mir in Petersburg ein Vermögen von 150 000 Talern erworben — und nun sollte dies ganz verloren sein! Es währte indessen nicht lange, so hatte ich mich auch mit diesem Gedanken vertraut gemacht, und gerade die Gewißheit meines Ruins gab mir meine Geistesgegenwart wieder.

Das Bewußtsein, niemandem etwas schuldig zu sein, war mir eine große Beruhigung; der Krimkrieg hatte nämlich erst vor kurzem begonnen, die Handelsverhältnisse waren noch sehr unsicher, und ich hatte infolgedessen nur gegen bar gekauft. Ich durfte wohl erwarten, daß die Herren Schröder in London und Amsterdam mir Kredit gewähren würden, und so hatte ich die feste Zuversicht, daß es mir mit der Zeit gelingen werde, das Verlorene wieder zu ersetzen. Es war noch am Abend des nämlichen Tages: ich stand im Begriffe, meine Weiterreise nach Petersburg mit der Post anzutreten, und erzählte den übrigen Passagieren von meinem Mißgeschick, da fragte plötzlich einer der Umstehenden nach meinem Namen, und als er ihn vernommen hatte, rief er: „Schliemann ist ja der einzige, der nichts verloren hat! Ich bin der erste Kommiss bei Meyer & Co. Unser Speicher war schon übertoll, als die Dampfer mit Schliemanns Waren anlangten, und so mußten wir rasch einen hölzernen Schuppen bauen, in dem sein ganzes Eigentum unversehrt geblieben ist.“ Ich stand einige Minuten sprachlos; schien es mir doch wie ein Traum und wie ganz unglaublich, daß ich allein aus dem allgemeinen Ruin unbeschädigt hervorgegangen sein sollte! Und doch war dem so. Meine so glücklich verschonten Waren verkaufte ich nun äußerst vorteilhaft, ließ den Ertrag wieder und immer wieder arbeiten, machte große Geschäfte in Indigo, Farbhölzern und Kriegsmaterialien (Salpeter, Schwefel, Blei) und konnte so, indessen die Kapitalisten Scheu trugen, sich während des Krimkrieges auf größere Unternehmungen einzulassen, beträchtliche Gewinne erzielen und im Laufe eines Jahres mein Vermögen mehr als verdoppeln.

Ich hatte immer sehnlichst gewünscht, Griechisch lernen zu können; vor dem Krimkriege war es mir aber nicht ratsam erschienen, mich auf dieses Studium einzulassen, denn ich mußte fürchten, daß der



Kaufmännisches Leben in Altgriechenland

*König Arkesilas II. von Kyrene, unter Sonnensegel auf einem Schiffe sitzend, beaufsichtigt das Wiegen und Verladen des Silphion-Gewürzes
(Innenbild einer spartanischen Schale um 560 v. Chr.)*

Zauber der herrlichen Sprache mich gefangennehmen und meinen kaufmännischen Interessen entfremden möchte. Während des Krieges aber war ich mit Geschäften dermaßen überbürdet, daß ich nicht

einmal dazu kommen konnte, eine Zeitung, geschweige denn ein Buch zu lesen. Als aber im Januar 1856 die ersten Friedensnachrichten in Petersburg eintrafen, begab ich mich unverzüglich mit größtem Eifer an das neue Studium. Wieder befolgte ich meine alte Methode, und um mir in kurzer Zeit den Wortschatz anzueignen, was mir noch schwieriger vorkam als bei der russischen Sprache, verschaffte ich mir eine neugriechische Übersetzung von „Paul et Virginie“ und las sie, indem ich jedes Wort genau mit dem gleichbedeutenden des französischen Originals verglich.

Danach beschäftigte ich mich zwei Jahre lang ausschließlich mit der altgriechischen Literatur, und zwar las ich während dieser Zeit beinahe alle alten Klassiker kursorisch durch, Homers Ilias und Odyssee aber mehrmals. Von der Grammatik erlernte ich nur die Deklinationen und die regelmäßigen und unregelmäßigen Verba; mit dem Studium der grammatischen Regeln aber verlor ich auch keinen Augenblick meiner kostbaren Zeit. Meiner Meinung nach kann man sich eine gründliche Kenntnis der griechischen Grammatik nur durch die Praxis aneignen, d. h. durch aufmerksames Lesen klassischer Prosa und durch Auswendiglernen von Musterstücken daraus. Indem ich diese höchst einfache Methode befolgte, lernte ich Altgriechisch wie eine lebende Sprache. So schreibe ich es denn auch ohne Schwierigkeit. Und kommt es vor, daß jemand in meinen griechischen Schriften Fehler entdecken will, so kann ich die Richtigkeit meiner Ausdrucksweise jedesmal dadurch beweisen, daß ich ihm Stellen aus den Klassikern rezitire, in denen die von mir gebrauchten Formen oder Wendungen vorkommen.

Unterdessen nahmen meine kaufmännischen Geschäfte in Petersburg und Moskau einen stets günstigen Fortgang. Vom Mai bis Oktober 1860 belief sich der Wert der von mir importierten Waren auf nicht weniger als 10 Millionen Mark. Außer in Indigo und Olivenöl machte ich in den Jahren 1860 bis 1861 auch in Baumwolle sehr bedeutende Geschäfte, die durch den amerikanischen Bürgerkrieg und die Blockade der südstaatlichen Häfen begünstigt wurden und großen Gewinn gaben. Als die Baumwolle aber zu teuer wurde, gab ich sie auf und machte große Geschäfte in Tee, dessen Einfuhr auf dem Seewege vom Mai 1862 an gestattet wurde. So sah ich mich gegen Ende des Jahres 1863 in den Stand gesetzt, den Idealen, die ich seit meiner Kindheit hegte, mich völlig hinzugeben. Mitten im Gewühl des geschäftlichen Lebens hatte ich nie aufgehört, an Troja zu denken und an die 1830 mit meinem Vater getroffene Übereinkunft, es dereinst auszugraben. Wohl hing mein Herz jetzt am Gelde, aber nur, weil ich solches als Mittel zur Erreichung dieses meines großen Lebenszweckes betrachtete.

Von Warenauslagen und -ankündigungen

Es ist eine ganz einfache Tatsache des Verstandes, daß derjenige, der etwas kaufen, tauschen, erhandeln will, wissen muß, wo er zu kaufen, zu tauschen, zu erhandeln habe, und daß hingegen der andere, der zu verkaufen, zu vertauschen, zu verhandeln hat, sagen müsse, daß und was er zu verschleißen wünsche, oder daß er die Sachen selber zur Ansicht auslege; jedoch nicht so ganz einfach scheint es, daß diese Auslagen und Ankündigungen nicht nur den Zweck haben, daß der kaufe, der will, sondern vielmehr und eigentlich den, daß der kaufe, der nicht will. — Die Sache scheint sonderbar — aber ich will vom Anfang an beginnen.

Der erste Geschäftsmann, der einen Artikel durch Ankündigung und erlaubte Herausstreichung geschickt an den Mann brachte, war die Schlange im Paradiese, und Eva ist das Vorbild und die Patronin aller folgenden nichtkaufenwollenden Käuferinnen geworden, deren Reihe seit den etlichen Jahrtausenden ziemlich lang geworden ist und sich in unsern Tagen rasch verlängert. Da damals das Warengewölbe und Obstlager eigentlich der Baum selber war, so kann man nicht sagen, daß die Schlange eine Warenauslage gehabt habe; also ist wohl die Ankündigung die erste Form des Geschäftsbetriebes gewesen; aber das ist gewiß, daß schon in den allerältesten Zeiten Waren angepriesen sein mußten, wie ja der Name Marktschreier hinlänglich dartut — wahrscheinlich war er damals ein Ehrenmann und rief nur amtsmäßig aus, was alles auf diesem oder jenem Platze zu haben sei. Kauflust ist außerdem ein altes Erbübel des menschlichen Geschlechtes; daher ist es kein Wunder, daß man bald auch darauf verfiel, diese Kauflust noch mehr dadurch zu locken, daß man die Waren, die unsere Leidenschaft und Begierde reizen, in natura herumbreitete und mitten darunter saß. Und wenn Witterung und Umstände den Verkäufer nötigten, in ein Gemach oder Gewölbe mit seinem Trödel zurückzukriechen, so half er sich doch dadurch, daß er wenigstens ein großes Schild vor seine Bude heraushing, auf dem er die verkäuflichen Gegenstände auf das lockendste konterfeien und symbolisieren ließ. So entstanden die Wappen und Herolde des Krämerstandes: die Aushängeschilder und Firmen. Ja, gewisse Handwerke und Krämereien bekamen ganz feststehende Symbole, wie ich mich denn recht gut entsinne, daß auf dem großen Bäckerhause meines Geburtsortes zwei grimmige rote Löwen eine riesenhafte Bretzel in den Klauen hielten, und daß dasselbe Bild größer oder kleiner bei den Bäckern unzähliger Orte zu sehen war (vgl. Abb. auf Seite 128); auch Kerzen und Seife hält gerne der König der vierfüßigen Tiere in den Tatzen. Und jeder Reisende weiß, welche Kette von goldenen, silbernen, schwarzen, weißen Adlern er auf den Schildmauern der Wirtshäuser angetroffen. Auch schöne Kästchen ließen die Kaufherren endlich machen, wo sie unter Glas und Rahmen einige kostbare Sachen aufhängen, um den Vorübergehenden nur einen schwachen Begriff von den Herrlichkeiten zu

geben, die erst drinnen zu haben seien. Dieses Aufmalen und Auslegen der Waren war den Kaufleuten vor Erfindung der Buchdruckerkunst um so weniger zu verargen, da sie ja damals nicht durch die Presse der halben Welt sagen konnten, welche soliden, vortrefflichen und unentbehrlichen Sachen bei ihnen bereitliegen. Als aber die Buchdruckerei endlich erfunden war, da konnten sie es freilich sagen, aber sie behielten die Auslagen und Aushängeschilder dennoch bei und benutzten nebenher die Buchdruckerpresse zur Anpreisung ihrer Waren, was mit der Zeit um so leichter wurde, als die schreienden Marktschreier und Anzeiger nach und nach abkamen, dafür aber die stummen in Schwung gerieten, nämlich die Zeitungen. Man sollte fast glauben, daß nun Löwen, Adler, Kamele, fliegende Rössel, goldene Ochsen usw. überflüssig wären und die Auslagekästchen ganz verschwinden würden, da ja die Zeitung alles sagt und in jedes Haus bringt; aber die Erfahrung lehrt, daß namentlich der Warenauslagkästen immer mehr und mehr werden. Die Sache scheint mir daher zu kommen: der redliche Verkäufer weiß recht gut, daß, wenn er seine außerordentlichen und erlesenen Artikel in den Zeitungen bescheiden anzeige, das hartnäckige Publikum doch noch immer glauben könne, er schneide auf; deshalb geht er hin und läßt die Sache gelassen selber reden: er tut sie nämlich in einen unerhört schönen Glasschrank, stellt selbigen vor seine Bude heraus und denkt: „Jetzt seht!“

Freilich muß ich als ein aufrichtiger Schriftsteller eingestehen, daß auch hier allerdings eine Art Aufschneiderei möglich ist, die aber ebensogut im Schönheits- und Harmoniesinne ihren Grund haben mag als in etwas anderem und jedenfalls dem Verkäufer nicht zur Last fallen kann, da der Käufer die Sache ja sieht und es sich selber zuschreiben muß, wenn er so unvernünftig ist, von außerwesentlichen Nebendingen, die die Pracht der Erscheinung darstellen helfen, nicht absehen zu können. Jede einsichtsvolle und erfahrene Jungfrau von siebzehn Jahren soll ja doch um des Himmels willen wissen, wenn sie ein Stück Mousselin de laine kauft, daß sie nicht den schimmernden Glaskasten und die hundert Ellen andern Zeuges, die ringsherum lagen, mit nach Hause nehmen kann; aber leider ist die Erziehung in diesem Stücke so sehr vernachlässigt, daß sie es nicht weiß, und wenn sie nun den Stoff zu Hause auf ihrem Nähtische liegen sieht, daß sie betrübt meint, sie habe einen wahren Lappen erstanden, der kaum wert ist, daß man ihn zu einem Kleide zerschneide. Freilich, umgeben von den gehörigen hebedenden Farben, in dem vornehmen Kasten, unter spiegelndem Glase hatte das Ding ganz anders ausgesehen — aber das sollte sie ja wissen; denn von dem Verkäufer kann sie doch nicht erwarten, daß er seine Dinge in greulicher Unordnung und Widerspenstigkeit in den Auslageschrein sperre und ihr dadurch die Meinung beibringe, sie seien noch viel schlechter und ganz und gar elend, namentlich, da sie bedenken sollte, daß ein Mensch, der tägliche Dinge unter Glas zu ordnen hat, die dann tausend Augen sehen, doch auch sein Ehrgefühl

hat und die Dinge so legen und stellen muß, daß sie seinem Geschmack Ehre machen, und daß er doch um Gottes willen nicht hinter seinem Nachbarn zurückbleiben kann, der durch alle möglichen Auslage- und Toilettenkünste lockt.

Wenn man durch die Hauptgeschäftsstraßen etwa in unserem alten Wien über den Stephansplatz, den Graben, den Kohlmarkt, die



P. Gavarni

Die Mode 1832

Kärtner Straße geht, so dürfte wohl der verwöhnteste Reisende noch gefesselt, der Eingeborene angezogen, der ferne und einsame Landbewohner verwirrt werden; denn da reiht sich ohne Zwischenraum Gewölb an Gewölb, und vor jedem in eleganten Kästen ausgelegt, was darin als Prächtigstes zu haben ist. Da ist die Schnittwarenhandlung und vor ihr, wie ein wahres Farbengetümmel, hinter glänzendem Spiegelglas, die Stoffe aus Seide, aus Wolle, aus Baumwolle, alle die hundertenamigen Zeugen, von dem echten Kaschmir an bis zum leichtesten und schalsten Fähnchen Baumwollensstoffes; dann ist da der Spitzenhändler mit seinem spinnenfadigen, luftweichen Zeugs; dann die Blechwarenhandlung mit allen erdenklichen bekannten und unbekannten Gefäßen und Leuchtern und Klammern

und Lampen, in gelben, weißen, grünen und andern Farben; dann die Tuchauslage mit den feinsten und geschmackvollsten Mustern, die Buchhandlung mit den Kunstwerken der Typographie und des Grabstichels, der Juwelier mit seinen edlen funkelnden Warenstücken. Dann folgt das Pfeifengewölbe: Meerschäumköpfe aller Art, sämtlich von dem tadellosesten, schwammweichsten Weiß, das sich sanft abhebt von dem feurigen Blitzen der Silberbeschläge. Dazwischen hängen die reinen, goldgelben Bernsteinstücke, von dem winzig kleinen Zigarrenmundstück an durch alle Sorten und Längen derselben hindurch bis zu der riesengroßen türkischen Dute, die am Ende eines ebenfalls riesigen, gewundenen, seidenen türkischen Rohres prangt; dann der Zuckerbäcker, die Bänderhändler, die Pelzwaren, dann eine blitzende Armee von Messern — und so geht es weiter, wenn du die Häuser entlang schreitest, Gasse aus, Gasse ein, nur daß es nicht in allen Gassen gleich ist, sondern in einer mehr, in der andern weniger.

Diese Auslagen sind die lockendsten Mittel des Luxus und der Eitelkeit, darum stehen auch von Stunde zu Stunde die Leute davor und urteilen oder suchen sich aus oder wünschen sich wenigstens. Mit welch traurigem Gesichte steht oft die arme Magd vor einem ganzen Berge von den farbenflamendsten Stoffen und verzweifelt fast, dies oder jenes Stück Seidenzeug endlich mit nach Haus nehmen zu können.

Was die Ankündigungen betrifft, so ist die Hauptniederlage derselben hierorts die Wiener Zeitung, wo hinter dem politischen und Amtsblatte die bunte Schar der Anzeigen folgt, und oft in der drolligsten Nachbarschaft.

Außer den Zeitungen bringen die Straßenecken in riesigen Buchstaben aller Farben, vorzüglich aber rot, auf torgroßen Anklebezetteln die dem Publikum nötigen Kenntnisse zur Ansicht, und an manchen Stellen sind große Mauerstücke von oben bis unten beklebt. In neuester Zeit hat sich gar eine eigene Ankündeanstalt zusammengetan und schlägt ihre Zettel auf dunklen Holztafeln auf, was recht elegant und nett aussieht. Auch in den Auslegekästen liegen nun bereits geschriebene oder gedruckte Zettel, die vor der Hand aber noch nichts als den Namen und manchmal den Preis der Sache enthalten. Wer aber weiß, was auch noch aus diesem Industriezweige werden kann, und ob wir nicht einmal auf derlei fliegenden Blättern die ganze Biographie der Warenartikel werden lesen können!

Bis dahin wird ausgelegt, angekündigt, gekauft und verkauft nach Herzenslust; der Verkäufer gewinne, der Käufer sei entzückt, so ist beiden geholfen, und niemand kann dies freundlicher wünschen als der Verfasser dieser Zeilen, der nie etwas kauft, als was ihm unendlich gefällt und es dann immer spottwohlfeil findet. Die Seinigen zu Hause mögen dann lachen, so viel sie wollen, er ist zufrieden und wünscht dem ganzen kaufenden Publikum von Herzen dasselbe.

Adalbert Stifter

Zwei Szenen aus Friedrich Lists Leben

Ganz aus Kleinem beginnt das Gewaltige. Ein kleiner Weißgerberlehrling vermochte am Schluß seines Lebens in Kontinenten zu denken, aber es sind ihm nur wenige darin nachgefolgt.

1. In Reutlingen 1805

Im Hause des Stadtrats und Gerbermeisters List zu Reutlingen in Württemberg herrscht Familienkummer. In dem ernährenden Geschäft, das in dem fruchtbaren Land Württemberg guten Ruf besaß, war bereits der älteste Sohn Johannes tätig. Der Friedrich sollte auch hinein; hätte er sich dem väterlichen Wunsch gefügt, wäre alles in schönster Ordnung gewesen. Aber für uns war es besser, daß er keine Lust dazu hatte.

„Seht, liebe Freunde“, sprach der stattliche Vater List recht übel-launig zu seinen Verwandten und Freunden, die er um sich versammelt hatte, „jetzt könnt' mein Fritz bald sein Gesellenstück machen und auf Wanderschaft gehen wie seine Vorfahren und wie es sich für einen ehrsamten Reutlinger gebührt, der weiß, daß er der Ehre seiner Vaterstadt zu leben hat. Statt dessen kann er aber noch immer nicht mehr, als ein schlechter Lehrling bei mir gemeinhin in einer Woche lernt.“

„Ich hab's gleich gesagt“, erklärte die Mutter, „es war dein Fehler, daß du zu schnell den Glauben an ihn verloren hast.“ Sie wandte sich an die Vettern: „Er hat ihn aus der Werkstatt gewiesen.“

„Sollte ich mir mein Handwerk stören lassen?“ fragte der Vater erbozt, der nicht gern Unrecht auf sich sitzen ließ. „Hat der Fritz nicht letzthin nächtlich der Frau Bürgermeister die Tafel vor der Haustür aufgerichtet ‚Hier ist ein böses Weib wohlfeil zu verkaufen?‘“ Diese Tat war der Tropfen gewesen, der, wie man sagt, ein Faß zum Überlaufen bringt.

„Der Fritz, verehrte Freunde und Vettern, ist von mir erst gebüßt worden, als er meine Gehilfen und Lehrbuben zur Revolution hat treiben wollen!“ „Du hättest deinem Fritze öfters die Hosen spannen müssen“, erwiderte die in ihrer Art schlagfertige Frau List. Da mußte nun aber der beleibte Eheherr doch, ungeachtet seiner Betrübniß, sie pfiffig ansehen. „Warum hast denn du das nicht getan, wenn du es für richtig gehalten hast?“ fragte er.

„Soviel aus eurer betrüblichen Uneinigkeit zu entnehmen ist“, begann einer der Gevattern würdig, „hat der dicke Bub seit drei Jahren nichts Rechtschaffenes getan. Ich frage: was treibt der Fritz den ganzen Tag?“

„Herr Gevatter Vizebürgermeister“, antwortete der Vater und füllte von neuem die Gläser, „der Fritz liegt unter Bäumen und liest

Geschichten von Fahrten in die Welt und dergleichen, oder er stellt mit einer Mulde erfinderische Versuche im Teich an, um sich, wie er sagt, in der Ruderkunst und Schifffahrt auszubilden."

"Im Winter gibt es keinen Baumschatten, kann er nicht unter den Bäumen liegen, auch ist der Teich zugefroren, Herr Gevatter Stadtrat", antwortete streng der ehemalige Vizebürgermeister, der noch immer darüber beleidigt war, daß ihn das niedere Volk von Reutlingen vor ein paar Jahren gezwungen hatte, von seinem Amt zurückzutreten; er war jetzt nur mehr Stadtrechner. "Ich frage also, was treibt der Fritz im Winter?"

Die Eltern sahen sich an und schwiegen; aber es geschah, daß sich der Herr Stadtpfarrer vernehmen ließ: "Da läuft er auf die Tanzböden."

"Warum gleich so häßlich sprechen", verwies vorwurfsvoll der Vater, "er geht doch brav in die Kirch?"

"Und ist dort auch hinter den Mädle her", fuhr der Pfarrer fort.

"Es ist klar, euer Fritz muß studieren!" entschied der Gevatter Vizebürgermeister. "Er hat das Zeug zu einem Studenten in sich. Genau so wie er benehmen sich die Herren Studenten in Tübingen." Das ehemalige stellvertretende Stadtoberhaupt fragte den Lehrer: "Wie ist denn das Köpfe vom Fritz beschaffen?"

"Ergebenst bemerkt, Herr Vizebürgermeister, für die lateinische Grammatik noch schlechter als übel begabt, jedoch die deutschen Aufsätze hat er frisch und lebendig geschrieben."

"Wo ist er denn?" fragte der Pfarrer.

"Heute versucht er es noch einmal in der Werkstatt", gestand die Mutter. "Ruhe!" befahl der ehemalige Vizebürgermeister, als der Hausherr auffahren wollte. "Frau Gevatterin, ich bitte um meinen Dreispitz. Es ist am besten", klärte er auf, "das Gericht nimmt unerwarteten Augenschein."

"Ja", rief die Mutter, "sprecht mit ihm. Zu jedem Warum gibt's ein Darum. Ich glaub' an meinen Fritz."

Würdevoll erhoben sie sich, verließen das Haus und schritten durch die Kramergasse dem oberen Stadttor zu.

Da der Wochenmarkt gerade zu Ende war, standen in langer Reihe die Karren und Wagen vor dem neuen kurfürstlichen Schlagbaum. Die Fuhrleute, die Korn und Früchte von den umliegenden Dörfern gebracht hatten, wurden von den württembergischen Soldaten geärgert. Es ging laut und böswillig zu, denn die Heimkehrenden hatten in den Gasthäusern kräftig getrunken.

Man hörte die Echaz bereits rauschen. Die Papiermühle stampfte, der Eisenhammer und die Pulvermühle machten Lärm. An der Weißgerber-Walke vorbei schritt die „Kommission“ Lists Werkstatt zu. Am Wasser war niemand zu sehen, niemand schwenkte darin Felle; aber mächtiges Gelächter scholl dafür aus dem offenen hölzernen Bau mit dem Pultdach, und davor stand Johannes, der Erstgeborene, mit verschränkten bloßen Armen und zusammengekniffenem Mund. Er begrüßte kaum den Vater und die anderen Herren, sondern machte mit dem Kopfe einen zornigen Ruck nach rückwärts, der hieß: Hört euch das einmal an!

Sie lauschten und vernahmen des Fritz helle, kräftige Stimme: „Nur so ein Hirschfell hat der Robinson gehabt auf seiner einsamen Insel. In das hat er mit einem spitzen Knochen vom Hirsch Löcher gebohrt und mit einem anderen Knochen, den er an Steinen geschärft gehabt hat, hat er sich dann sein Gewand zusammengenäht.“

„Er hat doch keinen Zwirn gehabt und keinen Faden?“ hört man einen der Gehilfen einwenden.

„Den hat er aus den dünnen Sehnen vom Hirsch gemacht. Und jetzt, paßt auf, ich bin der Indianer, der ihn nächtlich überfällt: Huuuuuuu! Schallendes Gelächter folgte dem grauenvollen Brüllen des Reutlinger Indianers; der Lärm riß jäh ab, es war Stille: vorwurfsvoll stand in der aufgerissenen Tür Vater List und befahl: „Zu mir, Fritz! Und wenn ihr anderen noch einmal Schabernack während der Arbeitszeit treibt und feiert, dann zeig' ich's dem Zunfthaus an. Himmell! Herrgott! Kreuzsakrament! Nichts für ungut, Herr Pfarrer.“ Mächtig und emsig begann das Schaben auf den Fellen und gleich darauf lebhaftes Plätschern der ins Wasser geschlagenen und darin hin- und hergeschwungenen Häute.

„Weißt du, was man dir tun sollt'?“ fragte der Vater.

„Nein“, antwortete gemacht harmlos sein kurzgewachsener zweitgeborener Sohn.

„Rechts und links sollt' man dir eine herunterhauen.“

„Das wäre vortrefflich“, stimmte mit tiefer Stimme der Gevatter Vizebürgermeister zu.

„Was wollen die Herren?“ erkundigte sich Fritz und zwinkerte unsicher mit den Augen.

„Sag mal“, fragte der Pfarrer, „hast du dafür gar kein Verständnis, wie sehr du mit deinen Kindereien deinen Herrn Vater kränkst und ihm im Ansehen und Handwerk Abbruch tust?“

Erschrocken und sorgsam betrachtete List seines Vaters Gesicht.

Was war los? Warum besuchten sie ihn hier so feierlich? Sein trotziger Knabenmund zuckte. Hastig, zu jedem Streit bereit, strich

er sich die braunen Haare zurück, die ihm unordentlich in die Stirn hingen, aber seine großen blauen Augen verrieten etwas Besorgnis. „Ich hab' doch bloß Geschichten erzählt.“

„Und dazu gibst du dich her, in dieser Zeit, als Sohn eines zünftigen Meisters?“

„Vater, du mußt deine Werkstatt von Maschinen treiben lassen. Wie die Mühlen, weißt du, die werden auch von Rädern getrieben. Im letzten Volkskalender steht, daß in England eine Maschine erfunden worden ist, mit der man alles machen kann. Da braucht man dann gar nichts mehr zu arbeiten.“

Sie sahen den kleinen, dicken Kerl an, als wäre er von Sinnen.

„Wenn in Reutlingen lauter solche Maschinen aufgestellt werden, dann braucht man nicht mehr den ganzen Tag im kalten Wasser herumzuplantschen.“

„Halt, gefälligst dein Maulwerk!“

Dieser Hinweis paßte Fritz durchaus nicht, er war außerdem bereits durch das auffällige Benehmen der Gevattern beleidigt und begann zu ahnen, um was es ging.

„Hat man zuerst nicht alles mit der Hand schreiben müssen“, fragte er gänzlich uneingeschüchtert, „wird jetzt nicht das meiste gedruckt? Zuerst hat man das Leder über Land getragen, dann auf Saumtiere geladen; jetzt haben wir Straßen, und seit das Rad erfunden wurde, fahren die Wagen . . .“

„Wirst du endlich deinem Herrn Vater gehorchen, du Lümmel?“

Fritz kehrte mit seiner Nasenspitze die Wolken, am liebsten hätte er aus Wut geheult; aber da er „erwachsen“ war, senkte er den Kopf und trottete gehorsam mit.

Stumm ging's an den hohen Stadtmauern vorbei; kein weiteres Wort wurde verschwendet, bis man wieder in der Gasse war, in die die Marienkirche jetzt gewaltige Schatten warf.

„Wenn ich als Ältester wie früher in unserem städtischen Parlament das Wort nehmen darf“, hob der ehemalige Vizebürgermeister an, „dann gehet meine Meinung dahin, lieber Gevatter Senator, daß dein zweiter Sohn, verzeih' die Härte meiner Rede, für den ehrsam Handwerkerstand verdorben ist.“

Eine schwere Pause.

„Aber ich kann dir und deiner Ehefrau das Lob mit allem Recht beimessen, daß ihr vortreffliche Haushälter seid und am Mißgeschick mit eurem Fritz keine persönliche Schuld trägt.“

(Vater List wußte, daß die Art der Zunftstuben, die die ehemaligen Reichsstädter von ihrer Selbstverwaltung her im Blute trugen, stets vor ernstlichem Eingreifen die Spende tröstlichen Lobes vorschrieb. Er nahm die Anklage, die ihm verhüllt dargeboten wurde, ergeben entgegen.)

„Aber es ist nicht von der Hand zu weisen: der Fritz muß aus unserem ehrenhaften Reutlingen entfernt werden.“

Der Mutter, die sich von dieser Sitzung ausgeschlossen hatte und lieber an der Türe horchte, geriet das Herz in den Hals: Also doch? Wenn schon, dachte wegwerfend der Beschuldigte, der von der anderen Seite an einer Türe lauschte, Weißgerber werd' ich auf keinen Fall! Doch er mußte schlucken.

„Es gibt Überlegungen des Herzens und der Ökonomie, die uns zu leiten haben“, stelte in der Ehrenstube die Stimme des Gevatters weiter, „die erste verlangt Glück und die zweite zureichendes Auskommen.“ Diesen Gedanken fand Fritz gut.

„Ordnung und Ruhe muß der Bursch' vor allem haben. Erfahrungsgemäß geschieht das auswärts besser als im Elternhaus. Darum geht mein Vorschlag dahin, ihr Herren, daß sich alle günstigen Berater mir anschließen müssen, wenn ich kraft des Vorsitzes entscheide: der Fritz wird Schreiber.“

Große Stille im Zimmer und hinter den Türen.

Sonst verachten sie doch die kurfürstlichen Schreiber? dachte verwirrt die Mutter. Mein Fritz soll, weil er zu lebhaft ist, den ganzen Tag in einer Stube sitzen? Ach, die Männer haben doch alle kein Hirn. Sie stellte ihre Mitarbeit ein, aber ließ reichlich die Tränen fließen.

Hm, überschlug List an der Türe gegenüber, Schreiber verdienen heutzutage viel Geld, da kann ich mir alle Bücher kaufen, die ich will. Als Schreiber habe ich überall Zutritt. — Nicht übel der Gedanke.

„Ungeachtet, daß die Schreiber unseres uns aufgezwungenen Landesherrn des gebildeten Tons ebensooft ermangeln wie der genauen Kenntnis unserer überlieferten ehrwürdigen, altdeutschen Verhältnisse, so sage ich: es kann nur besser werden, wenn wir diesen Stand veredeln durch Hineinsendung unseres vornehmen deutschen, reichstädtischen Blutes. — Im Namen Gottes, Amen.“

Wieder war tiefes und langes Schweigen.

„Das Wichtigste ist“, meinte der Pfarrer, „daß der Fritz in die Lehre eines gottesfürchtigen Mannes gerät. Die heutige Jugend hat beträchtliche Neigung zur Oberflächlichkeit.“

Fritz sah durch das Schlüsselloch, daß der Subrektor, natürlich zustimmend, nickte.

„Kennst du jemanden, Gevatter, der dieser Forderung entspricht?“ Mit Genugtuung empfand Fritz, daß sein Vater sehr traurig sprach. „Der richtige Mann ist der Stadt- und Amtsschreiber zu Blaubeuren. Er ist mir durch den Verkauf reichlicher Holzlieferungen verbunden, den ich ihm des öfteren bewirkt habe. Ich bin überzeugt, er wird den Fritz, bei näher auszubedingendem Lehr- und Kostgeld, in seine Schreibstube aufnehmen, wenn du ihn durch ein gutes Geschenk und durch das Versprechen, solches zu wiederholen, lecker machst.“

„Ich will alles Nötige gern opfern“, sprach der Vater dumpf.

„Und wenn er sich bewährt“, tröstete der Pfarrer, „dann kann der Fritz auch so Karriere machen. Es sind schon aus dem Schreiberstand Geheime und sogar Minister hervorgegangen.“

Geräuschlos lachte der Horcher vor sich hin; das ist ein guter Weg. Wenn ich Minister bin, laß ich alle, die mich verhaßen haben, auf dem Hohen Asperg einsperren! —

Die Nachricht, daß der dicke König von Württemberg Krieg führen würde, diesmal aber an Kaiser Napoleons Seite, wurde vom Polizeidiener ordnungsgemäß ausgeschellt und ausgerufen. Am Rathaus wurde der Befehl ausgehängt, der die neuerliche Aushebung von Rekruten aus Reutlingen anordnete.

Vater List ließ seinen alten Schimmel satteln und ritt, von großer Sorge gedrängt, nach Blaubeuren. Ein Schreiber konnte, wenn er tüchtig war oder sein Prinzipal es von ihm behauptete, vom Heeresdienst befreit werden. Auf allen Straßen zogen französische Truppen. Überall wurde mächtig geschimpft und viel Wein getrunken; die an den Schlagbäumen waren noch gröber als sonst, die Handwerksburschen marschierten wie auf einen geheimen Befehl hin alle der Schweiz zu, um sich den Musterungen zu entziehen.

„Es wird mächtig zu tun geben“, ließ sich der Herr Stadt- und Amtsschreiber unter seiner gepuderten Perücke hervor seinem Gast aus Reutlingen gegenüber vernehmen. „Die Anweisung aus Stuttgart ist bereits da, Kriegsabgaben einzuheben. Den Bauern habe ich schon befohlen, unseren Verbündeten Vorspanndienste zu leisten und Heu oder Stroh zu liefern. Also, wenn der Herr Senator noch drei Goldstücke darauf legt, da kann Er mir seinen Sohn schicken, ich werde aus ihm ein tüchtiges Geschöpf machen.“

„Hier sind vier Goldstücke, Herr Amtsschreiber, aber mein Fritz neigt etwas zur Unordnung . . .“

„Das macht nichts. Ich lasse den Vertrag sogleich in meiner Amtsstube ausfertigen. Die Gebühren bezahlen Sie mir. Sie betragen zehn Gulden; die Frau Stadt- und Amtsschreiberin dankt Ihnen durch mich für das Fäßlein Butter, das allerdings bei meinem großen Hausstand nicht lange zureichen wird.“

„Ich will die Aufmerksamkeit gern und oft wiederholen, Herr Oberamtsschreiber, wenn Sie mir meinen Sohn gut ausbilden.“

„Die Abmachungen über das Kost- und Lehrlingsgeld sind getroffen“, entgegnete der Stadtschreiber, „die Gebühren für diesen Vertrag berechne ich mit drei Gulden, die Sie am besten gleich mit aushängen.“ „Gern; hier, Herr Amtsschreiber.“

Fritzens nunmehriger Prinzipal zeichnete den Weißgerbermeister mit einem Händedruck aus. Verschlafen schlug die Uhr vom Kloster an. Erleichtert ritt Vater List wieder an den Schlössern, Ruinen und Klöstern vorbei heimwärts. Er war zufrieden, er hatte seinem Fritz gedient und war nicht von der Wahrheit abgewichen; denn die Wahrheit war ihm das Wichtigste.

So etwas vererbt sich!

In Reutlingen nahm die Mutter ihren Fritz ganz dicht in ihre Arme und flehte:

„Mein lieber Bub, vergiß nie, daß du eine Mutter hast, die eine deutsche Reichsstädterin ist. Laß dir das Richtschnur sein!“ Er hat sich immer daran gehalten.

2. Im Blockhaus am Schuykillkanal 1830

Von allen Seiten knallten Sprengschüsse, lärmten Spitzhacken. Siebzehnmals war schon die neue Schienenstrecke dem reißenden Waldstrom abgewonnen. Krachend und rauschend sanken rundum die hohen, jahrhundertalten Bäume nieder. Ein Heer aufgescheuchter Vögel, die ihren Schutz verloren, kreiste aufgeregt schreiend in der Luft.

Wie gut dem Einwanderer aus Reutlingen dieser Lärm tat; er paßte zu seinem Innern. Er saß vor seiner Holzhütte und überlegte:

In Rußland ist Aufstand; die Polen wollen sich selbständig machen; die Griechen haben es bereits getan. In Holland ist Revolution, die Belgier machen sich frei, in Kassel waren Tumulte, in Braunschweig haben sie das Residenzschloß angezündet, den alten Herzog verjagt. In Paris ist die Kammer aufgelöst ... Mit fahrigem Fingern schob er die Korrespondenz des Handels-Vereins, die ihn über das Meer begleitet hatte, zur Seite. Noch immer „verhandelten“ daheim die Bürokraten. Er legte die Landkarte Europas vor sich hin, in dem noch keine Eisenbahn fuhr, und zeichnete die Eisenbahnkarte Deutschlands: Je eine Linie von Hamburg nach Bremen und Lübeck und Berlin, von dort nach Stettin, nach Breslau und Thorn, von dort nach Danzig, ferner über Wittenberg nach Leipzig, von dort nach Dresden und Prag. Über Weimar, Gotha nach Frankfurt, von dort über Darmstadt und Mannheim nach Karlsruhe. Von hier nach Basel, zum Anschluß an die Schweiz. Eine andere über Stuttgart, Ulm und Augsburg (von dort

fuhr ein Strich zur Grenze nach Lindau ab) nach München. Von da über Nürnberg und Bamberg nach Gotha zurück. Von Leipzig über Halle nach Magdeburg, über Braunschweig, Hannover nach Köln.

Die Poststraßen und Zollgrenzen kümmerten ihn nicht, auch über Flüsse und Gebirge hinweg zeichnete er, ohne zu zögern, mit der Sicherheit eines Traumwandlers, die Hauptlinien, die nach seinem Plan unverändert, als er tot war, gebaut wurden, auf denen heute wir und unsere Güter rollen.

„Da werden sie fahren“, murrte er und hielt das Blatt weit ab vor sich in die Luft und betrachtete es. „Ich werd' euch antreiben, ich werd' euch schon einigen. — Freu' dich, Metternich!“

Er sah in der Nähe des reichen so wagemutig erschlossenen Anthrazitbergwerkes die Heerschar der hölzernen Unterkunftsbaracken rundum, in denen die Arbeiter wohnten, die wie kribbelnde Ameisen die Berge und Täler bedeckten. Kreischen: einer schärfte tief unter ihm sein Stahlwerkzeug auf einem Schleifstein, der dreitausend Meilen über das Meer bis hierher gereist war.

So bleibt es nirgends.

Glatt wie der Ozean sind die Eisenbahnschienen, aber sie hebt kein Sturm und keine Welle. Er zog eine Orange aus der Hosentasche, die dadurch wieder Möglichkeit zu einer rechtmäßigen Form gewann, und begann gierig die Frucht auszusaugen. Von neuem schloß sich der Kontakt: In Reutlingen ist diese italienische Frucht teurer als hier — wenn das kein Unsinn ist! In Paris sind dauernd Demonstrationen der Arbeiter mit den Schreien „Arbeit und Brot!“ Ihn blendete und warf schier hintenüber der Ansturm seines Blutes durch das seherische Traumgesicht, das vor ihm stand:

Durch Deutschland rollten Züge, verwirrt hockten die Perücken an ihren Konferenztischen, hilflos standen die Zollbüttel, die Züge brausten über die Grenzen hinweg! Menschen aller Länder saßen darinnen und winkten und riefen sich zu, besuchten sich, lernten sich kennen. Wo blieb die Absperrung . . . ?

Er schrie auf, es war zuviel.

„Die Menschheit ist unterwegs!“

Mit schmerzlicher Dankbarkeit, zärtlich Abschied nehmend, blickte er die Täler und Hänge entlang. Ihr gabt mir Wissen und Klarheit, ich schulde euch Dank, aber ihr seid nicht meine Heimat!

Er erhob sich, als zögen ihn unsichtbare Stricke hoch. Langsam, ohne es zu wissen, begann er die Arme zu bewegen, er schwang sie hoch und höher und dirigierte wie ein Konzertmeister, der ein unterirdisches Orchester leitet, das, gewaltig anschwellend, einstweilen nur ihm vernehmbar, musiziert.

Walter von Molo

F Ü N F T E R T E I L

Haushalt-Uhr

Der Mond, der scheint,
das Kindlein weint;
die Glock' schlägt **zwölf**,
daß Gott doch allen Kranken helf!

Gott alles weiß,
das Mäuslein beißt;
die Glock' schlägt **eins**,
der Traum spielt auf dem Kissen dein

Das Nönnchen läut'
zur Mettezeit;
die Glock' schlägt **zwei**,
sie gehn im Chor in einer Reih'.

Der Wind, der weht,
der Hahn, der kräht;
die Glock' schlägt **drei**,
der Fuhrmann hebt sich von der Streu.

Der Gaul, der scharrt,
die Stalltür knarrt;
die Glock' schlägt **vier**,
der Kutscher siebt den Haber schier.

Die Schwalbe lacht,
die Sonn' erwacht;
die Glock' schlägt **fünf**,
der Wanderer macht sich auf die Strümpf'.

Das Huhn gagackt,
die Ente quackt;
die Glock' schlägt **sechs**,
steh auf, steh auf, du faule Hex!

Zum Bäcker lauf,
ein Wecklein kauf;
die Glock' schlägt **sieben**,
die Milch tu an das Feuer schieben!

Tu Butter nein
und Zucker fein;
die Glock' schlägt **acht**,
geschwind dem Kind die Supp' gebracht!

Volksgut

Gespräch zwischen Margarete und Faust

(Während sie im Garten auf- und abspazieren)

Margarete: Ich fühl es wohl, daß mich der Herr nur schont,
herab sich läßt, mich zu beschämen.
Ein Reisender ist so gewohnt,
aus Gütigkeit vorlieb zu nehmen;
ich weiß zu gut, daß solch erfahrenen Mann
mein arm Gespräch nicht unterhalten kann.

Faust: Ein Blick von dir, ein Wort mehr unterhält
als alle Weisheit dieser Welt. (Er küßt ihr die Hand.)

Margarete: Inkommodiert Euch nicht! Wie könnt Ihr sie nur küssen?
Sie ist so garstig, ist so rauh!
Was hab ich nicht schon alles schaffen müssen!
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, stricken
und nähn und laufen früh und spat;
und meine Mutter ist in allen Stücken
so akkurat!
Doch hab' ich jetzt so ziemlich stille Tage:
Mein Bruder ist Soldat,
mein Schwesterchen ist tot.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Not;
doch übernehm ich gern noch einmal alle Plage,
so lieb war mir das Kind.

Faust: Ein Engel, wenn's dir glich.

Margarete: Ich zog es auf, und herzlich liebt es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren.
Die Mutter gaben wir verloren,
so elend, wie sie damals lag,
und sie erholte sich sehr langsam, nach und nach.
Da konnte sie nun nicht dran denken,
das Würmchen selbst zu tränken,
und so erzog ich's ganz allein,
mit Milch und Wasser; so ward's mein.
Auf meinem Arm, in meinem Schoß
war's freundlich, zappelte, ward groß.

Faust: Du hast gewiß das reinste Glück empfunden.

Margarete: Doch auch gewiß gar manche schwere Stunden.
Des Kleinen Wiege stand zu Nacht
an meinem Bett: es durfte kaum sich regen,
war ich erwacht;
bald muß' ich's tränken, bald es zu mir legen,
bald, wenn's nicht schwieg, vom Bett aufstehn



Ph. O. Runge

Der Morgen (1808)

und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn,
und früh am Tage schon am Waschtrog stehn;
dann auf dem Markt und an dem Herde sorgen
und immer fort wie heut so morgen.
Da geht's, mein Herr, nicht immer mutig zu;
doch schmeckt dafür das Essen, schmeckt die Ruh.

Johann Wolfgang Goethe

Eurykleia, die treue Schaffnerin im Hause des Odysseus

1. Die Sorge um den Sohn des Hauses

Und Telemachos ging in die weite
Vorratskammer des Vaters, wo Gold in Haufen und Erz lag,
Zeug und Gewand in Truhen verwahrt und die duftende Fülle
lauteren Ols. Auch standen daselbst die Krüge des alten,
auserlesenen Weins und bargen die göttliche Labung,
längs der Wand in Reihen gestellt, wenn wirklich Odysseus
wiederkäm' und hätte der Leiden viel überstanden.
Breit, mit doppelten Flügeln, verschloß die sichere Pforte
immer den Raum, bei Tag und Nacht von der Alten behütet,
Eurykleia,
die dies alles mit klugen, erfahrenen Sinnen versorgte.
Aber Telemachos rief sie herein und redete also:
„Mütterchen, schöpfe mir Wein, den süßesten außer dem einen,
den du bewachst und denkst in dir, es käme vielleicht doch
der Unseligste wieder nach Haus, der Göttergezeugte,
fülle mir gleich zwölf Krüge davon und schließe die Deckel
Schütte mir Gerste sodann in die guten gedichteten Schläuche,
zwanzig Maße gemahlenen Schrots. Doch werde dies alles
ganz in der Stille besorgt und bleib ein strenges Geheimnis.
Dann, am Abend, nehm ich es mir, wenn oben die Mutter
schon zur Nacht ihr Lager gesucht und legte sich schlafen;
denn übers Wasser reis' ich nun, zur sandigen Pylos
und bis Sparta hinaus, ein Wort vom Vater zu hören.“
Sprach's, und es weinete laut die Wärterin Eurykleia,
weil sie solches vernahm, und rief mit Schluchzen und Seufzen:
„Sag', liebes Kind, wie kam dir nur solch Wagnis zu Sinne,
daß du uns hier verlässest und fährst durch alle die Länder
ganz alleine, mein Herz? Und ging doch also dein Vater
bei den fremden Gesellen zugrund, der große Odyseus.
Gehst du hier fort, so sinnen sie dir im Rücken ein Leides:
Wie sie dich töten mit List und teilen einander dein Erbe.“

Bleib und sitz auf deinem Gehöft; was sollen da draußen Wellen und Sturm dir Leid antun und treiben dich irre?" Aber Telemachos sagte darauf verständigen Sinnes: „Mütterchen, fasse nur Mut; mir kam nicht ohne die Götter dieser mein Plan. Doch schwöre mir jetzt, du wirst es der Mutter nimmer erzählen, bevor vielleicht zwölf Tage verflossen, oder sie möchte mich sprechen und hört es, daß ich davonging; daß sie doch nicht ihr schönes Gesicht durch Tränen herabbringt.“ Da er gesprochen, so schwur sie's ihm beim Namen der Götter. Aber nachdem sie geschworen und alle Gebräuche vollzogen, ging sie sogleich, den Wein in die Henkelkrüge zu schöpfen; dann aber tat sie das Mehl in die guten gedichteten Schläuche.

2. Das Erkennen

Endlich — nach 20 Jahren — ist Odysseus in Bettlergestalt in seinen Palast heimgekehrt. Gastfreundlich will die Gattin Penelopeia den Fremdling baden, salben und neu kleiden lassen.

Da erwiderte ihr der bewanderte, kluge O d y s s e u s : „Königin, ehrbar Weib des Laertes-Sohnes Odysseus, wahrlich, es sind mir Kissen verhaßt und schimmernde Decken, seit ich zuletzt den Schnee auf Kretas zackichten Gipfeln sah und wandte mich ab und ruderte fort übers Wasser. Laß mich liegen dahier wie sonst die schlummerberaubten Nächte hindurch; ich lag gar oft auf schmählichem Lager über die Nacht hin wach, die göttliche Frühe erwartend. Auch ein Fußbad möchte mir nicht im Herzen gefallen; und mir berührt nicht eine den Fuß von allen den Weibern, welche dahier im Saal und Haus euch Dienende heißen, außer, ihr habt ein Mütterchen hier, ein altes, vertrautes, die, mir gleich an Jahren und Leid, schon vieles ertragen; der vergönn ich vielleicht, den Fuß mir waschend zu halten.“ Da erwiderte ihm die sorgende Penelopeia:

„Lieber Gast —
 wisse, mir lebt im Haus ein Mütterchen, wackeren Sinnes, den Unseligen nährte sie und wartete seiner, nahm in die Hand ihn auf, des Tags, an dem er zur Welt kam; und so wasche sie dich, wiewohl sie schwach und betagt ist. Auf! Erhebe dich nun, vielsorgende Eurykleia, wasche den Altersgenossen des Herrn: denn freilich, Odysseus ist vielleicht ein solcher bereits an Händen und Füßen: jählings altert der Mann, den Not und Ubel bedrängen.“ Sprach's. Und der Schaffnerin kamen die blanken Tränen geschossen; und sie schlug die Hände vors Aug und jammerte kläglich: „Weh, wie leid ich um dich, mein Sohn! Ja wahrlich, es hat dich Zeus vor sämtlichen Menschen gehaßt, und warest so fromm doch! Hat doch keiner dem Zeus, dem blitzaussendenden Vater,

so viel Lenden verbrannt und gefällige Hundertopfer,
 als du gabst und betetest stets, er möge dir später
 ein verklärtes Alter und Lust am Sohne verleihen.
 Nun aber schwand dir Einzigem ganz die Stunde der Heimkehr! —
 Sprach's. Und die Schaffnerin holte sogleich den blinkenden Kessel,
 goß fürs Fußbad Wasser hinein, die reichliche Menge,
 kaltes zuerst und warmes hernach. Hingegen Odysseus
 setzte sich rasch zu seiten des Herds, ins Dunkel gewendet;
 denn er befürchtete gleich, das Mütterchen möchte die Narbe,
 wenn sie ihn wüsch', erkennen, und flugs käme alles zutage.
 Und sie kam und wusch ihren Herrn und kannte die Narbe
 gleich auf der Stelle, die einst am Parnas mit blinkendem Hauer
 ihm ein Eber geschlitzt, auf Jagd mit Autolykos' Söhnen.
 Da die Schaffnerin nun sein Knie beim Waschen betastet,
 ward sie der Narbe gewahr, ließ los: so fiel des Odysseus
 Fuß ins Wasser zurück. Das eherne Becken erdröhnte,
 seitwärts übergeneigt. Es floß das Wasser zur Erde.
 Lust und Leid ergriff sie zumal; und beide die Augen
 füllten sich an mit Tränen, ihr stockte die glühende Stimme.
 Und sie ergriff des Odysseus Kinn und sagte die Worte:
 „Kindlein, liebes, du bist's, Odysseus, und ich erkannt dich
 doch nicht eher, bevor ich nicht rings den Herren bestastet!“
 Sprach's und sandte den Blick zur Penelopeia hinüber;
 denn sie wollt ihr zeigen den lieben Gemahl, der heimkam.
 Der aber wandte Athene den Sinn auf andre Gedanken;
 und sie sah und ahnete nichts. Hingegen Odysseus
 griff mit der Rechten sogleich den Schlund der Alten und zog sie
 mit der Linken nahe herzu und sagte die Worte:
 „Mütterchen, willst du mich töten, nachdem du mich selber gesäugt
 hier, an der eigenen Brust, und nun nach vieler Betrübnis [hast,
 kehr ich im zwanzigsten Jahr nach Haus, ins Land meiner Väter?
 Wenn dir jedoch ein Gott ins Herz gab, daß du mich kanntest,
 schweig, daß keiner dahier im Haus dergleichen erfahre.
 Denn, so sprech ich es aus; und also, wahrlich, geschieht es:
 Gab erst Gott mir unter die Hand die trutzigen Freier,
 schon ich auch dein, o Wärterin, nicht, wann immer hernach ich
 hier in Saal und Gehöft die dienenden Weiber erwürge.“
 Da erwiderte ihm die sorgende Eurykleia:
 „Kindlein, lieb's, welch Wort entfloß dem Zaun deiner Zähnel
 Weißt du doch selbst, mir ward ein unerschütterlich Herze:
 Stumm, wie Eisen und Stein verwahr ich innen die Kunde.
 Nun aber hör ein ander Wort und wahr's in der Seele.
 Zwang erst Gott in deine Gewalt die trutzigen Freier,
 nenn ich im Haus dir jegliche dann der dienenden Weiber,
 welche dir Schande gemacht, und welche sich wacker gehalten.“

Da entgegnete ihr der bewanderte, kluge Odysseus:
 „Mutter, es wäre vergebliche Müh, mir alle zu nennen,
 denn ich schau und merke mir wohl, was jegliche tauge. —
 Du aber wahre den Mund und laß das andre den Göttern!“
 Sprach's, und die Schaffnerin ging vom Saal und holte fürs Fußbad
 ihm frisch Wasser herein; das alte war alles vergossen.
 Da sie ihn aber gewaschen und wohl mit Öle gesalbet,
 rückte Odysseus gleich den Stuhl zum wärmenden Feuer
 gegen den Herd. Das Lumpengewand verhüllte die Narbe.

Aus Homers „Odyssee“
 in der Übersetzung von Rudolf Alexander Schröder

*Ein edles Beispiel
 macht die schweren Taten leicht.
 (Goethe)*

Jane Addams — ein großes Vorbild für die Jüngerinnen und Jünger der sozialen Berufe

1. Die Wohnungsfrage

Ein sechsjähriges kleines Mädchen, wohl behütet am Rande der Stadt aufgewachsen, kommt auf einem Gang mit dem über alles geliebten Vater zum erstenmal in das Armenquartier der Stadt. Bestürzt überhäuft es den Vater mit Fragen, warum die Leute in so entsetzlichen Häusern und so dicht beieinander leben. Auf seine Antwort erklärt es mit Bestimmtheit, wenn es groß wäre, so würde es in einem großen Hause wohnen, wie das jetzige väterliche, aber es würde es nicht zwischen andere große schöne Häuser setzen, sondern mitten zwischen elende Häuser wie diese hier.

2. Das Wagenrad

Dasselbe Kind, früh mutterlos, lebenswach und verträumt zugleich, träumt Nacht um Nacht denselben seltsamen Traum. Die ganze Welt ist tot außer ihr selbst, und auf ihr ruht die Verantwortung, ein Wagenrad zu machen. „Ich stand immer auf demselben Fleck in der verlassenen Schmiede, dunkel sinnend, wie ich beginnen solle, und nie wußte ich, wie, obgleich mir klar war, daß die Geschäfte der Welt nicht wieder in Gang gebracht werden konnten, bis wenigstens ein Rad gemacht wäre und jemand den Anstoß gäbe ...“ Am Tage drauf stiehlt sie sich in das Tor der Schmiede und beobachtet heimlich, was vorgeht, sich den Hergang einprägend, so gut sie kann.

3. Der Müllerdaumen

Die zehnjährige Tochter des Mühlenbesitzers Addams im Staat Illinois kannte keinen größeren Ehrgeiz als — einen „Müllerdaumen“ zu erlangen wie er durch lebenslängliches Durchfühlen des Mehls auf seine Qualität in der Reibung zwischen Daumen und Zeigefinger entsteht. Dies Stückchen Wirklichkeit wird dem, der ihr späteres Wirken kennt, zum Symbol für ihr Wurzeln in der Arbeit des Alltags, an der sie sich ihr Teil nie nehmen ließ, und für ihre geistige Sauberkeit bis ins letzte, die sie kein Wort hinausgehen, keine Angabe weitergeben ließ, die sie nicht aufs genaueste auf Gehalt und Richtigkeit durchgeprüft hätte.

4. Das wahre Weltbürgertum

Unvergeßlich bleibt Jane der Anblick des Vaters, als sie, noch nicht zwölfjährig, ihn eines Tages in feierlich ernster Haltung mit einer Zeitung in der Hand in seinem Zimmer findet. Auf ihre wißbegierige Frage erfährt sie, Mazzini sei gestorben. Wer ist das? Und als sie mehr erfährt, will es ihr unlogisch erscheinen, da der Vater ihn doch nicht gekannt habe; er sei ja auch kein Amerikaner gewesen, wie könne man da um ihn trauern. Bis als Ergebnis des Gesprächs, später wie ein Vermächtnis bewahrt, sich ihr Eines herauschält: ein Gefühl für die echte Verwandtschaft zwischen Menschen gleicher Sinnesart und gleichen hohen Strebens, über alle Unterschiede der Sprache, Nationalität und Konfession hinweg! Ein ahnendes Wissen darum, daß diese Dinge für nichts zählen zwischen Menschengruppen, die für Freiheit kämpfen, sei es, wie Mr. Addams, für die Aufhebung der Negerklaverei in Amerika oder, wie Mazzini, für sein italienisches Vaterland. Wie plastisch mag ihr später auf diesem Goldgrund der Kindheitserinnerung in ihren historischen Studien das Bild des „Jungen Europa“ geworden sein, das Jünger Mazzinis von der Schweiz aus unter das Symbol der Brüderlichkeit unter den Völkern über alle Existenzkämpfe der einzelnen Staaten stellen wollten!

5. Jennie und George

Die Spielkameradschaft mit dem Stiefbruder George gräbt Jennie einen anderen Zug in ihr Kindheitsgedächtnis, dem später ungezählte Kinder von Chikago und darüber hinaus es danken dürfen, wenn ihnen Raum für ihre eigene Welt geschaffen wird.

Vom 12. bis zum 17. Jahre sind Jennie und George unzertrennlich, teilen miteinander Abenteuer in der Natur und frühen Forscherdrang, auch das erste Aufdämmern der jugendlichen inneren Schwierigkeiten und mehr noch die freien Spiele der Phantasie. Von einer Woche zur andern, von einem Sommer in den nächsten ziehen sich

diese Spiele in und um die Mühlen des Vaters, durch die Gärten und Waldungen — Ritterdramen, Kreuzzüge und heimliche Altarbauten.

Die Erinnerung daran bricht auf in einem herzerreißenden Mitgefühl, als sie später in Chicago beobachtet, wie die Großstadtkinder kein Fleckchen Raum für ungestörtes Spiel haben, und wird so brennend, daß sie nicht ruht, bis die Kinder von Chicago die ersten und mit der Zeit die schönsten öffentlichen Spielplätze Amerikas, vielleicht der Welt, ihr eigen nennen. Es war in ihr das tiefste Wissen Schillers, „daß der Mensch nur spielt, wo er in voller Bedeutung Mensch ist, und daß er nur da ganz Mensch ist, wo er spielt.“ Freilich — der Spielplatz genügt nicht; es muß die Zeit und die innere Freiheit zum Spielen vorhanden sein. In ihren Anstrengungen, Einfluß auf die Gesetzgebung von Chicago und Illinois und später der amerikanischen Bundesregierung zu gewinnen, steht die Einschränkung der gewerbsmäßigen Kinderarbeit und die Einrichtung der ersten Jugendgerichte obenan. Die Nöte der Jugend sind Jane Addams zeitlebens besonders nahe gegangen. Unter ihren eigenen Schriften war ihr ein Buch von 1910 „Der Geist der Jugend in den Großstadtstraßen“ fast das liebste. Sie macht sich darin zum warmen Anwalt der viel gescholtenen Jugend, die, um Traum und Spiel betrogen, in oberflächliche Freuden gedrängt wird, weil die Fürsorge der vorangehenden Generation es nicht verstanden hat, ihren tieferen Bedürfnissen zu bieten, was nottut. In jeder Frau erhoffte sie für die Zukunft eine Sozialarbeiterin, sei es in Organisationen, sei es unmittelbar in der Nächstenhilfe . . .

6. Der Stierkampf in Madrid

Herangewachsen, voll heißen Dranges, in der Welt zu helfen, aber noch ohne sichtbaren Weg, vom Willen zur Tat zu gelangen, macht die 27jährige, die um ihrer Kränklichkeit willen das Medizinstudium hatte aufgeben müssen, eine Reise nach Europa. Am Ostersonntag 1888 besucht die kleine Reisegesellschaft zu fünft einen Stierkampf in Madrid. Die anderen verlassen angewidert das Schauspiel — Jane Addams, die Feinnervige, bleibt bis zuletzt und erträgt den Vorwurf, den man ihr macht. Sie kann in der Nacht darauf schwer einschlafen, die Eindrücke lassen sie nicht los, sie sucht sich klarzumachen, was die Menschen solche Lust an so grausamem Tun empfinden läßt; kommt es nicht darauf an, statt der Gewalt ganz andere Kräfte zu wecken? Muß man nicht damit anfangen, wo sie im Menschen durch wirtschaftliche Gedrücktheit am tiefsten gehemmt oder verschüttet sind? Und da steht plötzlich in ihren grübelnden Gedanken das Einwandererviertel von Chicago in ihrer Heimat vor ihr mit all dem Elend und der hilflosen Verlassenheit seiner entwurzelten Bewohner. Da ist eine Aufgabe; da kann ein

Anfang gemacht werden, die edleren Regungen des Menschenherzens bloßzulegen und zu pflegen, so allmählich das Barbarentum zu zersetzen, das beim Stiergefecht unter der Tünche der Zivilisation zum Vorschein gekommen war.

Am Morgen beichtet sie ihrer Freundin Ellen Starr, die sofort versteht und einschlägt. Hier ist in dieser Stunde Hull House entstanden, das weltberühmte, weltenaufnehmende, weltenversöhnende „Settlement“ in Chicago.

7. Hull House

Dreierlei war der Gründerin klar: sie wußte, was für eine Art Haus, und sie wußte, was für eine Nachbarschaft sie wollte: ein geräumiges Haus in einem Immigrantenviertel mitten unter diesen Verlassensten der Verlassenen; ihnen wollte sie der „gute Nachbar“ sein, der in der Erklärung Luthers zum nötigen „täglichen“ Brot gehört, weil sie landfremd, unterdrückt, von den Reichen ausgenützt waren. Eine Zufluchtsstätte für äußere und innere Not, eine Stätte des Austausches und wechselseitigen Lernens sollte es werden, wobei sie das, was sie lernte von den Männern mit der schwierigen Hand, von den Müttern mit ihrer steten Bereitschaft zum Darben für die Ihren, ihr Leben lang höher einschätzte, als was sie und ihre Mitarbeiter den andern aus dem Schatze ihres geistigen Reichtums zu bieten hatten.

Mitbegründerin wurde, wie sie in Madrid gelobt, die Malerin Ellen Starr. Gut, daß sie warteten, unermüdlich warteten, die Stadt immer neu durchquerten, um persönliche Fühlung mit den Menschen und Einrichtungen der Stadtverwaltung, der Industrie, der Wohlfahrt, soweit es solche damals schon gab, zu nehmen. Sie brauchten das Haus nicht zu bauen. Eines Tages standen sie davor. 800 Halsted Street stand es, groß, anspruchslos im Äußeren, zurückgezogen von der Straße, mit Platz zum Ausbau rundum, innen weiträumig und hell. Ein Bürger Chicagos, bekannt durch seine Güte zu Kindern und seine lebhaften Interessen für soziale Fragen und Strafreform, hatte es sich 1850 erbaut und war 1889 gestorben, eben als Jane Addams am Suchen war. Es wurde ihr zuerst vorübergehend, dann dauernd von den Erben anvertraut. Und es stand tatsächlich im Einwandererviertel, in einem der Elendsviertel, mit dessen Arbeitskräften zum Teil damals die blühende Industrie der Stadt aufgebaut war.

Ein Zentrum für soziales Leben bieten, erzieherische und philanthropische Unternehmungen einrichten und aufrechterhalten sowie die Lebensbedingungen der Arbeiterviertel untersuchen und heben, so bezeichneten die beiden Gründerinnen ihre Absichten bei der rechtlichen Eintragung ihres Heims in das amtliche Register. Und sie hielten, was sie versprochen. Schnell verschwand der Argwohn bei

den ersten Besuchen in der Nachbarschaft; man fühlte die Aufrichtigkeit und Wärme, auch wo man den Willen noch nicht verstand. Bald fanden sich Gäste zu Mahlzeiten, zu Aussprachen ein, in kurzem war ein Kindergarten im Hause; soziale Forschung ergab sich aus dem, was den Mitarbeitern anvertraut wurde, wobei sich die Gesprächspartner nie als die Ausgefragten fühlten. Das Settlement stellt so einen Versuch dar, zur Lösung der sozialen und industriellen Probleme beizutragen, die durch die Lebensbedingungen einer modernen Großstadt geschaffen werden.

8. Der Kehrrichtinspektor

Eine Kette wohlgeprüfter Beschwerden seitens Hull House über Mangel an Hygiene bei der Müllabfuhr endete damit, daß Jane Addams 1894 zum Städtischen Kehrrichtinspektor ernannt wurde, das erstemal, daß eine Frau, ein damals noch nicht stimmfähiger Bürger, eine solche Stellung innehatte. Sie war stolzer darauf, als auf die meisten Ehrungen, die ihr neben dem Friedens-Nobelpreis mit der Zeit zuteil geworden sind. Obwohl sie das Amt nur drei Jahre ausübte, hat sie es stets im „Who is Who“ in der Liste ihrer Tätigkeiten angeführt, ein kleiner Zug, der zeigt, wie vollauf und in jedem Sinne diese Idealistin in der Wirklichkeit wohnte.

9. Das sanfte Gesetz

Dem Übel nicht widerstehen hieß für sie, den physischen Widerstand verschmähnen, um an das Tiefere, das Menschliche heranzukommen und es somit anrühren und erschließen zu können. Es war am Tage der Eröffnung der ersten Kunstaussstellung in Hull House; sie wußte, daß ihre Nachbarn in die vornehmen Museumsviertel sich schwer verirrt, deshalb ließ sie die Kunst in rechter Auswahl zu ihnen kommen. Der Tag war reich besetzt, viele Pflichten riefen Jane Addams, die, wie gewohnt, auch an diesem Tage einige Stunden Hausarbeit selbst verrichtete. Ein paar Lausbuben läuten plötzlich einmal ums andere an der Vordertür, um zu verschwinden, wenn die Besitzerin hinunterkommt. Trotzdem geht sie jedesmal aufs neue, ein krankes Kind in ihrem Arm, und jedesmal, so denkt eine Besucherin, ist die Gütige die Genarrte. In guter Absicht geht diese beim nächsten Klingelzug den Buben nach und fertigt sie handgreiflich ab, um Jane endlich zu schützen. Sie aber, als sie es erfährt, ist traurig darüber: „Sie haben meine Arbeit zurückgeschraubt“, sagte sie, „vielleicht um Jahre. Die Buben waren dabei zu lernen, was es heißt, dem Übel nicht mit Gewalt zu steuern.“

10. Die Schinkenärmel

Unsere Freundin hatte jung Tolstojs Schriften gelesen, sie fühlte dunkel eine innere Verwandtschaft mit ihm, bewunderte seinen für seine Lebensumstände unerhörten Versuch, in die richtige Beziehung

mit der untersten Menschenschicht zu gelangen, aber die getreue innere Stimme, die sie fast nie im Stich ließ, warnte sie vor einseitiger Gefolgschaft. Auch hier muß sie, wie beim Stiergefecht in Madrid, zu Ende denken, selber sehen und urteilen. Das ist ihr eine Reise nach Rußland wert. Die Unterredung auf Jasnaja Poljana, dem Gut des Grafen, wo er seine Schule für die umliegenden Dörfer unterhielt, führte sicherlich in die Tiefe und hat beide bereichert. Charakteristisch für sie beide war dabei eine Bemerkung am Außenrande ihres Gespräches. Es war zur Zeit, als die Schinkenärmel „Mode“ waren. Tolstoj zupft an der Stoffüberfülle an Jane Addams' Arm. „Davon könnte man ein Kinderkleid machen“, sagte er und fragt, ob sie sich damit nicht dem „Volk“ entfremde. Nein, muß er erfahren, im Gegenteil, die Mädchen in ihrer Nachbarschaft in Chicago tragen weitere Ärmel als sie — unterstrichene Ablehnung der Mode würde eine Schranke zwischen ihr und ihnen aufrichten.

11. Quäkertum

1681 hat William Penn, der zum Quäker gewordene englische Admiralssohn, einem Robert Addams aus Oxfordshire in England ein Stück Land in der von ihm vorbereiteten Siedlung in Pennsylvanien verliehen. Die Addams haben bis zu Janes Vater John Addams die Quäkertradition weitergeführt. Dieser selbst hatte sich von den kultischen Formen der Vorfahren gelöst und seinen Kindern die Wahl ihres Bekenntnisses nach erlangter Reife überlassen, aber er stand in der gleichen Gesinnung, und seine Tochter zählte sie zu den bestimmenden Mächten in ihrem Leben, mehr als die übrige Familie es haben wollte.

Unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg schloß sie sich mit Freuden einer Quäkerdelegation an, die sich als Botschafter guten Willens nach Berlin begab. Es war eine Fahrt ins Ungewisse: die Berliner Bevölkerung in tiefster Niedergeschlagenheit, zerspalten in leidenschaftlichen Kämpfen für und gegen die Annahme des Versailler Friedens, für und gegen die neue republikanische Staatsform, noch vor wenigen Tagen zwischen den Gefahren des Einmarsches der Alliierten und des Ausbruchs erbitterten Bürgerkriegs hin- und hergerissen, das war die Situation in jenen Sommertagen. Am 6. Juli 1919 trafen über Köln die ersten englischen Quäker, am 7. Juli die amerikanische Delegation mit Jane Addams ein, die ersten Privatpersonen aus den Ländern der Alliierten mit offiziellen Pässen für Deutschland. Die Schreiberin dieser Zeilen, die im Kriege das Berliner Hilfswerk für die „Internierten Feinde“ geleitet hatte, konnte ihrer Botschaft des guten Willens die Wege ebnen helfen. Noch ohne bestimmte andere Absicht kamen sie, um durch ihr Dasein als „Nachbarn“ sich dahin zu stellen, wohin ihr Herz und ihr Rechtsgefühl sie wies, so wie einst die junge Jane Addams nach Halsted Street gekommen war — und sie wurden, nach erstem Befremden, verstanden, erwarben Vertrauen, bauten Brücken und fügten Hände

zusammen, wie es einst in Chicago geschehen war. Die unvergeßliche mehrjährige Hilfsaktion der Quäkerspeisung für 1½ Millionen unterernährter deutscher Kinder ist aus dieser ersten Erkundungsfahrt hervorgegangen!

12. Kindergarten und Negerviertel

Als dann 1928 die Verfasserin in Hull House ihren Gegenbesuch machen durfte, galt der erste Gang im Hause dem Kindergarten, der zweite den kunstgewerblichen Werkstätten der Kinder, den beiden Lieblingsschöpfungen der Gründerin. Nie vergesse ich, wie sie bei jedem Stück, das ich in der keramischen Werkstätte in die Hand nahm, etwas Charakteristisches vom Wesen des Jungen oder Mädchens zu erzählen wußte, das es hergestellt, das sich darin ausgedrückt hatte; wie sie sich der kleinen Unregelmäßigkeiten freute, die den individuellen Ursprung und Wert verrieten, und wie liebevoll ihre Hand noch einmal über die gebrannte Schale strich, die sie mir schenkte, und die Gabe dadurch unbewußt zur Kostbarkeit machte, daß ich fühlte, sie trennte sich schwer davon, besser gesagt: sie trennte das Werkchen ungern von Hull House, dem sozialen Mutterboden, dem es entsprossen.

Und auf der Ausfahrt, für die sie sich einen ganzen Nachmittag freimachte, waren es zwei Komplexe von Chicago, die dem Gaste außerhalb der geliebten Nachbarstadt im Ausländerviertel von innen und außen zu zeigen ihr am Herzen lag: die Universität und das Negerviertel. Die Stätte der Forschung und des Wahrheitsdienstes, mit der Hull House immer mehr sich zu sozialpädagogischen Aufgaben verbunden hatte, und die Straßenzüge, in denen das Negervolk Chicagos, wenn auch nicht mehr zwangsmäßig dorthin verbannt, in der Gemeinschaft untereinander den Ausgleich für das suchte, was die Mehrheit der weißen Mitbürger ihm noch immer an menschlicher Brüderlichkeit versagte; beide dünkten sie gleich geeignet, der Besucherin für die Mitschwester auf dem europäischen Kontinent die Botschaft mitzugeben, wieviel noch zu tun bleibe — für Frieden und Freiheit.

13. Abschied

Vor ihrer Bestattung — 1935 — legten Arbeiter, die zu Tausenden ihr auf dem Wege zur Fabrik den letzten Gruß entboten, die Essensträger beiseite und standen andächtig dankbar vor ihrem Sarge. Einer von ihnen, ein Grieche, als er hörte, daß sie nicht, wie er gemeint hatte, „von Staats wegen“ noch nach den Riten einer bestimmten Kirche begraben wurde, nickte beifällig. „Sie nicht ein Volk allein, sie nicht nur eine Religion“, sagte er in seinem gebrochenen Englisch. „Sie alle Völker, sie alle Religionen.“

Elisabeth Rotten

Wenn die Zeit erfüllet ist . . .

Wenn die Zeit erfüllet ist, in der dem Kinde die gebührende Achtung geschenkt und seine unendlichen Möglichkeiten entwickelt werden, dann mag ein Menschentyp erstehen, für den es keiner Ermutigung zur Abrüstung und zum Widerstand gegen den Krieg bedarf, weil dann seine Natur so beschaffen sein wird, daß der Mensch den Zustand der Entwürdigung und der moralischen Verderbtheit nicht ertragen könnte, der die Teilnahme am Kriege möglich macht.

So müssen die Pflegerinnen und Erzieherinnen des Kindes der Stoßtrupp im Kampf für den Frieden werden!

Maria Montessori

Friede

Jeder hat's gehabt,
keiner hat's geschätzt,
jeden hat der süße Quell gelabt,
o wie klingt der Name F r i e d e jetzt!

Klingt so fern und zag,
klingt so tränenschwer,
keiner weiß und kennt den Tag,
jeder sehnt ihn voll Verlangen her.

Sei willkommen einst,
erste Friedensnacht,
milder Stern, wenn endlich du erscheinst
überm Feuersdampf der letzten Schlacht.

Dir entgegen blickt
jede Nacht mein Traum,
ungeduldig rege Hoffnung pflückt
ahnend schon die goldne Frucht vom Baum.

Sei willkommen einst,
wenn aus Blut und Not
du am Erdenhimmel uns erscheinst,
einer andern Zukunft Morgenrot!

Hermann Hesse (Oktober 1914)

Die Magd

Ein grünes Kleid, ein rotes Blut —
wie eigen das im Herbst tut.

Es fegt im Mittagssonnenschein
die junge Magd die Stiege rein.

Die gelben Blätter haschen sehr
um ihren schnellen Besen her.

Sie lächelt leise vor sich hin,
als ging ihr etwas durch den Sinn.

So wie die Blätter, rasch und kraus ...
und lächelnd geht sie in das Haus.

Hermann Claudius

Unglückstag im Haushalt

Will ich in mein Gärtlein gehn,
will mein Zwiebeln gießen,
steht ein bucklicht Männlein da,
fängt als an zu niesen.

Will ich in mein Küchel gehn,
Will mein Süpplein kochen,
steht ein bucklicht Männlein da,
hat mein Töpflein brochen.

Will ich in mein Stüblein gehn,
will mein Müslein essen,
steht ein bucklicht Männlein da,
hat's schon halb gegessen.

Will ich auf mein Boden gehn,
will mein Hölzlein holen,
steht ein bucklicht Männlein da,
hat's schon halb gestohlen.

Will ich in mein Keller gehn,
will mein Weinlein zapfen,
steht ein bucklicht Männlein da,
tut mir'n Krug wegschnappen.

Setz ich mich ans Rädlein hin,
will mein Fädlein drehen,
steht ein bucklicht Männlein da,
läßt mir's Rad nicht gehen.

Geh ich in mein Kämmerlein,
will mein Bettlein machen,
steht ein bucklicht Männlein da,
fängt als an zu lachen.

Wenn ich an mein Bänklein knie,
will ein bißlein beten,
steht ein bucklicht Männlein da,
fängt als an zu reden:

Liebes Kindlein, ach ich bitt,
bet fürs bucklicht Männlein mit!

Volkslied

Bausteine zum Berliner Pestalozzi-Fröbel-Haus in dem Entwicklungsgang seiner Gründerin

Die älteste Tochter des Pfarrers Breymann in Mahlum, einem braunschweigischen Dorfe, schien sich hier nach Beendigung ihrer Schulzeit zu ganz etwas anderem zu entwickeln, als die Mutter ihr vorlebte. Der Vater zumal suchte bei Henriette die Tugenden vergebens, die er an seiner Frau so hoch schätzte: den Gleichmut des Temperaments, die Sorgfalt und Treue im Kleinen, die Tüchtigkeit in allen häuslichen Dingen. Gerade an ihnen vermochte die Tochter kein Interesse zu finden; die täglich wiederkehrenden Pflichten des Haushalts vernachlässigte sie; und da die Mutter sie lieber selbst erledigte als die von Kindheit an leicht kränkelnde Tochter zu zwingen, brachte sie der Vater nach zwei Jahren in die Familie des Onkels Fritz nach Sachsen, in dessen großer ländlicher Wirtschaft sie kräftig im Hause zugreifen lernen sollte.

Hier nahm man bewußt weniger Rücksicht auf ihre Gesundheit, es wartete ihr niemand auf, sie mußte andere bedienen, wobei ihr nach eigenem Bekenntnis mancher Seufzer entschlüpft ist, denn sie ließ sich nicht gern etwas sagen. Sie bemühte sich zwar, der Hausordnung und den Arbeitsansprüchen zu genügen; aber es blieb im besten Fall doch spielerisch. „Oh, ich bin einmal glücklich heut

abend, ich habe eine Kuh bis auf ein Tassenköpfchen voll ausgemolken", liest man im Reichenbacher Tagebuch. So kehrte sie zwar mit roten Wangen, blühend und auch mit einem Herzen voll guter Vorsätze nach einem Jahr ins Vaterhaus zurück, aber Wesentliches war nicht geändert. Zwar das Kochen machte ihr jetzt Freude, weil sie besser als die anderen dem Essen Wohlgeschmack zu geben verstand und dies ihre Eitelkeit nährte; sollte sie jedoch Feuer anzünden, Kartoffeln schälen, einen rußigen Topf reinigen, dann hatte ihre Umgebung den Genuß einer Komödie, wobei das Mienenspiel die Hauptsache war. Die Mutter fühlte allmählich heraus, worin diese Unlust begründet sein könne. Sie wußte, daß ihre Tochter mißmutig war bei allem Tun, bei dem sie sich nichts denken konnte; und da sie selbst sich nicht in der Lage sah, ihr den tieferen Hintergrund der ihr selbstverständlichen Hausfrauenpflichten zu erschließen, schlug sie Henriette vor, es bei einem anderen Onkel Fritz zu versuchen, der in Keilhau in Thüringen in einer Art Landerziehungsheim seiner neuen Idee der Kindererziehung und Frauenbildung lebte.

Friedrich Fröbel, der Gründer der Anstalt, hatte vor Jahren bei einem Besuch in Mahlum die Mutter als „liebe Muhme" begrüßt; Klein-Henriette hatte sich damals unter dem ihr bis dahin unbekannt gebliebenen Worte unbestimmte, vermummte Gestalten in faltenreichen, fließenden Gewändern vorgestellt, und diese Vorstellung geheimnisvollen Waltens war seitdem mit allem verbunden, was sie von dem Oheim und seinen vielfach angefeindeten Unternehmungen daheim gehört oder gelesen hatte. Jetzt, im wildbewegten Sommer 1848, standen sie sich im stillen Keilhau gegenüber.

„Ich kenne dich schon, mein Kind, aus euren Briefen", und sein Blick ruhte lächelnd auf ihr, „habe Vertrauen zu mir!" Und sie sagte dem greisen Oheim alles, konnte ihm alles sagen, was bisher zum Teil unbewußt ihr Herz in dem unruhigen Wechsel „zwischen schönem Schwärmer und jämmerlichem Tun" bedrückt und ihr Wesen oft so unleidlich gemacht hatte. Als sie innerlich tief bewegt schwieg, schloß er sie in seine Arme. „Mein Kind, dein Geist ringt nach Klarheit, sucht seine Arbeit." Und er zeigte ihr, daß jedem seine Stelle auf Erden angewiesen ist, wenn er sie nur erkennen will. Sie stand an einem Wendepunkt ihres Lebens. Denn plötzlich sah sie ein bestimmtes Ziel: sich ganz den Lehren des Oheim zu widmen, die Pflege der Kinderseele zu ihrem Beruf zu machen, einem Beruf, der ihr das Recht gibt, zu denken und sich vielseitig auszubilden, ihr auch ermöglicht, den Unterhalt selbst zu erwerben. Umgekehrt war auch Fröbel von diesem ersten Eindruck recht angetan. „Sie ist bestimmt eine von den Unsrigen", äußerte er unmittelbar nach der Aussprache einer Mitarbeiterin gegenüber, „schon ihre Art, sich zu kleiden, drückt mir ihr Inneres aus." Sie trug zufällig an dem Tage ein blau und weiß gestreiftes Kleid, und blau war des Onkels Lieblingsfarbe. Die

Taille, blusenartig gemacht, schloß um den Hals mit einer Spitzenkrause und einer blauen Atlasschleife ab, so wie eine solche auch am Gürtel und in der Mitte der Taille angebracht war. In jeder dieser Schleifen steckte eine silberne Nadel mit einem Knopf in Würfelform, und diese hatte Fröbel besonders erfreut, denn der Würfel war ein Teil von Fröbels Symbolen für den Grundgedanken seiner Erziehung: die Vermittlung der Gegensätze. „Er stellt diese Idee bildlich dar in der zweiten Spielgabe für das Kind: Kugel, Walze und Würfel“, so setzte jene Mitarbeiterin erläuternd hinzu; der neuen Schülerin blieb dabei noch manches dunkel und geheimnisvoll, sie mußte an das Muhmenhafte ihrer kindlichen Vorstellung vom Oheim zurückdenken.

Einiges wurde ihr dann schon klarer auf der großen Erzieherversammlung, die im gleichen Sommer auf Einladung Fröbels im nahen Rudolstadt zusammenströmte. Dort wurden die neuen Spiele vorgeführt, und Henriette schrieb in ihrem Notizbuch nieder, was der Oheim dabei den Zuschauern erklärte. Am Beginn führte er ein kleines Mädchen mit seiner Mutter an einen Tisch, auf dem verschiedene der von ihm erfundenen Beschäftigungsmittel standen, mit denen alsbald das Kind ganz unbefangen baute. Und Henriette notierte: „Das Kind bildet sich nicht allein durch Lehren, sondern mehr durch Schaffen; der Tätigkeitstrieb ist der Trieb zu aller Entwicklung.“ Darauf führte Fröbel die Versammlung aus dem Familien- ins Gemeindeleben, indem er die größeren Kinder mit Gesang in den Saal ziehen und unter Leitung der von ihm ausgebildeten **Kindergärtnerinnen** spielen ließ. Dabei hielt unsere aufmerksame Hörerin folgende Gedanken fest: Die Bewegungsspiele sind ihm sehr wichtig als Symbol von Gedanken, die freilich die Kinder als solche noch nicht ganz bewußt fassen können. Zum Beispiel deutet er ein Kreisspiel, bei dem ein Kind in der Mitte steht, dahin, daß die größte Verschiedenheit sich einen kann, wenn sich alles auf einen Mittelpunkt bezieht. Durch solche sinnigen Darstellungen will er der Harmonie im Menschen den Weg bereiten. Durch sie werden die Grundtätigkeiten der Seele: Wille, Verstand und Gemüt angeregt und durch die Bewegung der Glieder, durch Lied und Rhythmus in die Tat umgesetzt. Aus eigener Erfahrung hat die Schülerin später bei Ausarbeitung dieser Bruchstücke hinzugesetzt: „Wie selten stehen in der Tat körperliche und geistige Tätigkeit im rechten Einklang, es neigt sich der Mensch meist ganz zu der einen oder anderen Seite. Wie höchst notwendig ist doch für die rechte Frau Vereinigung der häuslichen und geistigen Arbeit! Fröbels Spiele scheinen mir dazu gemacht, diesem Mangel Einhalt zu tun. Das Kind entdeckt allmählich in der passenden Bewegung oder Betätigung die praktische Ausführung einer Idee. So verschmelzen Körper und Geist zur Harmonie.“

Als in der Rudolstädter Debatte der Einwand gemacht wurde, woher die Frauen zu nehmen seien, welche imstande wären, solche Lehren zu verstehen und auszuführen, erwiderte Fröbel: „Als Napoleon tüchtige Generäle brauchte, fand er sie; so werde ich tüchtige Gärtnerinnen finden, wenn man mir nur Gärten gibt.“

Mit Stolz berichtete Henriette den Ihrigen in Mahlum, daß nach bewegter Diskussion schließlich doch folgende Resolution die Mehrheit gefunden habe: „Die deutschen Regierungen sollen ersucht werden, die Idee der Kindergärten in ernste Erwägung zu ziehen und mit Benutzung des reichen Fröbelschen Beschäftigungsstoffes die Gründung von Kindergärten sowie die Bildung von Kindergärtnerinnen — wo nötig auch durch Geldmittel — zu fördern.“ Das zweite große Erlebnis dieser Keilhauer Ausbildungszeit blieb die Gewißheit, daß die Männer dieses Kreises bereit und fähig waren, in der Frau den ebenbürtigen Menschen, die gleichberechtigte Mitarbeiterin zu sehen.

Fröbel selbst freilich ist in den folgenden Jahren von Staats wegen — namentlich in Preußen — keineswegs gefördert, sondern sogar in seinen Bestrebungen durch Verbote unterdrückt worden. Seine Schülerin Henriette Breymann aber hatte das Glück, das Gelernte und als richtig Erkannte im geräumigen Pfarrhaus zu Watzum am Elm, wohin der Vater inzwischen versetzt war, wenigstens im erweiterten Familienkreise zu verwirklichen. Ein 1854 geschriebener Entwurf des hier üblichen Tagesverlaufs hat sich erhalten: Im Sommer wird um 5 Uhr, im Winter um $1\frac{1}{2}$ Uhr geweckt; in der helleren Jahreszeit werden zunächst die Arbeiten für die Lehrstunden gemacht, während sie im Winter nach dem Kaffee von 4 bis 6 Uhr verlegt werden. Um 7 Uhr wird das Frühstück eingenommen. Nachdem Tassen und Teller gespült sind, beginnt der Unterricht. Er hat den Zweck, die Lücken auszufüllen, welche etwa die Schulbildung gelassen hat, besonders aber die Mädchen für alles Große und Schöne empfänglich zu machen, eitles Schlagwortwissen zu verbannen, vielmehr zum selbständigen Denken und Verarbeiten des Gebotenen anzuleiten, damit, was sie aufnehmen, auch ihr eigen werde und so seine Wirkung auf das Leben selbst fruchtbar macht. — Von 10 Uhr an werden die Mädchen unter Anleitung der Mutter in das Hauswesen, besonders in die Küche eingeführt. Diese häuslichen Geschäfte werden in Gruppen verteilt, so daß jede von ihnen eine Küchen-, Tischdeck- und Stubenwoche durchmacht. — Am Nachmittag wechseln Spaziergänge, Spiele und Handarbeiten miteinander ab, beim Nähen wird öfter vorgelesen. Nach dem Abendessen wird gesungen, musiziert, Theater gespielt oder sonst etwas vorgenommen, das zur Unterhaltung und Freude dient. 10 Uhr ist die Zeit des Schlafengehens. „Unser Zusammenleben hat den Zweck im Auge,

die Mädchen zu befähigen und zu vervollkommen für ihren von der Natur gewiesenen Beruf: Pflegerin des Häuslichen, die leitende oder helfende Hand in der Sorge für der anderen leibliches und gemütliches Wohl, Erzieherin der Kleinen in der eigenen Familie oder der ihnen sonst anvertrauten Kinder zu sein. Wir möchten sie auch hinweisen auf das Elend und Unglück außerhalb eines glücklichen Familienkreises, damit wir uns nicht selbstsüchtig in demselben abschließen, sondern da draußen trösten und helfen nach unseren Kräften."

Bald wurde denn auch ein Kindergarten für die Dorfjugend von Watzum gegründet, wobei der feste Wille, das Gute zu tun, recht erfinderisch machte. Eine Nähsschule für die größeren Dorfkin- der und eine Sonntagsschule für alle traten hinzu. Unter Leitung von Henriettens Schwester Marie wurde der Chorgesang besonders gepflegt; auch der Gottesdienst in der Dorfkirche erfuhr eine Bereicherung durch den Pensionschor. An besonderen Festtagen stellten sich viele Dorfbewohner, die sonst für kirchliche Vorgänge nicht empfänglich waren, beim Gottesdienst ein, „wo die Fräuleins wie die lieben Engelein singen". — Im Winter wurde Henriettens geschickt fließende Feder oft in Anspruch genommen, um leichtere Theaterstücke dem Können der Zöglinge und den gegebenen Möglichkeiten anzupassen. Auch an Szenen aus den klassischen Dramen wagte man sich, wenn auch mit Zagen; denn diese Proben wurden von der Regisseurin sehr ernst genommen. Um ihren künstlerischen Ansprüchen zu genügen, mußte man durch ein Fegefeuer der Kritik in bezug auf Kleidung, Gebärde und Sprache gehen. Denselben hohen Maßstab legte sie an ihren eigenen Unterricht; sie möchte selbst gern bei einem tüchtigen Lehrer, der den Stoff vollkommen beherrschte, die Praxis studieren. „Oh, dieses Glück habe ich nicht genossen", schrieb sie an ihren Bruder in seiner Universitätsstadt, „ist es etwa leicht, Karl, aus der Menge des Wissens das Rechte herauszufinden für unsere Mädchen von 14 bis 16 Jahren? Es ist mir noch immer nicht geglückt, die verschiedenen Zweige zu einem Ganzen abzurunden, so daß eine Stunde der anderen diene, und das Gehörte Fleisch und Blut bei ihnen werden könnte." Trafen die Brüder in den Ferien in Watzum ein, mußte der angehende Mediziner die Elemente der Physiologie vortragen, der zur Schweigsamkeit neigende Bildhauer Modellierstunden geben und sein redseliger Studienfreund die kunsthistorischen Vorträge übernehmen, Karl, der Kandidat der Theologie, sie vertreten, wenn sie zur Abhaltung von Fröbelkursen ins Ausland nach Brüssel oder nach Genf gerufen wurde.

So war das kleine Unternehmen zu einer unerwarteten Blüte gediehen; mit 20 jungen Mädchen im Pfarrhaus und 12 erwachsenen Fröbelkursistinnen, die im Dorfe wohnten, war nun aber auch die äußerste Grenze erreicht, zumal auf die alternden Eltern mehr und mehr Rücksicht genommen werden mußte.

Der nächste Schritt auf dem Wege war die Verlegung der Anstalt auf ein 10 Morgen großes Grundstück in der Gärtner-, Beamten- und Schulstadt Wolfenbüttel; ein darauf stehendes Gärtnerwirthshaus wurde zum Wohn- und Schulhaus umgebaut. Eine Freundin traf die Vorsteherin in dieser Übergangszeit in Neu-Watzum, wie man das Institut pietätvoll nennen wollte, unter Schutt und Staub, von Tapetenmustern umgeben, vor einer großen Schüssel Bohnen schnitzelnd an; auf der Fensterbank lag neben ihr Fröbels Buch über Menschenerziehung. An einige Sätze daraus, über die sie gerade nachgesonnen hatte, knüpfte sich eine klärende Unterhaltung. Das Einweihungsfest, in dessen Mittelpunkt lebende Bilder aus dem deutschen Frauenleben standen, bezeichneten Henriette und Marie als ihre Hochzeit; lange verlobt mit der Idee, waren sie nun mit ihr vermählt. Sie im neuen städtischen Wohnort zu verbreiten, wurde mit der Zeit der Sonntagnachmittag zu einem Empfangstag für interessierte Besucher, die in den Sommermonaten in dem großen, von Schülerinnen bearbeiteten und gepflegten Garten Platz nahmen, während im Winter die Flügeltüren des Mittelzimmers geöffnet wurden und so den Gästen ein heiterer Anblick der sonntäglich geputzten Jugend in den Lehrzimmern geboten wurde, die, wohnstubenhafte möbliert, die Flucht der Empfangsräume vergrößerte. Bei solchen Gelegenheiten war es selbstverständlich das Amt der jungen Mädchen, für Bewirtung und Unterhaltung der Besucher zu sorgen. Vorträge, die Henriette auf Wunsch in der Stadt über die Fröbelsche Erziehung hielt, führten 1866 zur Gründung eines Vereins für Erziehung, der mit Genehmigung des Hofmarschallamts im alten Wolfenschoß einen Kindergarten für die Kinder der Stadt und eine Versuchsklasse für Schulanfänger unterhielt.

Je mehr das Interesse der Öffentlichkeit daran zunahm, je größer der Mitarbeiterkreis in den von Jahr zu Jahr wachsenden Schloßanstalten wurde, desto mehr drohten die ursprünglichen Absichten sich mit dem Üblichen zu vermischen und so Einheitlichkeit und Reinheit zu verlieren. Für manche bittere Enttäuschung jedoch wurde die Gründerin in den nächsten Jahren entschädigt durch den persönlichen und schriftlichen Verkehr mit einem der Vorstandsmitglieder jenes Vereins, einem ausgesprochenen Menschenfreund, der schon immer das Geschick der wirtschaftlich Schwächeren in gemeinnützigen Unternehmungen zu fördern versucht hatte. Ein damals erschienenenes Sammelwerk über das Armenwesen hatte auf den Freund praktischer Sozialpolitik Eindruck gemacht. Unter Anknüpfen an ein Gespräch am Vortage über die Veröffentlichung einiger von Henriette geschriebener Aufsätze schlägt er ihr vor, den engsten Kreis ihrer Gesinnungsfreunde zu einer ähnlichen Gemeinschaftsarbeit über Erziehung anzuregen; aufs tiefste beglückt antwortet sie: „Wie neu, wie wunderbar berührte es mich, daß einmal ein anderer Pläne überlegt zur

Verwirklichung von Ideen, die mein Leben ausmachen!" Man liest und durchdenkt gemeinsam und deshalb doppelt fruchtbar Schriften sozialpädagogischen Inhalts, etwa die von Pestalozzi; wer dessen Volksroman „Lienhard und Gertrud“ kennt, spürt sicher das Echo in den Briefsätzen: „Glauben Sie mir, wenn wir junge Mädchen dazu erziehen, mit wirklicher Liebe für die Kleinen, die nicht ihr eigen sind, zu arbeiten, so erwecken wir in ihnen das instinktive Gefühl der Mütterlichkeit.“ Klarer und klarer zeichnen sich in solchem Gedankenaustausch, der heute Hunderte von Druckseiten füllt, die Wege ab, auf denen die Frau, auch wenn sie nicht heiratet, „zur Mutter der menschlichen Gesellschaft“ zu werden vermag. Es scheint den beiden eine verpflichtende Zukunftsaufgabe zu sein, die einzelnen Tätigkeiten, die in dem natürlichen Beruf der Hausfrau und Mutter keimhaft beschlossen liegen, sach- und fachgerecht zu öffentlichen Berufen zu entwickeln, damit auch die ledig bleibenden Frauen in auskömmlichen und zugleich verantwortungsvollen Stellungen ihren Platz in der menschlichen Gesellschaft finden können, sei es in der Jugendwohlfahrtspflege als **Kindergärtnerin** oder **Hortnerin**, sei es in der Gesundheitsfürsorge als **Krankenpflegerin** oder auch als **Hauswirtschaftsleiterin**. In einer von beiden gemeinsam verfaßten Broschüre ist der schöne Begriff vom Stand der Volkserzieherin geprägt worden! Als die zwei so an- und miteinander gereiften Menschen 1872 den Ehebund schlossen und nach der Berufung des Gatten — Karl Schrader — zum Leiter der Berlin-Anhalter Bahn in die Hauptstadt des neuen Kaiserreiches übersiedelten, nutzten sie die Möglichkeit, das, was in Keilhau, Watzum und Wolfenbüttel in kleinerem Maßstab Baustein um Baustein war, im Großen zu verwirklichen. Sie gründeten als Krönung dieses Lebenswerkes das Pestalozzi-Fröbel-Haus, das seitdem so vielen Mädchen und Frauen Ausbildung und Berufe gegeben hat und noch gibt. Der heutige gewaltig erweiterte Gebäudekomplex in Berlin W 30 liegt bezeichnender- und ehrenvollerweise in der Karl-Schrader-Straße!

Bearbeitet von Wilhelm Blume nach den von Mary J. Lyschinska in 2 Bänden herausgegebenen Briefen und Tagebüchern.

Gemeindeschwester Olwen Davies

Ein Erlebnis

Olwen Davies war erst zweiundzwanzig, als sie frisch vom Ausbildungskursus weg als Gemeindeschwester im Bezirk von Tregenny, einer in rauher Gebirgsgegend gelegenen Bergarbeiterstadt in Südwales, angestellt wurde. Ein unfreundliches, spärlich möbliertes Zimmer in der einzigen Straße war ihre Behausung. Die Einwohner lebten von der Welt abgeschlossen, waren vielfach untereinander versippt und zeigten der Fremden abweisende Mienen.

Trotz des frostigen Empfangs stürzte sich Schwester Olwen mit Feuer-eifer in ihre Arbeit. Bei jedem Wetter wanderte sie über die öden Bergpfade, besuchte die Kranken, pflegte die wenigen Patienten in der kahlen Klinik, die das Gesundheitsamt nur notdürftig eingerichtet hatte. Es ging primitiv dabei zu. Der einzige amtierende Arzt, Dr. Gallow, träg, unfähig und dem Trunke ergeben, leistete ihr keine Hilfe. Mehr als einmal mußte die junge Krankenschwester angesichts der ständigen und entmutigenden Schwierigkeiten die Versuchung niederkämpfen, ihre Stellung aufzugeben.

Gegen Ende ihres ersten Sommers brach in Tregenny eine heftige Scharlachepidemie aus. Als Schwester Olwen Dr. Gallow um seine Anweisungen zur Eindämmung der Epidemie bat, erhielt sie nur einen mürrischen Verweis von ihm. Solche Ausbrüche seien nichts Ungewöhnliches in Tregenny; was in Gottes Namen könne man tun als die Kranken verarzten und die Heimsuchung mit Geduld ertragen? Die junge Krankenschwester empfand diese Antwort als Herausforderung an ihr eigenes Gewissen. Sie sammelte Proben der Milch, des Brunnenwassers und was sonst noch in Frage kam und schickte sie an das Gesundheitsamt in Cardiff. Achtundvierzig Stunden später kam telegraphisch der Bescheid, die Scharlachinfektion sei auf die Milch aus Morgans Molkerei zurückzuführen und die Molkerei bis auf weiteres zu schließen.

Ein Sturm des Unwillens über eine solche „Einmischung“ erhob sich. Idwal Morgan, der Besitzer der Molkerei, ein in Tregenny hochgeachteter Mann, Vorsitzender des Schulausschusses und Diakon der Kirchengemeinde, vermochte seine Empörung nicht zu zügeln. Als er Schwester Olwen auf der Straße begegnete, überschüttete er sie mit zornigen Vorwürfen und erklärte rundheraus, er werde dem Verbot zum Trotz auch weiterhin seine Milch an die Bevölkerung von Tregenny ausgeben.

Es sah böse aus für die junge Krankenschwester, und wer weiß, wie es noch geendet hätte, wenn nicht plötzlich Morgan selber vom Scharlachfieber übermannt worden wäre. Als Junggeselle, schon ziemlich bei Jahren, hatte er niemanden, der für ihn sorgte, außer einem uralten, halbblinden Knecht, und dabei hatte es ihn, wie es meistens geht, wenn Erwachsene von Scharlach befallen werden, besonders arg gepackt.

Als Schwester Olwen zu ihm kam, wälzte er sich in Fieberphantasien im verdunkelten Zimmer in seinem Bett. Rasch ging sie ans Werk. Sie wusch ihn erst, wechselte die Laken, machte das Bett, spülte ihm den Mund, gab ihm seine Medizin, schrieb seine Temperatur auf, lüftete das Zimmer und stützte ihm den Rücken mit Kissen. Dann brachte sie ihm aus der Küche einen Napf mit kräftiger Brühe. Mit einer letzten Anordnung an den alten Molkereiknecht nahm Olwen ihre Handtasche und machte sich auf den Weg zu ihrem nächsten Patienten. Es war ein harter Kampf, aber zu guter Letzt kam Morgan

doch über den Berg. Als er wieder leidlich bei Kräften war, folgte er mit den Blicken allen Bewegungen der jungen Schwester, wenn sie im Zimmer hin und her hantierte. Wortkarg, wie er war, redete er nur wenig, aber Olwen fühlte seine Dankbarkeit. Und als er ihr bei ihrem letzten Besuch warm die Hand drückte und verlegen eine Abbitte murmelte, da wußte sie — und es huschte etwas wie ein Siegesgefühl durch ihr Herz —, daß er nicht länger ihr Feind war.

Sobald Morgan außer Bett und außer Haus war, erzählte er freimütig, was sie für ihn getan hatte. Er gestand ehrlich ein, daß er im Unrecht gewesen sei. Schwester Olwen fühlte bei ihrer Arbeit, wie ihr die allgemeine Achtung langsam, aber sicher zuströmte. Sie wurde nicht mehr mit finsternen Blicken und feindseligem Schweigen empfangen. Die Menschen öffneten ihr Türen und Herzen. Bald kamen die Kinder auf dem Schulweg quer über die Straße gelaufen, um sie zu begrüßen; die Bergleute, die aus der Grube heimkehrten, lächelten ihr zu, und die alten Frauen luden sie zu einer Tasse Tee und frischgebackenem Kuchen am Kamin ein.

Dann, gegen Ende dieses Jahres, trat ein großes Ereignis ein — ein örtlicher Ausschuß, mit Idwal Morgan an der Spitze, machte ihr ein wind- und wetterfestes Dreigangfahrrad zum Geschenk. Es kostete die wackere Gemeinde keine geringe Anstrengung, denn die Zeiten waren schlecht in dem Tal, viele Gruben arbeiteten nur mit halber Schicht, und die Groschen, mit denen ein jeder seinen Beitrag zu bestreiten hatte, waren verzweifelt knapp. Aber für Olwen, die jetzt von der Mühsal befreit war, ihre tägliche Fünfzehnkilometerrunde zu Fuß pilgern zu müssen, bedeutete es eine unschätzbare Gabe.

Dieses Fahrrad war es, auf dem ich Schwester Olwen daherkommen sah, als ich bei einem Krankenbesuch zum erstenmal mit ihr zusammentraf. Sie war damals dreißig Jahre alt, von großer, kräftiger Gestalt und machte den Eindruck einer reifen Frau. Der feste, freimütige und eindringliche Blick ihrer klaren grauen Augen verriet eine redliche und ernste Seele. Unmittelbar nach Abschluß des Studiums als Nachfolger Dr. Gallows eingetroffen, fühlte ich mich recht nervös in meiner Unerfahrenheit, aber vom ersten Augenblick an — und hernach immer wieder — verlieh ihre Gegenwart mir Sicherheit. Vielleicht lag das an der Art, wie sie am Krankenbett stand, wie sie mir ein Instrument oder Verbandzeug reichte und mir leise Mut zusprach, wenn sie mir anmerkte, daß ich nicht recht aus und ein wußte, oder mich mit einem ruhigen, beifälligen Blick belohnte, wenn ich etwas gut gemacht hatte. Oft, wenn wir in den Mitternachtsstunden in der beengten Dachkammer eines armseligen Hauses arbeiteten und um ein Menschenleben kämpften, bewunderte ich ihre Seelenstärke und Geduld. Wurde sie bei einem Grubenunfall herbeigerufen, war sie dank ihres unentbehrlichen Fahrrades immer schon vor mir zur Stelle und stand ruhig und guten Mutes neben den Krankenträgern am Schachteingang bereit, bei dem Rettungswerk unter Tage mitzuhelfen. Ihre ihr völlig

unbewußte Selbstlosigkeit schien vor allem der Grundton ihres Wesens zu sein. Sie dachte immer nur an andere. Sie mochte noch so beschäftigt sein, immer fand sie Zeit zu einem teilnehmenden Wort, und keine Müdigkeit hielt sie davon ab, mitten in der Nacht wegen eines dringenden Krankenbesuches aufzustehen.

Sie war keine Heilige, wie sie im Buche steht. Einer Zigarette zum Kaffee und in späteren Jahren einem guten Glas Bier war sie durchaus nicht abhold. Sie ging nur selten zur Kirche, und das in einer Gegend, in der man im allgemeinen fromm war. „Zuviel zu tun“, lautete ihre lächelnde Entschuldigung. Aber in all den Jahren unserer Zusammenarbeit habe ich sie nie etwas Schlechtes von jemandem sagen hören. Sie war keine geistreiche Frau, aber sie verfügte über ein unschätzbares Kapital an gesundem Menschenverstand und eine nie versagende Fähigkeit, in jeder Lage einen Ausweg zu finden. Als einmal — ich werde das nie vergessen — in einer abgelegenen Hütte bei einem Notluftröhrenschnitt an einem diphtheriekranken Kinde das elektrische Licht ausging und ich hilflos wie vor den Kopf geschlagen in der plötzlichen Dunkelheit stand, schlüpfte sie hinaus und kam mit einer strahlenden Leuchte zurück, bei deren Schein die Operation erfolgreich beendet wurde. Es war ihre elektrische Fahrradlampe.

Das alte schwarze Fahrrad, es schien richtig mit ihr verwachsen! Wenn unsere nächtliche Arbeit überstanden war und sie mir eine erquickende Tasse heißen, starken Kaffees gebraut hatte, nickte sie mir ein vergnügtes Lebewohl zu und radelte zurück in ihr Logis neben der Klinik. Ich pflegte sie damit zu hänseln, daß sie unweigerlich mit diesem Rad verbunden sei und es ihr Leben lang bleiben werde.

Drei Jahre glitten rasch vorüber. Dann bekam ich ein Angebot nach London. Es schmerzte mich, die Arbeitsgemeinschaft mit Schwester Olwen aufzugeben, obwohl sie es war, die mir zuredete, anzunehmen. Aber ich konnte mich wenigstens mit dem Gedanken trösten, daß auch ihr sicherlich bald eine Beförderung zuteil werden würde.

Nach einer längeren Flaute war die Kohlenindustrie jetzt wieder in vollem Aufschwung begriffen, und die Direktoren der Tregenny-Gesellschaft hatten beschlossen, daß die Stadt nun endlich ein Krankenhaus mit einem eigenen Chirurgen bekommen sollte. Ich freute mich herzlich darüber, daß Olwen als Oberin der neuen Anstalt eine Stellung erhalten sollte, wie sie ihr gebührte.

Als ich am Vorabend meiner Abreise schweren Herzens zu ihr ging, um mich zu verabschieden, bemerkte ich so nebenbei: „Ihrem Rad werden Sie ja nun auch bald Lebewohl sagen. Das brauchen Sie dann nicht mehr, wenn Sie das Krankenhaus zu leiten haben.“

Schwester Olwen blickte ruhig zu mir auf.

„Ich fürchte, ich brauche meine alte Maschine doch noch. Ich werde nicht Oberin des Krankenhauses.“

„Was!“ Ich starrte sie an, bestürzt und überrascht. „Nach all dem, was Sie für die Gemeinde getan haben? Aber Morgan, die ganze Bevölkerung — alle wollen doch nur Sie!“

„Vielleicht“, sagte sie freundlich. „Aber der neue Chirurg möchte seine eigene Oberin aus Cardiff mitbringen. Sie soll äußerst befähigt sein, viel mehr als ich, und sie wird den Posten erhalten.“

„Nicht möglich“, rief ich.

„Doch, die Gesellschaft hat die Ernennung bereits bestätigt.“ Sie lächelte — ihr stilles, gütiges Lächeln — ohne eine Spur von Eifersucht oder Groll. „Es ist am besten so, wirklich. Ich taue nicht sehr dazu, Leute zu dirigieren, und in der Technik der Chirurgie bin ich doch ein bißchen aus der Übung.“ Ihr Lächeln wurde inniger. „Ich glaube, ich werde viel glücklicher sein und viel nützlicher, wenn ich weiter mit meinem Rad hier herumkutschiere.“

Jahre vergingen, ehe ich wieder einmal nach Tregenny kam. Als ich die vertraute, mit Kopfsteinen gepflasterte Straße entlangging, stürmten die Erinnerungen auf mich ein.

Plötzlich hielt ich inne. Dort an der Tür der Molkerei stand, trotz seiner Jahre noch immer frisch und munter, Idwal Morgan. Er erkannte mich auf den ersten Blick und schüttelte mir herzlich die Hand. Ich fragte sogleich nach Schwester Olwen. Er sah mich unter verdüsterten Brauen an.

„Sie haben nicht von ihrem Unfall gehört?“

Erschrocken, von jäher Sorge ergriffen, schüttelte ich den Kopf.

„Es ist schon fast zwei Jahre her. Sie war auf ihrem Rad unterwegs zu einem Patienten, in einer finsternen, stürmischen Nacht.“ Er sprach mit gepreßten Lippen. „Ein Baum war quer über die Straße gestürzt. Sie fuhr direkt hinein. Lag zwei Stunden in Wind und Regen, eh' wir sie fanden — mit gebrochenem Rückgrat.“

Ich starrte ihn entsetzt an.

„Aber ... sie ist wieder gesund geworden?“

Er gab keine Antwort. Nach einer Weile nahm er mich am Arm und machte sich stumm mit mir auf den Weg, die Straße hinan. Ich warf im Gehen von Zeit zu Zeit bange Blicke auf sein unbewegtes verschlossenes Antlitz. Wohin führte er mich? Doch nicht etwa auf die Anhöhe oberhalb der Stadt ... zu dem kleinen Friedhof?

„Sie wissen nicht“, stieß er plötzlich, gerade vor sich hinschauend, hervor, „daß ich ihr einen Heiratsantrag gemacht habe. Aber sie wollte nichts davon hören. Zu sehr war sie von ihrer Arbeit beansprucht.“ Er hielt inne. „Ja — treu, treu ihrer Arbeit.“

Bei dem Ton, in dem er das sagte, wurde mir schwer ums Herz. Aber dann mit einem Male entspannte sich sein starres Gesicht, er wandte sich mir zu und klopfte mir auf die Schulter.

„Schauen Sie nicht so trübselig drein, Doktor“, sagte er. „So schlimm wie Sie denken, ist es ja wohl nicht.“

Er lenkte mich unversehens in einen schmalen Zugang, und, mich plötzlich erinnernd, sah ich, daß wir uns vor dem Haus der Gemeindegemeinschaft befanden. Wie ein Blinder ließ ich mich von ihm hineinführen. Dann sah ich durch den Nebel, der mir den Blick verschleierte, etwas, wobei sich mir fast das Herz umdrehte.

In einem Rollstuhl, etwas gebeugt, grauhaarig, viel magerer als früher, eine Decke über den gelähmten Beinen, aber noch immer in ihrer Amtstracht, saß die Gemeindegemeinschaft Olwen Davies. Von ihren Patienten umgeben, Kindern zumeist, die sie mit heiterer Miene betreute, steuerte sie sich selber geschickt im Zimmer umher, ihren fahrbaren Stuhl mit geübtem Griff in Gang haltend. Ich stand regungslos in einer dunklen Ecke. Als der letzte Patient das Zimmer verlassen hatte, stürzte ich, fast ehe sie sich noch umwenden konnte, auf sie zu und umklammerte ihre Hände — diese abgearbeiteten, tüchtigen Hände, die ein halbes Jahrhundert lang im Dienste der leidenden Menschheit tätig gewesen waren.

„Schwester Davies ... Olwen!“ rief ich. „Es geht Ihnen gut?“

Sie hatte mich sofort erkannt.

„Warum nicht? Sie sehen doch — ich bin immer noch an der Arbeit.“

Sie schaute mich mit ihrem sonnigsten Lächeln an. „Und noch immer auf Rädern.“

Archibald Joseph Cronin

Momentbilder

aus dem Leben einer berühmten Laborantin

In dem kleinen sächsischen Bergstädtchen Siebenlehn wohnte in der Niederstadt in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Beutler Nelle, der außer durch seine haltbaren Geldbörsen, schöne gesteppte Taschen, die die Frauen an der Seite trugen, Handschuhe aus feinem Leder, besonders durch seine Bälle im Lande bekannt war; sie waren aus bunten Lederlappen zusammengenäht und mit Sägespänen ausgestopft. Auch sein Töchterchen machte im Ort von sich reden; der Lehrer sagte oft zu den besser gekleideten Oberstädtern: „Wenn ihr euch nicht zusammennehmt, werde ich die kleine Nellen noch über euch alle setzen müssen.“ Den Glasschrank des Buchbindermeisters, aus dem man für einen Pfennig die Woche holen konnte, was das Herz begehrte, hatte sie mit dem Kantor-Klärchen um die Wette leer gelesen. „Ich will froh sein“, schalt der Vater, „wenn das Mädel erst konfirmiert ist, dann setze ich sie an den Werk Tisch, und sie hilft mir im Geschäft. Wenn ich einmal nicht mehr kann, nehm' ich mir einen Gesellen, und der mag das Malchen heiraten.“ Mutter Cordel seufzte: „Ach, wer mag so lange vorausdenken, es kommt meist ganz anders, als man denkt.“

Es war Herbst. Mutter Cordel und Amalie gingen in den Zellwald, um Pilze zu suchen. Sie kannten nur Pfifferlinge und Steinpilze. Ein Herr, den sie in einer Lichtung mit vielen Baumstümpfen trafen, zeigte ihnen dort eine Fülle von Schwämmen, den eßbaren Hallimasch und viele andere; aus Dankbarkeit für die Ernte, die sie kaum heimtragen konnten, lud ihn Frau Nelle zum Pilzessen ein. „Im Fenster liegen bunte Bälle und lederne Puppenbälge — Sie können uns nicht verfehlen.“ Malchen konnte an diesem Abend schwer einschlafen; sie hatte den Wald mit ganz anderen Augen sehen gelernt. Im Traum hörte sie: Erdstern — Totentrompete — Boletus Satanas — aber der Erdstern behielt die Oberhand, wurde größer und leuchtender und durchstrahlte den ganzen Wald ...

Und der Herr kam öfters; es machte ihm offenbar Spaß, alle die Fragen des jungen Mädchens zu beantworten. Es wurden richtige Lektionen aus den Besuchen. Sie lasen zusammen in botanischen Büchern und besahen die Abbildungen. Es war der Naturforscher Dietrich, ein gewesener Apotheker, vor kurzem zugezogen, ein leidenschaftlicher Sammler, von der Gevatterin, bei der er wohnte, und ihresgleichen im Städtchen mit seinen Kräutern und Molchen als Hexenmeister verschrien. Einmal las er seiner Schülerin aus dem großen Linné vor, welchen Mut, welche Zähigkeit im Ertragen von Mühen und Beschwerlichkeiten diese Wissenschaft fordert; denn die Merkwürdigkeiten und Geheimnisse der Natur wollen an Ort und Stelle betrachtet sein. Ein andermal erzählte er der lauschenden Familie von seinen Vorfahren, vom Ziegenhainer Bauernbotanikus, vom Jenenser Botanikprofessor, vom Onkel Gottlieb, dem Vorsteher der großherzoglichen Gärten in Eisenach, der als schmucker Landknecht im kurzen Westchen, den Arm voller Kräuter und Blumen, dem Spaziergänger Goethe aufgefallen war, so daß dieser ihn aufforderte, im Reisewagen mit ihm nach Karlsbad zu fahren; und dort hat er dann nach dem Zeugnis des Dichters Damen und Herren als botanisches Wunderkind durch seine Kenntnisse und seine Findigkeit in Erstaunen versetzt. Und Malchen freute sich an der *Dietrichia Coccinea*, die nach jenem Goetheliebling getauft ist, und behielt auch in ihrem guten Gedächtnis eine Unzahl von lateinischen und griechischen Pflanzennamen; aus der gelehrigen Schülerin wurde eine helfende Begleiterin des Naturforschers und — wenn auch nur mit halbem Einverständnis der besorgten Eltern — seine Gattin!

In der Regel ging das junge Paar gleich nach der Morgensuppe auf Wanderschaft; schwer beladen, eingestäubt und erschöpft machte man sich abends noch an das Einlegen der Pflanzen und Zweige. Im Winter begann dann das Ordnen der sommerlichen Ernte: In der

Stube wurde ein möglichst großer freier Platz geschaffen, der wurde mit Kreide in vierundzwanzig Haupt- und außerdem in Unterfächer geteilt. Wenn alle Pflanzen eingeordnet waren, ging man an die Herstellung der verschiedenen Sammlungen. Da gab es offizinelle Pflanzen für Apotheker, Gräser und Futterkräuter für Landwirte, Giftpflanzen für Lehranstalten, Moose, Farne und Flechten für Liebhaber und Gelehrte. Die Wäscheschränke, die Amalie mit in die Aussteuer gebracht hatte, füllten sich mit Herbarien, Mineralien, Amphibien, Muscheln und Samen. Wie ein Regiment von Soldaten marschierten die tausenderlei Insekten in den mit Quecksilber versehenen Kästen daher; alle streckten sie ihre sechs Beinchen im Laufschrift vor sich, als wäre ihnen mitten im Marschieren ein plötzliches Halt zugerufen worden. Die dazu geschriebenen Erläuterungen über Fundort und Lebensweise legten Zeugnis ab, wie eingehend man das unscheinbarste dieser Geschöpfe beobachtet hatte. Wie sorgfältig wußte Amalie alsbald mit den im Tode zusammengezogenen Gliedmaßen dieser Zwerge umzugehen! Denn die Beinchen und Fühlhörner waren so spröde, und der kleinste Bruch machte das Tier wertlos. Mit scharfen Augen hielt der Gatte häufig Rundschau über seine leblosen Truppen.

Doch das unruhige Jahr 1848 brachte Rückgänge der Bestellungen; die Mutter, die bisher den Haushalt mit versorgt hatte, starb; ein Kind, ein gar winziges Mädchen, wurde geboren. Eine Stütze mußte ins Haus genommen werden, wenn Amalie weiter als *L a b o r a n t i n* mithelfen sollte, wie der Gelehrteneifer und der in schwierigen Situationen überhandnehmende Gelehrtenegoismus des Gatten es wünschten. Geldsorgen, Eifersuchtsszenen, Gewissenskonflikte stellten sich ein. Wenn wochenlange Fahrten in andere Gegenden sich als notwendig erwiesen, um Spezialitäten, wie Strand- oder Gebirgspflanzen, zu entdecken und zu sammeln, sollte sie ihrem Manne in dieser Ausschließlichkeit Gehilfin oder ihrem Kinde Mutter sein?

Wieder einmal nach langer Reise sah Amalie den Kirchturm der Heimatstadt auftauchen; wie sie sich auf die Ruhe daheim freute! Müden Schrittes stieg sie die Stufen hinan; wenn die da drinnen wüßten —, sie klopfte und lauschte; der Gatte war natürlich wohl wieder ganz vertieft in seine Schreibereien, sie mußte stärker klopfen; die Tür war verschlossen. Enttäuscht stieg sie die Treppe hinunter und klopfte bei den Wirtsleuten; von der erschrockenen Frau erfuhr sie, daß Herr Dietrich fortgezogen und die Tochter Charitas bei fremden Leuten in einem Nachbarort untergekommen sei ...

Mit fieberhaftem Eifer arbeiteten nun Mutter und Tochter. „Ich suche die Sammlungen aus“, sagte Amalie zu Charitas, „du besorgst die Unterschriften, schreib so sauber, wie du kannst!“ Nach langen

Mühen und einigen Geschäftsreisen in Sachsen, die nicht ohne Erfolg gewesen waren, konnte sie nach Hamburg fahren, wo sich stets ein besonders lebhaftes Interesse für solche Dinge gezeigt hatte. Ein dortiger Apotheker empfahl sie an einen Herrn, der in einem Hinterhaus vier Treppen hoch wohnte; er interessierte sich besonders für Kryptogamen. Als er die Fülle der Moose vor sich ausgebreitet sah, geriet er in helles Entzücken; da er aber die sechs Taler nicht aufzubringen vermochte, rief er nach längerem Besinnen: „Ich weiß etwas! Sehen Sie, liebe Frau, ich gebe Ihnen eine Adresse, und sollte sie, was ich bestimmt hoffe, Ihnen von großem Nutzen sein, lassen Sie mir die Moose umsonst!“

Nicht lange danach stand Frau Dietrich vor einem der reichsten Kaufherren der Stadt, Caesar Godeffroy mit Namen. 65 große Seeschiffe gehörten ihm, die den Verkehr zwischen Europa und Australien vermittelten. Den „Fürsten der Südsee“ nannten ihn daher mit Stolz die Hamburger, denen er ein naturwissenschaftliches Museum großen Stils einzurichten begonnen hatte. Die vorgelegten Sammlungen gefielen dem gewiegten Kenner; er verlangte außerdem Zeugnisse wissenschaftlicher Autoritäten zu sehen. Es war für die viel Herumgekommene nicht schwer, solche beizubringen. So schrieb ein Professor von der Thüringer Forstakademie Tharandt: „Seit einer Reihe von Jahren ist mir Frau Amalie Dietrich als tüchtige Botanikerin bekannt. Als Schülerin ihres Mannes hat sie eine vortreffliche Anleitung gehabt. Die Dietrichschen Sammlungen waren stets sorgfältig präpariert und mit Geschmack und Verständnis geordnet. Frau Dietrich hat für ihren Beruf eine ungewöhnliche Begabung, einen scharfen, gutgeschulten Blick für alles, was die Natur bietet, und eine große Sicherheit im Bestimmen des gesammelten Materials.“

Hamburg, 3. 1. 1864

Sehr geehrte Frau Dietrich!

Es hat uns recht gefreut, daß Sie auf unserem Schiff mit Ihrer vollständigen wissenschaftlichen Ausrüstung glücklich in Australien angekommen sind. Sie schreiben uns, daß Sie schon tüchtig sammeln und präparieren; darüber freuen wir uns nicht minder. Wir werden unsererseits dafür sorgen, daß Sie stets mit Büchern, Kisten, Tüten, Blechdosen, Seiden- und Löschpapier, Mikroskopen, Gift, Kisten für lebendige Schlangen, Gläsern, Benzin, Werg und Salz reichlich versehen sind. Über das Sammeln der Schmetterlinge möchten wir bemerken, daß Sie auch die größten Nachtfalter, wenn Sie ihnen die Flügel zusammenklappen, ruhig in Tüten absenden können. Wir möchten Ihre Aufmerksamkeit auch auf das Sammeln von Fischen lenken. Die, die zu groß sind, um in Spiritus verschickt zu werden, müssen Sie in Salz gut verpökelt senden. Wir freuen uns, daß Sie nördlicher ins Innere gehen wollen und möchten Sie bitten, nicht nur

Skelette von dort vorkommenden Tieren, sondern auch Skelette und Schädel von Eingeborenen zu senden. Diese Sachen sind sehr wichtig für die Völkerkunde. Wir haben das gute Zutrauen zu Ihnen, daß Sie das alles machen werden.

Ohne ein Mehreres für heute
grüßen Sie freundlichst

J. C. Godeffroy & Sohn

Port Maky, 3. 1. 1867

Liebe Charitas!

Zu meiner großen Freude sehe ich, daß Du jetzt gern in Wolfenbüttel im Institut der Henriette Breymann bist, und daß Du endlich Deine Aufgabe richtig erfaßt hast. Du wirst je länger desto mehr erfahren, daß einem das Beste und Höchste im Leben nicht mühelos in den Schoß fällt.

Ich bin in der Nähe von Port Maky. Die hier wohnenden Europäer beschäftigen sich namentlich mit dem Anbau von Zuckerrohr, das einen Reiter hoch zu Roß weit überragt.

Eine Verständigung mit den Eingeborenen in der Wildnis wird für mich immer eine schwere Sache bleiben, zumal mich meine Expeditionen zu den verschiedenen Stämmen führen. Aber ich habe schon eine gewisse Gewandtheit, durch Gesten auszudrücken, was ich von ihnen will. Neulich habe ich mir durch Farbe das Leben gerettet. Die Papuas hatten mir irgendetwas übelgenommen, denn eines Tages kamen sie sehr zahlreich und belagerten drohend mein Haus. Sie taten nichts, aber ließen mich nicht hinaus, sie wollten mich aushungern. Ich zeigte ihnen durchs Fenster Mehl, das sie sehr gern essen, Spiegel, Tabak — sie schüttelten grinsend den Kopf. Da griff ich endlich zur Farbe und zeigte ihnen deren Wirkung auf einem Stück Holz. Sie stutzten, verhandelten untereinander und wurden um der Farbe willen zugänglich; ich gab ihnen alle, die ich hatte.

Sammeln kann ich hier, daß ich das Material kaum bewältigen kann. Auf einer Kanufahrt habe ich neulich Tange und Algen in so eigenartigen Formen gefunden, daß ich Dir davon Dubletten schicken will. Sind diese kleinen, feinen, tannenförmigen Gewächse nicht bildschön? Und nun erst die Fische! Dieser Reichtum an Formen und Farben! Es ist mir eine Beruhigung, daß Godeffroy die Fische sogleich nach ihrer Ankunft malen läßt, ich fürchte nämlich sonst, daß der Spiritus den Farbenzauber zerstört. Schade, daß man den Pflanzen und Tieren nicht etwas von ihrem Drum und Dran mitgeben kann. Losgelöst aus der näheren Umgebung kann alles nachher im Museum nicht so wirken, wie es sollte. Wie wird mir sein, wenn ich Dir erst dort alles selbst zeigen kann!

Für heute Lebewohl,
und sei herzlichst begrüßt von

Deiner Mutter

Hamburg, 5. 11. 1870

Sehr geehrte Frau Dietrich!

Mit Freuden erfuhren wir von den Herren Rabone Feetz & Comp. in Sidney, daß daselbst 28 Kisten und zwei Fässer Naturmaterial sowie zwei Kisten mit Pflanzen von Ihnen angekommen sind; mit der „Susanne“ sind neulich hier in Hamburg 2 Kisten Spirituspräparate, eine Kiste Herbarien, eine Kiste Vogelbälge und eine mit Seeconchylien und Seesternen eingetroffen. Nun möchten wir gern von Ihnen Holzsorten haben: Probeblöcke der dort vorkommenden Arten, vier Stück von jeder Sorte, zwölf Zoll hoch. Die Blöcke müssen alle mit eingeschnittenen römischen Ziffern numeriert und entsprechend im Register aufgeführt sein; numerierte Zweige und Blätter müssen diejenigen Nummern begleiten, deren lateinische Namen Sie dort nicht mit voller Bestimmtheit beifügen können. Die gesandten Moose sind schon in Halle bearbeitet und in einer wissenschaftlichen Abhandlung besprochen. Über die Algen schreibt uns Dr. Grunow: „Es ist mir ein besonderes Vergnügen, die entschieden neuen Arten nach ihrer im Dienst der Wissenschaft ebenso eifrigen wie mutigen Entdeckerin nennen zu können: *Amansia Dietrichiana* und *Sargassum Amalie*.“

Wir grüßen Sie inzwischen freundlichst
i. A.: Schmelz, Custos am Museum Godeffroy

Nach der Heimkehr (1873) verlebte Amalie Dietrich dreizehn Jahre im Hause Godeffroy. Sie arbeitete so viel sie mochte im Museum, von dem sie einen großen Teil zusammengetragen hatte. Sie war ein gern gesehener und wohl der originellste Gast in den ersten Familien der Stadt. Aber auch in mancher Kellerwohnung und in manchem Hof ihres Stadtteils verkehrte sie freundschaftlich und hatte für alle Leiden einen guten Rat, einen bitteren, aber wohltuenden Trank oder ein scharfes Zugpflaster.

Immer wieder bedauerte sie, daß sie so wenig gelernt hätte und besuchte viele Vorträge. Als sie einmal las, daß in Berlin ein Kongreß für Anthropologen stattfände, bei dem auch über Australien gesprochen werden sollte, fuhr sie hin und bat, die alte braune australische Ledertasche in der Hand, um Einlaß. Der Diener verweigerte es, weil Frauen sowieso ausgeschlossen wären. Schließlich erreichte sie, daß der Vorsitzende, Geheimrat Professor Neumeyer, herbeigeholt wurde. Der stellte sie sofort dem Vorstande vor und sagte: „Ich denke, der Frau Amalie Dietrich gebührt in unserer Versammlung ein Ehrenplatz.“ Bei diesen Worten rollten ihr die Tränen über die gefurchten Wangen.

Nach der von ihrer Tochter — Charitas Bischoff — geschriebenen Biographie, bearbeitet von Wilhelm Blume

Bekenntnis

Es gibt eine treibende Kraft: Sehnsucht nach dem Unbekannten,
Abenteuerlust.

Es gibt eine große Lehre: Einsamkeit, Schweigen, Horchen.

Es gibt eine hohe Schule: das Leiden.

Es gibt einen Friedefürsten: die Arbeit.

Es gibt eine siegreiche Waffe: die Güte.

Es gibt ein altes Gebot: liebe deinen Nächsten wie dich selbst!

Es gibt eine Tat: sie heißt Hingabe;
Hingabe aber ist Erfüllung des Lebens.

Fridtjof Nansen

Mutter und Tochter

1. { Spinn, spinn, mei-ne lie-be Tocht-er, ich kauf dir'n Paar Schuh. } Ich
„Ach ja, mei-ne lie-be Mut-ter, auch Schnal-len da-zu. }

kann ja nicht spin-nen, es schmerzt mich mein

Fin-ger und tut und tut und tut mir so weh!"

Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
ich kauf dir 'n Paar Strümpf'
„Ach ja, meine liebe Mutter,
schöne Zwicklein darin.
Ich kann ja nicht spinnen,
es schmerzt mich mein Finger
und tut und tut und tut mir so weh!"

Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
ich kauf dir ein Kleid!
„Ach ja, meine liebe Mutter,
nicht zu eng und nicht zu weit.
Ich kann ja nicht spinnen,
es schmerzt mich mein Finger
und tut und tut und tut mir so weh!“

Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
ich kauf dir ein'n Mann.
„Ach ja, meine liebe Mutter,
der steht mir wohl an!
Nun kann ich schon spinnen,
es schmerzt mich kein Finger
und tut und tut und tut mir nicht weh!“

Aus „Des Knaben Wunderhorn“



Ph. O. Runge Titel des 2. Teiles des „Wunderhorns“ (1808)

SECHSTER TEIL



C. Meunier

Der Eisenformer (1890)

Aus den „Eisernen Sonetten“ der Nylanddichter

Mein alter Lehrer sagte, uns zu sputen:
„Jungs, Klaun in de Äd!“ — Jungs, Klaun in de Äd!
Die Hände sind ein wundervoll Gerät.
Die Schultern sind wie Balken und wie Ruten.
Im Schwung des Hammers kreist die Ewigkeit
und jedem steht ein Amboss wohl bereit.

Eisengießerei

Die Halle ist hoch, eine große, gläserne Weite. Wenn man aus Walzwerken oder von den Hochöfen her kommt, scheint es hier still wie in einer Kirche. Mit angestrengtem Ohr hört man das dumpfe Prasseln, mit dem Preßluftstampfer in weiche Erde fahren, oder die großen Krane an der Decke gehen mit dem dumpfen Grollen ihrer Kammräder über uns hinweg.

Die Landschaft der Halle — nur so kann man den Boden hier bezeichnen — ist ein ganz unregelmäßiges Gelände von Berg und Tal. Da sind Berge von Sand, die aufwachsen aus Grundwänden von rostigem Eisen, da sind runde Türme von Mauerwerk, die Ritzen zwischen den Steinen dick mit Lehm verschmiert, tiefe Schluchten, an deren Rändern Leitern lehnen, Höhlen, aus deren Tiefen Licht von Kabellampen dringt. Vulkanisch scheint der Boden zu sein, Wärme dringt durch die Sohlen der Schuhe. Blaue Flammen lodern lautlos flackernd aus Erdlöchern heraus. In Eisenrosten knistert brennender Koks. An Ketten durch die Luft getragen, schweben mächtige Becher aus Stahl, dick ausgefüttert mit feuerfestem Ton. Sie neigen sich langsam über einen gemauerten Kamin, über die geheimnisvolle Öffnung einer tiefen Höhle, lautlos feierlich in ihrer ungeheuren Schwere. Jetzt geht strahlend und blendend die Sonne des heißen Eisens auf. Man sieht die schmale Sichel am Rand des Bechers, wie er sich neigt, und dann füllt sich die Scheibe von Sekunde zu Sekunde. Leise schwankend, bewegt sie sich dem Rand entgegen; plötzlich leckt die weiße Feuerzunge in den geöffneten Mund der Erde. Bis zum Dach ist die Halle in das Licht eines Sonnenaufgangs getaucht. Durch die feste Decke der Form spürt man ein mächtiges unterirdisches Brausen. Eine heiße Welle trockener Luft brennt die Haut des Gesichts, man muß die Hand über die Augen legen. Ein Sprühregen weißer Funken springt aus jener Sonnenscheibe. „Unruhiges Flußeisen“, so heißt ein Eisen, das viele Funken sprüht — was für ein schöner technischer Begriff!

Es dauert Minuten, dann liegt die große Halle wieder in dem matten Tageslicht, das durch die grau verrußten Glasfelder der Wände fällt. Wo sind die Menschen, die hier arbeiten? Man sieht nur wenige; die mit den Preßluftstampfern und Hilfsarbeiter, die Sand schaufeln. Die Former sieht man nicht, sie leben versteckt wie Höhlenmenschen in den Gruben, die sie sich gegraben haben. Stille, nachdenkliche Männer, verloren in ihrer schweren Arbeit. Wie Kinder, die am Strand Burgen bauen, sieht man sie in allen Stellungen, hockend, liegend, kriechend auf den Knien. Es arbeitet immer nur einer an einem Stück oder zwei. Da ist ein Mann, der hat sich ein ganzes Tal gebaut, es ist so tief, daß er ganz klein erscheint da unten, es ist rund, ein Kreis von 12 m Durchmesser.

Diese Form ist für das Gehäuse einer Dynamomaschine bestimmt. Es wird sechs Wochen dauern, bis sie fertig ist. Es wird noch einige Wochen dauern, bis nach dem Guß das Stück so weit erkaltet ist, daß man die Form zerschlagen kann. Dann wird dieser Mann sich eine neue Grube bauen, 12 m im Durchmesser, und das gleiche Stück wird noch einmal gegossen werden und dann noch einmal.

Recht kompliziert ist diese Arbeit. Das Ganze wird aus klebrigem Formsand und Lehm gemacht, auch aus Graphiten, über die die Fingerspitzen weicher gehen als über Samt, aus gemahlenen Schamottsteinen, die sich zwischen den Fingern mit einem knusperigen Geräusch verreiben lassen, und aus Hunderten von anderen Erdarten. Trotz des weichen Materials muß die Form dem rasenden Druck des einströmenden Eisens widerstehen. Man legt ein Skelett von dünnen Eisenhaken ein, steckt in die scharfen Ränder, die im Strom des Eisens liegen, lange Nägel.

Eisen- und Messinginstrumente mit glatten Flächen zum Verstreichen, mit Winkeln, die die Kanten formen, mit runden Endkörpern, die an Wölbungen entlangfahren, sind das Werkzeug des Formers.

Viel räumliches Vorstellungsvermögen gehört zur Arbeit des Formers, genau so wie zu der des Modelltischlers, der ihm das Muster für seine Form liefert. Was hohl ist, wird voll, was voll ist, wird hohl. „Das ist Hirnakrobatik“, sagte mir einmal einer dieser ausgesprochenen Facharbeiter; „das kann nicht jeder. Aber es übt das Denken ganz allgemein. Mancher von uns hat's auf diese Weise schon weit gebracht; der technische Leiter einer großen Automobilfabrik war früher Modellmacher.“

Heinrich Hauser

Die neue Maschine

„Einschalten!“
zittert die Stimme des Meisters.
Erwartung auch er.
Funken sät der Motor.
Ein Brummen, der Anlauf.
Entspannung auf all den Gesichtern:
Sie läuft,
die große Maschine, an der wir so lange geschafft.

Sie läuft.
Ein Ruck nun, herum fliegt ein Hebel,
und nun stampfen die glänzenden Kolben:
Ruck, tuck, tuck, tuck,
ruck, tuck, tuck, tuck.

Immer im gleichen schwingenden Takt:
Ruck, tuck, tuck, tuck.

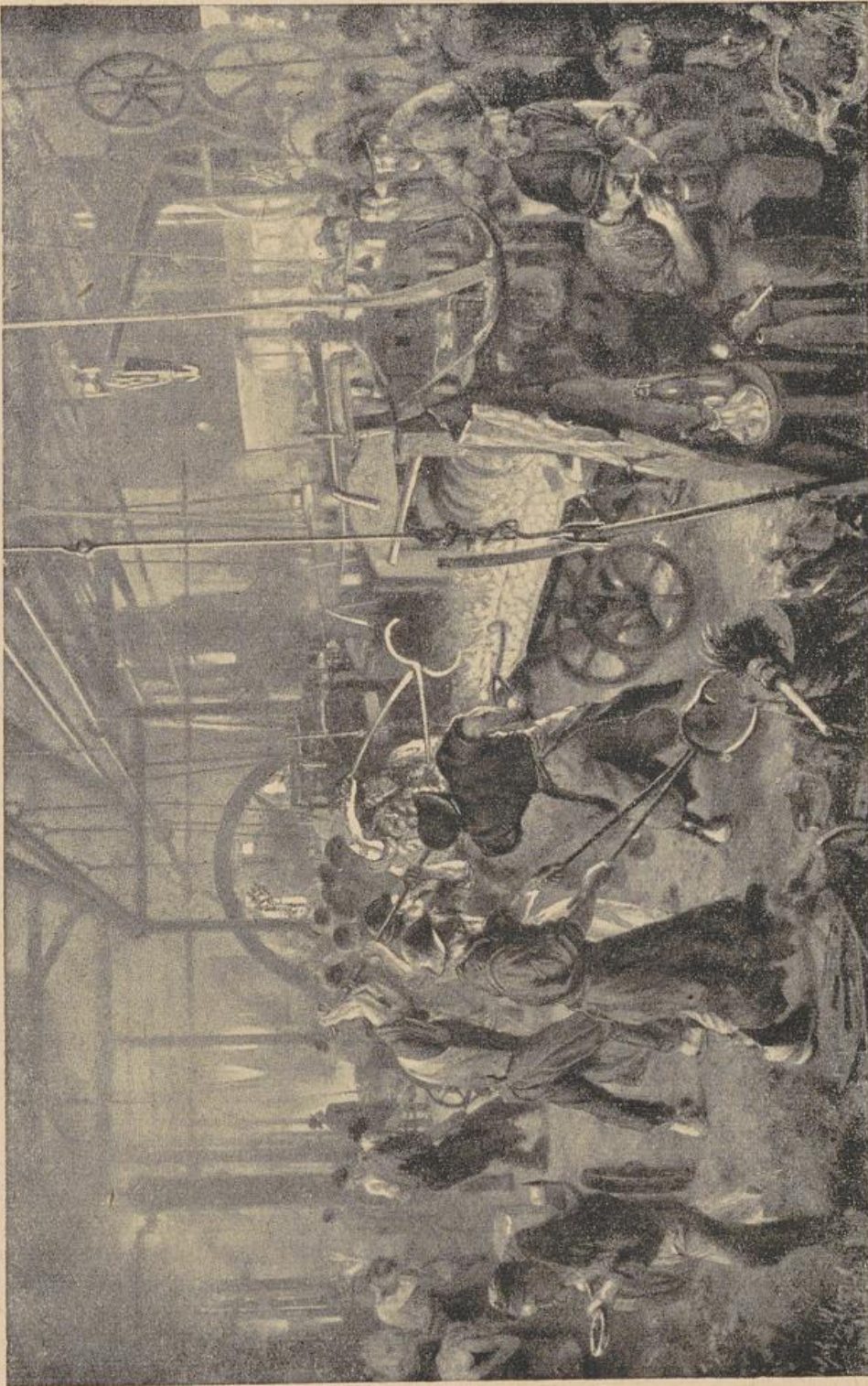
Darum auch leuchten allen die Augen,
vergessen der Monate endlose Müh,
vergessen ist all die vergangene Not
beim Anblick der kreisenden glänzenden Räder.
Nun, Hören das schwingende feste Gestampf
der Maschine,
Sein bei ihrer Geburt
bringt Wechsel ins Einerlei freudloser Tage,
macht froh unsre Fron,
gibt Sinn unserm Sein.

Einer hat im Gefühl dieses Seins
seinen Namen in eine Traverse geritzt:
Es soll nicht vergessen sein,
daß er geholfen beim Bau der Maschine.
Er.
Wer ist er?
Einer von uns,
einer von vielen,
die, wie er, teilhaben an diesem Werk:

Ingenieure, die die Pläne entwarfen,
Vorzeichner, die sie ausgeführt,
Schlosser, die all die hundert verschiedenen Teile
mit Sorgfalt befeilt, gebohrt und zusammengesetzt.

Kranführer, die die werdenden Teile
von Werkbank zu Werkbank geschafft,
und selbst der Portier, der uns täglich hineinließ ins Werk
und abends heraus nach qualvoller Mühe,
hat teil an dem Ganzen,
das endlich erstand.
Was soll da der Name des Einen?
Ich lösche ihn aus.
Wir schufen das Werk.
Wir leben in ihm,
und wehe den Menschen,
die es vergessen;
denn kein einzelner lebt ohne das Ganze.
Das Ganze ersteht durch der Hände Verein.
Der Hände Verein segnet die Menschheit.

Erich Grisar



A. v. Menzel

Eisenwalzwerk (1875)

Walzwerk

Werkgebäude und Schlackenhalde. Darüber hängt
immer die gleiche Wolke, flockig und rauchgetönt.
Um den weißlich qualmenden Kühlturm eng gedrängt
Schlot bei Schlot und Dächer, an Ruß und Qualm gewöhnt.

Weithin gähnende Hallen, darinnen es dunstet und raucht,
und ein Brodem sich braut, aus Öl und Schweiß gemischt.
Rundum siedet es auf, quarrt es, knattert und faucht,
während kochendes Eisen in flammendem Zorne zischt.

Von den harten Kiefern der Walzenstraße gepackt,
plättet sich Eisen zu bläulich gleißendem Stahl.
Jetzt gehoben, wird es gedreht, geschweißt, gezwackt.
Kreischend winselt und heult es auf aus solcher Qual.

Nackte Leiber, schweißig, mit tiefem Rot beschwemmt,
und zehn Arme zerren hinter sich her
eine glühende Schlange. In Zangen festgeklemmt
windet sie sich und dehnt sich mehr und mehr.

Ofen glosen, aus Rillen und Ritzen bleckt
grimmige Zähne die brodelnde Eisenglut.
Eine feuerfarbne Flammenzunge leckt
nach dem grauen Himmel, der über dem Werke ruht.

Karl Bröger

Fürchten und Hoffen eines Mechanikerlehrlings nach 1900

1. Vor der Entscheidung

Man hatte gegessen, und Hans wollte schon aufstehen, da sagte sein Vater in seiner kurzen Art: „Magst du gern Mechaniker werden, Hans, oder lieber ein Schreiber?“ „Wieso?“ fragte Hans erstaunt zurück. „Du könntest Ende nächster Woche beim Mechaniker Schuler eintreten oder übernächste Woche auf dem Rathaus als Lehrling. Überleg' dir's gründlich! Wir reden dann morgen darüber.“

Hans stand auf und ging hinaus. Die plötzliche Frage hatte ihn verwirrt und geblendet. Unerwartet stellte sich das tägliche, tätige, frische Leben vor ihn hin, hatte ein lockendes Gesicht und ein drohendes Gesicht, versprach und forderte. Eine rechte Lust hatte er weder zum Mechaniker noch zum Schreiber. Die strenge körperliche Arbeit beim Handwerk schreckte ihn ein wenig. Da fiel ihm sein Schulfreund August ein, der ja Mechaniker geworden war, und den er fragen konnte. Während er über die Sache nachdachte,

wurden seine Vorstellungen trüber und blasser, die Angelegenheit schien ihm doch nicht gar so eilig und wichtig. Er ging lange im Garten auf und ab, bemühte sich klarzuwerden, war aber von einem zähen, schläfrigen Nebel umgeben. Plötzlich ergriff ihn eine klare, starke Erinnerung aus der Zeit, da hier im Garten noch seine Hasen herumsprangen und sein Wasserrad und Hammerwerkchen liefen. Er mußte an einen Septembertag denken vor drei Jahren. Es war am Vorabend vor einem Fest. August war zu ihm gekommen und hatte Efeu mitgebracht; nun wuschen sie ihre Fahnenstangen blank und befestigten den Efeu an den goldenen Spitzen, von morgen redend und sich auf morgen freuend. Sonst war nichts und geschah nichts, aber sie waren beide so voll Festanung und großer Freude gewesen, die Fahnen hatten in der Sonne gegläntzt, die Anna hatte Zwetschkuchen gebacken, und zur Nacht sollte auf dem hohen Felsen das Feuer angezündet werden.

Hans wußte nicht, warum er gerade heute an jenen Abend denken mußte, nicht, warum diese Erinnerung so schön und mächtig war, noch, warum sie ihn so elend und traurig machte. Er wußte nicht, daß im Kleide dieser Erinnerung seine Kindheit und sein Knabentum noch einmal fröhlich und lachend vor ihm aufstanden, um Abschied zu nehmen und den Stachel eines gewesen und nie wiederkehrenden großen Glücks zurückzulassen. Er glaubte wieder die goldenen Fahnenspitzen blinken zu sehen, seinen Freund August lachen zu hören und den Duft der frischen Kuchen zu riechen, und das war alles so heiter und glücklich und ihm so ferngerückt und fremd geworden, daß er sich an den rauhen Stamm der großen Rottanne lehnte und in ein hoffnungsloses Schluchzen ausbrach, das ihm für den Augenblick Trost brachte und Erlösung gewährte.

Am andern Mittag lief er zu August, der jetzt erster Lehrling geworden und mächtig auseinandergegangen und gewachsen war. Er erzählte ihm sein Anliegen wegen des Mechanikerwerdens. „Das ist so 'ne Sache“, machte jener und schnitt ein welterfahrenes Gesicht dazu. „Das ist so 'ne Sache. Weil du nämlich so ein Schwachmatikus bist. Im ersten Jahr hast du immer beim Schmieden das verdammte Draufschlagen, und so'n Vorhammer ist kein Suppenlöffel. Und mußt die Eisen herumtragen und abends aufräumen, und zum Feilen gehört auch eine Kraft, und im Anfang, bis du was los hast, kriegst du nix als alte Feilen, die hauen nix und sind glatt wie ein Affenarsch.“ Hans wurde sogleich kleinlaut. „Ja, dann soll ich's lieber bleiben lassen?“ fragte er zaghaft. „Jerum, das hab' ich doch nicht gesagt! Sei doch kein Lamech! Bloß, daß es am Anfang kein Tanzboden ist. Aber sonst, ja — so ein Mechaniker ist was Feines, weißt du, und 'nen guten Kopf muß einer auch haben, sonst kann er Grobschmied werden. Da guck' mal her!“ Er brachte ein paar kleine, feingearbeitete Maschinenteile herbei, aus blankem Stahl, und zeigte sie Hans. „Ja, da darf kein halber Millimeter dran fehlen. Alles von Hand geschafft, bis auf die Schrauben. Da heißt's: Augen auf! Die werden jetzt noch poliert und gehärtet, dann hat sich's.“ „Ja, das ist schön. Wenn ich nur

wüßte..." August lachte. „Hast Angst? Ja, ein Lehrbub wird halt kuranzt, da hilft alles nix. Aber ich bin auch noch da, und ich helf' dir dann schon. Und wenn du am nächsten Freitag anfängst, dann hab' ich gerade mein zweites Lehrjahr fertig und kriege am Samstag den ersten Wochenlohn. Und am Sonntag wird gefeiert, und Bier und Kuchen und alle dabei, du auch, dann siehst du mal, wie's bei uns hergeht. Ja, da schaust du! Und überhaupt sind wir ja früher auch schon so gute Freunde gewesen.“

Beim Essen sagte Hans seinem Vater, er habe Lust zum Mechaniker, und ob er in acht Tagen anfangen dürfe. „Also gut“, sagte der Papa und ging nachmittags mit Hans in die Schulersche Werkstatt und meldete ihn an.

2. Den ersten Tag am Schraubstock

In der Werkstatt wurde schon flott gearbeitet. Der Meister war gerade am Schmieden. Er hatte ein Stück rotwarmes Eisen auf dem Amboß, ein Geselle führte den schweren Vorhammer, der Meister tat die feineren, formenden Schläge, regierte die Zange und schlug zwischenein mit dem handlichen Schmiedehammer auf dem Amboß den Takt, daß es hell und heiter durch die weit offenstehende Tür in den Morgen hinausklang.

An der langen, von Öl und Feilspänen geschwärzten Werkbank stand der ältere Geselle und neben ihm August, jeder an seinem Schraubstock beschäftigt. An der Decke surrten rasche Riemen, welche die Drehbänke, den Schleifstein, den Blasebalg und die Bohrmaschine trieben, denn man arbeitete mit Wasserkraft. August nickte seinem eintretenden Kameraden zu und bedeutete ihm, er solle an der Tür warten, bis der Meister Zeit für ihn habe. Hans blickte die Esse, die stillstehenden Drehbänke, die sausenden Riemen und Leerlaufscheiben schüchtern an. Als der Meister sein Stück fertig geschmiedet hatte, kam er herüber und streckte ihm eine große, harte und warme Hand entgegen. „Da hängst du deine Kappe auf“, sagte er und deutete auf einen leeren Nagel an der Wand.

„So komm! Und da ist dein Platz und dein Schraubstock.“ Damit führte er ihn vor den hintersten Schraubstock und zeigte ihm vor allem, wie er mit dem Schraubstock umgehen und die Werkbank samt den Werkzeugen in Ordnung halten müsse. „Dein Vater hat mir schon gesagt, daß du kein Herkules bist, und man sieht's auch. Na, fürs erste kannst du noch vom Schmieden wegbleiben, bis du ein bißchen stärker bist.“ Er griff unter die Werkbank und zog ein gußeisernes Zahnrädchen hervor. „So, damit kannst du anfangen. Das Rad ist noch roh aus der Gießerei und hat überall kleine Buckel und Grate, die muß man abkratzen, sonst gehen nachher die feinen Werkzeuge dran zuschanden.“ Er spannte das Rad in den Schraubstock, nahm eine alte Feile her und zeigte, wie es zu machen sei. „So, nun mach' weiter. Aber daß du keine andere Feile nimmst! Bis Mittag hast du genug dran zu schaffen, dann zeigst du's mir. Und

bei der Arbeit kümmerst du dich um gar nichts, als was dir gesagt wird. Gedanken braucht ein Lehrling nicht zu haben." Hans begann zu feilen. „Halt!“ rief der Meister. „Nicht so. Die linke Hand wird so auf die Feile gelegt. Oder bist du ein Linkser?“ „Nein.“ „Also gut. 's wird schon gehen.“ Er ging weg an seinen Schraubstock, den ersten bei der Türe, und Hans sah zu, wie er zurechtkam. Bei den ersten Strichen wunderte er sich, daß das Zeug so weich war und so leicht abging. Dann sah er, daß das nur die oberste spröde Gußrinde war, die lose abblätterte, und daß darunter erst das körnige Eisen saß, das er glätten sollte. Er nahm sich zusammen und arbeitete eifrig fort. Seit seinen spielerischen Knabenbasteleien hatte er die Schuljahre hindurch nie das Vergnügen gekostet, unter seinen Händen etwas Sichtbares und Brauchbares entstehen zu sehen.

„Langsamer!“ rief der Meister herüber. „Beim Feilen muß man Takt halten — eins zwei, eins zwei. Und draufdrücken, sonst geht die Feile kaputt.“ Da hatte der älteste Geselle etwas an der Drehbank zu tun, und Hans konnte sich nicht enthalten hinüberzuschielen. Ein Stahlzapfen wurde in die Scheibe gespannt, der Riemen übersetzt, und blinkend surrte der Zapfen, sich hastig drehend, indessen der Geselle einen haardünnen, glänzenden Span davon abnahm. Und überall lagen Werkzeuge, Stücke von Eisen, Stahl und Messing, halbfertige Arbeiten, blanke Rädchen, Meißel und Bohrer, Drehstähle und Ahlen von jeder Form; neben der Esse hingen Hämmer und Setzhämmer, Amboßaufsätze, Zangen und Lötkolben, die Wand entlang Reihen von Feilen und Fräsen; auf den Borden lagen Öllappen, kleine Besen, Schmirgelfeilen, Eisensägen und standen Ölkannen, Säureflaschen, Nägel- und Schraubenkistchen herum. Jeden Augenblick wurde der Schleifstein benützt. Mit Genugtuung nahm Hans wahr, daß seine Hände schon ganz schwarz waren, und hoffte, es möchte auch sein Anzug bald gebrauchter aussehen, der sich jetzt noch neben den schwarzen und geflickten Monturen der anderen lächerlich neu und blau ausnahm. Wie der Vormittag vorschritt, kam auch von außen noch Leben in die Werkstatt. Es kamen Arbeiter aus der benachbarten Maschinenstrickerei, um kleine Maschinenteile schleifen oder reparieren zu lassen. Es kam ein Bauersmann, fragte nach seiner Waschmangel, die zum Flicken da war, und fluchte lästerlich, als er hörte, sie sei noch nicht fertig. Dann kam ein eleganter Fabrikbesitzer, mit dem der Meister in einem Nebenraum verhandelte. Daneben und dazwischen arbeiteten Menschen, Räder und Riemen gleichmäßig fort, und so vernahm und verstand Hans zum erstenmal in seinem Leben den Hymnus der Arbeit, der wenigstens für den Anfänger etwas Ergreifendes und angenehm Berauschendes hat. Um neun Uhr war eine Viertelstunde Pause, und jeder erhielt ein Stück Brot und ein Glas Most. Erst jetzt begrüßte August den neuen Lehrbuben. Er redete ihm aufmunternd zu und fing wieder an, vom nächsten Sonntag zu schwärmen, wo er seinen ersten Wochenlohn mit den Kollegen verjubeln wolle. Hans fragte, was das für ein Rad sei, das er abzufeilen habe, und er

erfuhr, es gehöre zu einer Turmuhr. August wollte ihm noch zeigen, wie es später zu laufen und zu arbeiten habe, da fing der erste Geselle wieder zu feilen an, und alle gingen schnell an ihre Plätze. Als es zwischen zehn und elf Uhr war, begann Hans müde zu werden; die Knie und der rechte Arm taten ihm ein wenig weh. Er trat von einem Fuß auf den andern und streckte heimlich seine Glieder, aber es half nicht viel. Da ließ er die Feile für einen Augenblick los und stützte sich auf den Schraubstock. Es achtete niemand auf ihn. Wie er so stand nud ruhte und über sich die Riemen singen hörte, kam eine leichte Betäubung über ihn, daß er eine Minute lang die Augen schloß. Da stand gerade der Meister hinter ihm. Die Gesellen lachten. „Das gibt sich schon“, sagte der Meister ruhig. „Jetzt kannst du einmal sehen, wie man lötet. Komm!“

Hans schaute neugierig zu, wie gelötet wurde. Erst wurde der Kolben warm gemacht, dann die Lötstelle mit Lötwasser bestrichen, und dann tropfte vom heißen Kolben das weiße Metall und zischte gelind. „Nimm einen Lappen und reibe das Ding gut ab. Lötwasser beizt, das darf man auf keinem Metall sitzenlassen.“ Darauf stand Hans wieder vor seinem Schraubstock und kratzte mit der Feile an dem Rädchen herum. Der Arm tat ihm weh, und die linke Hand, die auf die Feile drücken mußte, war rot geworden und begann zu schmerzen. Um Mittag, als der Obergeselle seine Feile weglegte und zum Händewaschen ging, brachte er seine Arbeit dem Meister. Der sah sie flüchtig an. „'s ist schon recht, man kann's so lassen. Unter deinem Platz in der Kiste liegt noch ein gleiches Rad, das nimmst du heut nachmittag vor.“ Nun wusch auch Hans sich die Hände und ging weg. Eine Stunde hatte er zum Essen frei. Es hatte ihm in der Werkstatt gut gefallen, nur war er so müd geworden, so heillos müd...

Hermann Hesse

Ein frischer Mecklenburger Schmiedejunge um 1850

1. Das Gesellenstück

De Tid vergeiht. Nah Johr un Dag
sitt Snut up sin Gedankenflag;
hei sitt un sitt un simmelirt,
en gor tau swor Stück Arbeit wir't,
ob't so woll müßt, ob't so woll güng,
un ob he't so woll klauk anfüng,
un ob dat Mutter ok woll litt.
Hei druckst un druckst, un sitt un sitt. —
„Mein Gott“, seggt Snutsch, „wat dit woll heit?
Hei kümmt noch nich? — Dit's sonderboren! —
So lang' pleggt dat doch süs nich wohren.
Weit, dat dat Eten farig steiht,
un kümmt nich 'rin. — Segg mal, Jehann,
hest Du mit Vadern hüt wat hatt?“ —

„Ick? — Ne, bewohr! — wat süll ick hewwen?
Hei slog vermorrn de Klammern an,
un ick beslog dat Achterrad;
dunn kamm hei 'rut, besach dat Stück,
nickt mit den Kopp un lacht vör sick
so heimlich hen, gung in de Smäd',
un 't was, as wenn hei dor wat säd,
doch wat dat was, kunn 'ck nich verstahn.“ —
Dunn kümmt oll Snut herin tau gahn:

„Hüt, Mutter, is en Freudendag;
ick ded 't mi up min olles Flag
irst ganz gehürig aewerleggen,
doch nu kann ick 't mit Wohrheit seggen,
mit unsen Jung'n will 't sick regiren:
Wer einen sösstöll'gen Reifen leggt
un kriggt dat ganz alleine t'recht,
wotau twei dücht'ge Kirle süs hüren,
so 'n Smid is echt.

Un, Jung! — Von Gott hest Du de Knaken,
tau 'm dücht'gen Smid ded ick Di maken,
de Köster hett dat Sinig dahn,
Gott'sfurcht hest von den Preister lihrt
un nicks as Gauds von Oellern hürt,
nu kannst Du in de Frömd 'rin gahn,
un morgen schriwen wi Di ut.“ —

„Ja“, seggt de Ollsch un kickt em an
so aewerglücklich, „na, Jehann,
denn heitst Du endlich Jehann Snut;
un maken s' Di irst tau 'm Gesellen,
dann lat Di nich mihr Nüte schellen.“

2. Der Abschied

De oll Herr Paster, ganz verluren
in all de schöne Frühjohrspracht,
geiht unn'r 'e Linden up und dal;
sin Og' is hell, sin Hart, dat lacht.
Dunn kümmt Jehann herup tau gahn;
de oll Herr süht 't un bliwwt bestahn:
„Sag' mal, Sophie, ist das nicht Hanne Nüte?“ —
„Ja, Vater!“ —

„Sieh bloß mal diesen Hanne Nüte,
er blüht wie Ros' und Apfelblütel!“ —
Un unse Smäd'jung kümmt nu 'ranne.
„Gu'n Morgen, Herr Pastur!“ — „Gu'n Morgen, Hanne!“ —
Was wünschst Du, mein lieber Sohn?“ —
„Je, Herr Pastur, ick hadd min Profeschon
nu richtig lihrt un bün Gesell,
un gistern schrewen sei mi ut.“

„Das ist ja prächtig, lieber Schnut! —
 Sophiechen, liebes Kind, geh' schnell
 zu Mutter, Schnut wär' nun Gesell,
 sie sollt 'ne Flasche Wein 'rausschicken,
 und bring' auch ein paar Gläser mit,
 wir wollen an den Tisch hier rücken.“ —
 De Win, de kümmt. — „Also ein Schmied,
 neu von der Elle,
 ein ausgeschriebener Geselle?“ —
 „Ja, Herr, un wull Adjüs doch seggen.“
 „Dann soll 's nun wohl auf 's Wandern gehn?“ —
 „Ja, morgen, dacht wi, Herr Pastur.“ —
 „Ei, ei! Das ist ja wunderschön!
 Am ersten Mai auf Reisen gehn,
 wenn neu erwacht ist die Natur,
 zu ziehen durch die schöne Welt!
 Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt.

Juchheil!

Trink aus, mein Sohn, trink aus den Wein!
 Drink man, min Sön, ick schenk Di wedder in! —
 Ja, wenn 's mein Stand und Alter litt',
 ich zög' wahrhaftig gerne mit.
 Und wo geht denn die Reise hin?“
 „Je, Vater meint, in 't Reich herin
 un denn nach Bellingen un Flandern;
 un wenn dat möglich wesen kün,nn,
 denn süll ick ok nah England wandern.“ —
 „Und da hat Vater recht, mein Sohn,
 die Hauptsache ist die Profession;
 e i n s soll der Mensch von Grund aus lernen,
 in e i n e m Stücke muß er reifen
 und in der Nähe, in den Fernen
 in seiner Kunst das Beste greifen,
 so 'n Bursch muß durch die Länder schweifen,
 die Ecken, Kanten 'runterschleifen;
 muß lernen sich zu tummeln, rühren,
 den Stoß durch Gegenstoß parieren,
 bis in ihm fertig ist der Mann
 und er sich selbst besiegen kann. —
 Darauf — komm her — trink mit mir aus!
 Und kehr' als tücht'ger Kerl nach Haus!“ —

Un geht mit Hannern bet an t' Dur! —
 „Nun reis' mit Gott, mein lieber Sohn!“

Den annern Dag steiht Meister Snut
 in sine Smäd. — Wo halt hei ut!
 De Funken flogen vör Gewalt,
 dat zischt un brus't, dat kloppt un klung!

De ganz oll Smäd, de sus't un knallt:
 „So, nu man tau! Treck düller, Jung!“ —
 De Püster-Jung, de treckt un treckt,
 bet hei vör Hitt de Tung utreckt
 un blöst ut Näs' un pust ut Nüster
 noch düller, as sin eigen Püster.
 Den Meister is hüt nicks tau Dank,
 sin Red' is barsch, sin Stirn is krus;
 dunn kümmt, den Gorentun entlang,
 Jehann un Mutter ut dat Hus.
 De Ollsch, de gung an sine Sid,
 de Hand up sine Schuller leggt,
 de blage Schört vör dat Gesicht:
 „Jehanning, wander nich tau wid,
 ich heww meindag süs keine Rauh,
 gah nich ut Meckelborg herut,
 för Di is 't grot naug, Jehann Snut.“
 Oll Snut haut up dat Isen in,
 dat zischt un sus't, dat klingt un knallt,
 de Püster-Jung treckt vör Gewalt,
 de Püster pust, all wat hei künn.
 „Ach, Vader“, seggt de Ollsch. —
 „Na, Vader“, seggt de Jung'. —
 De Oll, de smäd't, dat knallt un klung.
 „Hei is nu hir ...“ — „Ick bün nu hir ...“
 Oll Snut grippt mit de Tang in 't Für —
 Bautz! föllt de grote Hamer dal,
 un noch einmal, un noch einmall!
 „Ja, Vader, wull adjüs nu seggen.“
 De Oll ward weg den Hamer leggen
 un dreiht sick üm: „Is dat Manir?
 So kümmt Du in 'ne Smäd herin?
 Wer, meinst Du, dat ick för Di bün?
 Hest Du den Bündel up den Nacken,
 denn möst Di an den Meister wenn'n,
 dat Vaderseggen hett en Enn';
 denn heit 't mit mi ,auf Hufschmidtsch' snacken.“ —
 Jehann gung stilling ut de Smäd.
 Wo schot bi Vadern sine Red'
 dat Blaud em in 't Gesicht,
 dat 't as sin Vaders Isen lücht't!
 Hei kamm taurügg un stunn nu dor,
 den blanken Haut up 't gele Hor,
 stiw as en Pahl, grad as 'ne Ell,
 un kek nich rechts un links un frög:
 „Mit Gunst, daß ich 'reinschreiten mög'?
 Gott' ehr' das Handwerk, Meister und Gesell.“ —

„Süh, so, min Söhn, süh, so is 't recht.
 Bi Höflichkeit un richt'gen Gruß,
 dor steht Di apen jedes Hus;
 dat hett noch keinen Schaden bröcht.
 Makt 't Handwerk Di ok buten swart,
 holl rein de Hand un rein dat Hart.
 Un hest Du dörch de Welt Di slagen,
 un hett Di 't buten nich gefolln,
 denn kannst bi mi mal Umschau holl'n
 un kannst nah Arbeit wedder fragen.
 Un nu, min Söhn, herun den Haut!“
 Un leggt de Hand em up den Kopp:
 „Noch büst Du gaud, nu bliw ok gaud!“
 Un langt den Hamer ut de Eck:
 „So, nu man tau! Nu, Jung, nu treck!“
 Jehann un Mutter gahn herut.
 „Treck düller, Jung!“ seggt Meister Snut,
 un sweißt un smäd't, de Funken flogen
 em in 't Gesicht un in de Ogen,
 dat hei sei, wenn 't de Jung' nich süht,
 sick ut de Ogen wischen müßt.
 „Na“, seggt hei, „orntlich narschen is 't:
 Wo dumm un dämlich spritzt dat hüt.“ —

Fritz Reuter

Ein Schmelzofen im Schwabenland

Bekenntnis zu Völkerfried' und Einigkeit

Jez brennt er in der schönsten Art,
 und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt,¹⁾
 und bis ass d' Nacht vom Himmel fällt,
 se würd die ersti Massle²⁾ chalt.

Und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt,
 i ha druf hi ne Gulde g'spart.
 Gang Chüngi,³⁾ lengis⁴⁾ alte Wi,⁵⁾
 mer wen e wengli lustig sy!

Ne Freudestund isch nit verwehrt;
 me gnießt mit Dank, was Gott bischert,
 me trinkt e frische frohe Mueth
 und druf schmeckt wieder 's Schaffe guet.

1) knarrt 2) bestimmtes Längenmaß Roheisen in Prismaform 3) Abkürzung von Kunigunde
 4) holen, herlangen 5) Wein

E Freudestund, e guti Stund!
's erhaltet Lib und Chräfte gsund;
doch muß es in der Ordng goh,
sust het me Schand und Leid dervo.

E frohe Ma, ne brave Ma!
Jez schenket i und stoßet a:
„Es leb der Marggrov und si Huus!
Zieht d' Chappen ab und trinket us!“

Und 's Bergwerch soll im Sege stohl!
's het menge Burger 's Brod dervo.
Der Her Inspekter lengt in Trog⁶⁾
und zahlt mit Freud, es isch kein Frog.

Drum schenket i und stoßet al
Der Her Inspekter isch e Ma,
er schafft e gute Wi ufs Werk,
er holt en über Tal und Berg.

Me streift der Schweiß am Ermel ab,
me schnufet, d' Bälz verstuune drab,⁷⁾
und mengi liebi Mitternacht
würd so am heiße Herd verwacht.

Der Schmelzer isch e plogte Ma,
drum bringet em's und stoßet a:
Gsegott! Vergiß die Schweiß und Ach,
's het ieden anderen au si Sach!

Am Zahltag teilt isch doch mit kei'm,
und bringsch der Lohn im Nastuch heim,
se luegt di d' Marei fründli a,
und seit: „I ha ne brave Ma!“

Und wenn e Ma si Arbet thut,
se schmeckt em au si Esse gut;
er tuuschi nit in Leid und Lieb
mit mengem riche Galge-Dieb.

Mer sitze do und 's schmecktis wohl.
Gang Chüngeli³⁾ lengis⁴⁾ no emol,
wil doch der Ofe wieder goht,
und 's Erz im volle Chübel stoht!

6) Kasten 7) erschrecken darüber
3) u. 4) siehe S. 258

So brenn er denn zu guter Stund,
und Gott erhalt ich alli gsund,
und Gott biwahr ich uf der Schicht,
daß niemes Leid und Unglück gschicht.

Und chumt in strenger Winters-Zit,
wenn Schnee uf Berg und Firste lit,
en arme Bub, en arme Ma,
und stoht ans Fүүr, und wärmt si dra,

und bringt e par Grumbireli⁸⁾
und leits ans Fүүr und brotet sie
und schloft by'm Setzer uffem Erz —
schlof wohl, und tröst der Gott di Herz!

Frog menge Ma: „Sag, Nochber hel
hesch au scho 's werde seh
im fүүrige Strom de Forme no?“
Was gilts, er cha nit sage: „Jol“

Mir wisse, wie me 's Ise macht,
und wie 's im Sand zu Massle²⁾ bacht
und wie mes druf in d' Schmidte bringt
und d' Luppen ⁹⁾ unterm Hammer zwingt.

Jez schenket i und stoßet a:
Der Hammer-Meister isch au en Mal
Wär Hammer-Schmid und Zeiner¹⁰⁾ nit,
do läg e Sach, was thät me mit?

Wie gings im brave Hamberchs-Ma?¹¹⁾
's muß jede Stahl und Ise ha;
und het der Schnider kei Nodle meh,
sen ischs au um si Nahrig gscheh.

Und wenn im früeihe Morgeroth
der Buur in Feld und Fuhre stoht,
se muß er Charst und Haue ha,
sust isch er e verlohrene Ma.

Zum Broche brucht er d' Wägesse,¹²⁾
zum Meihe brucht er d' Sägesse,
und d' Sichle, wenn der Weize bleicht,
und 's Messer, wenn der Trübel¹³⁾ weicht.

8) Kartoffeln 9) Klumpen 10) Stangenschmied 11) Handwerksmann 12) Pflugschar 13) Traube
2) siehe S. 258

Se schmelzet denn und schmiedet ihr,
und dank ich Gott der Her derfür!
Und mach en andere Sichle drus
und was me bruucht in Feld und Hus!

Und numme keini Sebel meh!
's het gnug misrabli Chrüppel ge,
's hinkt menge ohni Fuß und Hand
und menge schloft im tiefe Sand.

Kei Hurlibaus,¹⁴⁾ ke Füsü¹⁵⁾ meh!
Mer hen 's Lamento öbbe gseh,
und ghört, wie's in de Berge chracht,
und Ängste g'ha die ganzi Nacht,

und g'litte, was me lide cha;
drum schenket i und stoßet a:
Uf Völkerfried' und Einigkeit
vo nun a bis in Ewigkeit!

Johann Peter Hebel

Brief des chinesischen Kaisers Wen-ti an den Häuptling der Hiung-nu (150 v. Chr.)

Im Norden der Großen Mauer ist das Land Euer, und Ihr regiert es mit Recht. Im Süden gehören die Familien mir an; ich kann ihnen gebieten.

Mögen alle Völker im Frieden leben und die Eltern nie von ihren Kindern getrennt werden! Laßt uns unsere Soldaten entlassen und die Schwerter einschmelzen! Laßt uns friedlich in unseren Ländern arbeiten, auf daß die Greise Ruhe haben und die Jugend zu gesetzestreuen Bürgern heranwachse, und alle werden glücklich sein.

Euer Land liegt im Norden, Ihr leidet unter der Kälte. Ich habe meinen Beamten empfohlen, Euch Baumwollstoffe und Reis zu senden. Bedenken wir, daß uns alle ohne Unterschied der gleiche Himmel deckt, die gleiche Erde trägt.

So haben wir den Wunsch, daß Friede in der Welt sei, auf daß die Fische im Wasser schwimmen, die Vögel in der Luft freier fliegen, die Insekten in den Wäldern summen mögen!

¹⁴⁾ Kanonendonner ¹⁵⁾ Gewehr

Ein Wüstentraum

Ich reiste durch eine afrikanische Ebene, und die Sonne schien heiß hernieder. Da lenkte ich mein Pferd unter einen Mimosenbaum, ließ es weiden und setzte mich unter das Gebüsch. Eine schwere Schläfrigkeit überfiel mich, und ich schlummerte ein. Im Schlaf hatte ich einen sonderbaren Traum.

Ich erblickte eine Wüste und eine Frau, die aus ihr heraustrat. Ihr schritt ein alter Mann entgegen, einen Stab in der Hand, auf dem eingeritzt war: „Weisheit“.

Sie sprach: „Ich sehe nichts vor mir als einen dunkel dahinströmenden Fluß mit steilen, hohen Ufern; nur manchmal, wenn ich die Augen beschatte, erblicke ich in weiter Ferne am Ufer sonnenbeschienene Bäume und Hügel. Oh, warum muß ich in dieses ferne Land wandern, das noch niemand erreicht hat? Oh, ich bin so einsam, ich bin ganz allein!“

Der alte Mann antwortete ihr: „Still! Was hörst du?“

Sie lauschte gespannt und sprach: „Ich höre Fußtritte — tausend und aber tausendmal Tausende, sie kommen alle dieses Weges!“

„Dies sind die Tritte derer, die dir folgen werden“, sprach er. „Geh voran! Mach eine Wegspur am Wasserrand! Wo du jetzt stehst, werden tausend und aber tausendmal Tausende von Menschenfüßen den Boden flach treten. Hast du je gesehen, wie Wanderheuschrecken sich einen Weg übers Wasser bahnen? Zuerst wagt sich eine an den Rand und wird hinweggefegt, und dann kommt eine andre und wiederum eine andre, und schließlich bauen sie mit ihren Leibern eine Brücke, über welche die übrigen sicher ziehen.“ Und die Frau fragte: „Von denen, die zuerst kommen, werden manche von der Strömung fortgerissen und versinken — so helfen ihre Leiber nicht einmal eine Brücke bauen?“

„Und wenn sie fortgerissen werden und versinken — was macht es aus?“

„Was macht es aus?“ wiederholte versonnen die Frau.

„Sie machen die erste Wegspur am Wasserrand.“ —

„Und wer“, fragte sie, „wird über die Brücke ziehen, die wir mit unseren Leibern bilden?“

„Die ganze Menschheit“, sprach er.

Da ergriff die Frau ihren Stab. Und ich sah, wie sie den dunklen Pfad zum Ufer hinunterschritt.

Olive Schreiner

(gekürzte Übersetzung aus dem Englischen)

Am Abend zu beten

Es geht ein Pflüger übers Land,
der pflückt mit kühler Greisenhand
die Schönheit dieser Erden.
Und über Menschenplan und -trug
führt schweigend er den Schicksalspflug,
vor dem zu Staub wir werden.

So pflügt er Haus und Hof und Gut
und Greis und Kind und Wein und Blut
mit seinen kühlen Händen.
Er hat uns lächelnd ausgesät
und hat uns lächelnd abgemäht
und wird uns lächelnd wenden.

Rings um ihn still die Wälder stehn,
rings um ihn still die Ströme gehn,
und goldne Sterne scheinen.
Wie haben wir doch zugebracht
wie ein Geschwätz bei Tag und Nacht
so Lachen wie Weinen!

Nun lassen Habe wir und Haus,
wir ziehen unsre Schuhe aus
und gehn mit nackten Füßen.
Wir säten Tod und säten Qual,
auf unsern Stirnen brennt das Mal,
wir büßen, wir büßen.

Und nächstens pocht es leis ans Tor,
und tausend Kinder stehn davor
mit ihren Tränenkrügen.
Und weisen still ihr Totenhemd
und sehn uns schweigend an und fremd
mit schmerzversteinten Zügen.

O gib den Toten Salz und Korn,
und daß des Mondes Silberhorn
um ihren Traum sich runde!
Und laß indessen Zug um Zug
uns leeren ihren Tränenkrug
bis zu dem bittern Grunde.

Und gib, daß ohne Bitterkeit
wir tragen unser Bettlerkleid
und Deinem Wort uns fügen.
Und laß uns hinterm Pfluge gehn,
solang die Disteln vor uns stehn,
und pflügen und pflügen.

Und führe heut und für und für
durchs hohe Gras vor meiner Tür
die Füße aller Armen.
Und gib, daß es mir niemals fehlt
an dem, wonach ihr Herz sich quält:
ein bißchen Brot und viel Erbarmen!

Ernst Wiechert (1946)

Die Teilung der Erde

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
den Menschen zu. Nehmt, sie soll euer sein!
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen,
doch teilt euch brüderlich darein!

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
der Junker pirschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
der König sperrt die Brücken und die Straßen
und sprach: der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
naht der Poet, er kam aus weiter Fern' —
ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
und alles hatte seinen Herrn!

Weh mir! so soll denn ich allein von allen
vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
 an deines Himmels Harmonie mein Ohr —
 verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
 berauscht, das Irdische verlor!

Was tun? spricht Zeus; die Welt ist weggegeben,
 der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
 Willst du in meinem Himmel mit mir leben —
 so oft du kommst, er soll dir offen sein.

Friedrich Schiller



Was ist's, was war's?

Ratterndes Rollen und ringendes Stampfen,
 gellendes Pfeifen, zischendes Dampfen —
 staubumstürmt in herrischer Hast
 eilt die Last.

Aus fliegenden Fenstern blendendes Blinken,
 verrinnende Rufe — verschwimmendes Winken —
 ein letztes Zittern. Ein Hauch
 verweht —
 Restlein Rauch
 zerfließt — vergeht — —

Was ist's? Was war's soeben?
 Ein Zug? Ein Leben — — ?

Aus „Hundert Jahre Deutsche Eisenbahnen (1835–1935)“

„Fünfundzwanzig plus zwölf — durch!“

In einem kleinen Zimmer des Betriebsamtes Göttingen sitzt der Inspektor Brune an einer Art Zeichentisch, wie man sie in den Konstruktionsbüros von Maschinenfabriken oder Baufirmen findet. Die Platte des Tisches ist schräg geneigt, sie ist hinten höher als vorn. Über diese Platte ist ein großes Blatt Papier ausgebreitet, das in

seiner ganzen Breite über zwei Holzrollen läuft, wie sie die Mütter beim Ausrollen des Teiges für den Geburtstagskuchen benutzen. Die eine Rolle befindet sich an der oberen, die andere an der unteren Kante des Tisches. So hat der Inspektor Brune eine gute Übersicht über das Papier und kann bequem und schnell jede Stelle seines Belegblattes mit dem Dreieck und den Zeichenstiften erreichen.

Mit seinem Gewirr von vielfarbigen Linien und Strichen sieht es auf den ersten Blick wie ein Schnittmusterbogen aus, der meist den Frauenzeitschriften beigelegt ist. Bei näherem Zusehen zeigt es sich, daß das Blatt mit einem feinen Netz waagerechter und senkrechter Striche überzogen ist. An den Enden der senkrechten Striche stehen oben und unten am Rande des Blattes die Namen der Stationen von Elze bis Eichenberg verzeichnet. Die waagerechten Linien enden links und rechts des Blattes in Zahlen, die die Uhrzeiten eines Tages angeben, und zwar die feinen Striche die Minuten und die stärkeren die Stunden. Mit dem Vorrücken des Tages schiebt Brune das Blatt über die Rollen, und wenn sein oberer Rand über die untere Rolle verschwunden ist, hat ein schwerer Tag voller Verantwortung und angespannter Aufmerksamkeit sein Ende gefunden, und mit dem neuen Blatt beginnt ein neuer Tag.

Über das Netz der waagerechten und senkrechten Striche laufen schräge Linien von links nach rechts und umgekehrt. Sie sind matt gedruckt und bezeichnen den Lauf der wichtigsten Züge durch das Überwachungsgebiet des Inspektors, wie ihn der Fahrplan vorschreibt. Die Schnittpunkte, an denen diese Zuglauflinien die Striche des Netzes durchschneiden, verraten Brune die Zeit, wann die betreffenden Züge die den senkrechten Strichen zugehörigen Stationen erreichen müssen.

Es ist nach Mitternacht. Die Fensterscheiben des kleinen Zimmers zittern von den Schienenstößen der durchfahrenden Züge. Inspektor Brune, ein blonder Mann mit breiten Schultern, sitzt fast behäbig vor dem Belegblatt, aber in seinen flinken Augen ist ständige Wachsamkeit. Die linke Hand ruht auf dem Dreieck aus durchsichtigem Kunststoff und hält drei sorgfältig gespitzte Zeichenstifte bereit, einen roten für die Reisezüge, einen blauen für die Güterzüge und einen grünen für Sonderzüge. Über ihm an der Wand hängt die große Uhr, deren Gang wie alle Uhren der Eisenbahn mit der sogenannten Mutteruhr im Hauptbahnhof Altona genau übereinstimmt. Darunter verrät dem Inspektor ein schneller Blick auf eine lange gerahmte Tafel unter Glas, welche Bahnhöfe seines Bezirkes für alle Fälle Ausweich- und Überholungsgleise haben. Ihre Anzahl und Anlage ist daraus genau zu ersehen. Auf einem Bildfahrplan am Kopf des Tisches sind alle planmäßigen und Bedarfszugläufe eingezeichnet. Auf diese Weise ist Brune in jeder Beziehung gut gerüstet, schnell wichtige Entschlüsse treffen zu können, die unvorhergesehene Zwischenfälle auf den Strecken von ihm zur Sicherheit von Reisenden und Frachten verlangen.

Vor ihm auf dem Belegblatt stehen ein kleines Mikrophon und rechts neben dem Blatt ein Lautsprecher. Ein Fernsprecher trägt auf seinem großen Kasten zwei Reihen weißer Knöpfe. Drückt er einen dieser Knöpfe nieder, kann er sofort mit dem Fahrdienstleiter des Befehlsstellwerkes auf der Strecke sprechen, das an diesem Knopf hängt.

Es ist ein Uhr sechsfünfzig. Jetzt muß Station Elze die Durchfahrt des FD 276 melden. Und nun knackt es im Lautsprecher, die Stimme des Fahrdienstleiters sagt: „Elze —!“

Brune nimmt den roten Stift in die rechte Hand und schiebt das durchsichtige Dreieck an den Zuglauf des FD 276, der bei Elze in seinen Überwachungsbezirk einbricht.

„Göttingen“, ruft er in das Mikrophon.

„FD zwosechundsiebzig — sechsfünfzig Plan — durch“, ertönt es aus dem Lautsprecher.

„Sechsfünfzig Plan — durch“, wiederholt Brune, zieht mit seinem Zeichenstift eine rote Linie und schreibt an den Schnittpunkt Elze mit der entsprechenden Uhrzeit die planmäßige Durchfahrt. Von nun an wird Brune den Lauf des FD bis nach Eichenberg verfolgen, denn jeder Fahrdienstleiter der Stellwerke an der Strecke sagt ihm die Durchfahrtszeiten an.

Nach einer Weile meldet Banteln den FD. Brune verlängert die rote Linie bis Banteln.

Der Fahrdienstleiter in Haindorf meldet die Abfahrt des D 89 um „vierundzwanzig plus sechs“, das bedeutet, daß er mit sechs Minuten Verspätung abgefahren ist. Der Inspektor legt sein Dreieck an den Lauf des D 89, den er in Eichenberg übernommen hat, führt die rote Linie über die Striche der Hauptgleise von Haindorf und schreibt an ihren Austritt aus diesem Gleisband die Zahl + 6.

Was ist bloß mit dem 5354 — denkt Brune, und seine Augen verfolgen die blaue Linie dieses Güterzuges bis Brüggen.

Godenau müßte ja längst gemeldet haben. Da stimmt doch etwas nicht. Er will den weißen Knopf des Fernsprechers niederdrücken, um Godenau anzurufen, doch da knackt es schon im Lautsprecher, und Godenau meldet sich.

„Was ist mit dem dreiundfünfzigvierundfünfzig?“ fragt Brune.

„Fünfundzwanzig plus zwölf — durch“, antwortet Godenau.

Brune verlängert die blaue Linie bis Godenau und vermerkt dort die zwölf Minuten Verspätung.

Nun kommt Brüggen und meldet die planmäßige Durchfahrt des FD 276. Seine rote Linie nähert sich bedenklich der blauen des Güterzuges 5354. Brune entschließt sich, den FD in Godenau halten zu lassen, wenn Alfeld nicht sofort die Ankunft des 5354 meldet.

„Der tritt ja durch die Nacht“, denkt er.

Alfeld meldet die Durchfahrt des D 89. Er hat immer noch sechs Minuten Verspätung. „Was ist mit dem Dreiundfünfzigvierundfünfzig?“ fragt Brune den Fahrdienstleiter von Alfeld.

„Ich sehe dahinten die Scheinwerfer der Lok, fährt ziemlich langsam.“
„Ich komme gleich wieder“, sagt Brune und ruft Godenau an. Als Godenau sich meldet, ordnet er an, den Streckenabschnitt bis Alfeld zu sperren. FD 276 wird also keine Einfahrt in Godenau haben.

Bevor Brune wieder mit Alfeld sprechen kann, meldet Elze einen durchgehenden Eilgüterzug mit Bananen von Hamburg für Frankfurt mit minus zehn. Er ist also zehn Minuten früher als planmäßig durchgefahren. Was sich diese Eilgüterzüge erlauben dürfen!

Dieser Bananenzug erhält als Sonderzug eine grüne Linie und muß so schnell wie möglich — er fährt 85 Stundenkilometer — durch dieses anscheinend wilde und doch so geordnete Gewirr der sich kreuzenden Linien hindurchgeschleust werden.

Alfeld meldet endlich die Einfahrt des 5354 mit +20 und Lokomotivschaden. Der Fahrdienstleiter hat ihn in ein Ausweichgleis fahren lassen. Brune trägt die Ankunftszeit ein und vermerkt den Lokomotivschaden am Rande des Belegblattes.

Dann ruft er Godenau und verfügt, daß der FD 276 abfahren kann, da die Strecke frei sei.

„Einfahrt frei!“ ruft der Heizer auf dieser Maschine.

„Einfahrt frei“, wiederholt aufatmend sein Lokführer am Hebel.

Karl Unselt

Mein Weg zu Papa Benz

Ich bin erst sechzehn Jahre alt gewesen, als ich vor nunmehr über fünfzig Jahren auf die Wanderschaft ging, die Landstraße stromaufwärts des Rheins, zusammen mit einem Kameraden, der in Koblenz das Schlosserhandwerk gelernt hatte.

Ich glaube, es hat mich niemand von denen, die uns unterwegs begegneten, für einen wandernden Handwerksburschen gehalten, sondern wahrscheinlich für einen Schulbuben, denn ich war ziemlich klein gewachsen und eigentlich nicht mehr als ein Knirps. Aber dafür brannte in mir lichterloh die romantische Sehnsucht nach der Weite und der nüchterne Entschluß zugleich, etwas Tüchtiges zu werden. Man schrieb den Anfang des Jahres 1884, und die Heimat lag für lange hinter mir. Winnigen hieß diese Heimat, Winnigen an der Mosel. Ich habe damals, auf der rheinischen Landstraße, noch kein Heimweh verspürt, trotzdem dachte ich viel zurück nach Winnigen. Von dort stammte ich her, dort hatten meine Ahnen gewohnt, dort lebte mein Vater; und meine Vorfahren hatten mir ein wunderbares Erbteil mitgegeben: alle diese Männer, bis zurück zum Jahre 1706, waren Schmiede gewesen; und auch in mir, das habe ich seit meiner frühesten Jugend ganz klar verspürt, rumorte die technische Neugierde, ein gewisser technischer Verstand und ein gewisser technischer Ehrgeiz.

Mein Vater besaß neben seiner Werkstatt noch ein kleines Weingut und war also nebenher noch Winzer, wie es überhaupt in Winnigen keinen Handwerker gab, der diesen Nebenberuf als Winzer nicht

gehabt hätte. Und daher ist es wohl gekommen, daß ich neben meiner nüchternen technischen Besessenheit noch ein anderes Erbgut mit auf die erste Wanderschaft und mit ins ganze Leben hinausnahm: fröhliches Gemüt, unbefangene Heiterkeit und eine gewisse Harmonie mit allen und jedem, nicht zuletzt mit mir selber.

In Neusatz bekam ich Arbeit in einer Dampfmühle. Diese Arbeit machte mir sehr großes Vergnügen, denn zum ersten Male lernte ich einen größeren Betrieb kennen, und es gab viel zu lernen. Zum ersten Male arbeitete ich in einem reinen Maschinenbetrieb, ich sah, wie Maschinen repariert wurden.

Anfang August 1885 hörte ich, daß man für einen Brückenbau in Großwardein Maschinenbauer suchte, und mit fliegenden Fahnen verließ ich sogleich meine Dampfmühle, meldete mich beim Brückenbau und wurde sofort eingestellt. Und wiederum lernte ich etwas Neues: das Zusammenfügen der Träger und Spanten, das Einziehen der Niete und die Nietung selber. Es gab damals noch keine hydraulische Nietung, alles mußte mit der Hand gemacht werden. Ich fraß an Kenntnissen und Fertigkeiten in mich hinein, was ich nur fassen konnte. Ich wohnte damals in einem Hause, in dem eine Uhrmacherwerkstatt war, und hier verbrachte ich meine freie Zeit. Mehrere Gesellen arbeiteten hier, und sie halfen mir, mich im Zerlegen und Zusammenbauen von Uhren zu üben. Ich habe es bald heraus gehabt.

1888 ging ich nach Mittweida aufs Technikum. Der Beginn des Studiums war für mich namenlos schwer. Es fehlte mir der wissenschaftliche Unterbau und in dieser Hinsicht überhaupt jede theoretische Voraussetzung. Praktisch arbeiten hatte ich gelernt wie kaum ein anderer, aber ich hatte nur die Volksschule besucht, und von Algebra und Geometrie zum Beispiel wußte ich nichts. Manchmal sah es so aus, als ob ich vor einer Mauer stünde, die ich mein Lebtag nicht würde übersteigen können. Es half aber nichts. Mit hartnäckigem Fleiß ging ich diese Mauer an; nach den ersten bitter-schweren Semestern ging das Studium leicht. Und nach sechs Semestern war ich auf der Höhe, und zwar in allen Fächern, und bestand meine Ingenieurprüfung mit „gut“.

Nach einigen Zwischenlandungen trat ich in das Konstruktionsbüro von Grob & Co. in Leipzig ein und arbeitete an jenem 800pferdigen Verbrennungsmotor mit. Um diesen sagenhaften Motor auf die Welt zu bringen, wurde in einem Höllentempo geschuftet. Zwanzig Ingenieure waren an der Konstruktion beschäftigt, und es gelang in ziemlich rascher Zeit, ihn auf die Beine zu stellen.

Das Entscheidende in dieser Leipziger Zeit war für mich, daß ich zum ersten Male in die Geheimnisse des Explosionsmotors eingeführt wurde, der meines Lebens Schicksal werden sollte.

Er war — unbedingt — ein Vorläufer des Dieselmotors. Als dreifache Expansionsmaschine war er gebaut, und die Gase, die im ersten Zylinder ihre Arbeit getan hatten, strömten dann genau wie

bei der Dampfmaschine in den zweiten und in den dritten Zylinder. Der Motor lief ausgezeichnet, zwar nicht genau 800 PS, aber er zeigte eine gute Kraftentfaltung.

Nur ... war es nicht möglich, durch bloßes Verbrennen das ganze Petroleum derart zu verbrauchen, daß keine Rückstände übrig blieben. Diese verschmutzten die Eingeweide des Motors so gründlich, daß man nach knapp zwei Stunden Laufzeit die ganze Maschine auseinandernehmen und reinigen mußte.

Um die Mitte des Jahres 1896 wurde in einer Leipziger Zeitung bekanntgemacht, daß am nächsten Sonntag auf der Rennbahn ein Motorrad der Firma Hildebrand & Wolfmüller vorgeführt werden würde.

Ich wanderte ruhelos um die Maschine herum, dann ging ich zu den Herren, die sie vorgeführt hatten, und erkundigte mich, ob auch schon brauchbare Wagen mit Motoren gebaut würden.

Ja, sagten sie, natürlich, die Firma Daimler in Stuttgart und die Firma Benz & Co. in Mannheim bauten solche Wagen. Sie fügten aber lachend hinzu, der Sache sei noch nicht zu trauen, es stecke alles noch in den allerersten Anfängen.

Ich ging, in tiefes Nachdenken versunken, nach Hause. Als ich daheim war, setzte ich mich hin und schrieb an die Firma Benz & Co. nach Mannheim einen langen Brief. Darin berichtete ich, was ich bisher im Leben gemacht hatte, daß ich im Bau von Explosionsmotoren Erfahrung hätte, und sprach die Bitte aus, sich meine Anschrift für den Fall zu merken, daß sie einen Herrn für das Büro oder den Motorenwagenbau nötig hätten.

Nach wenigen Tagen kam ein Telegraphenbote in die Fabrik und fragte nach mir. Die Depesche, die ich öffnete, enthielt die kurze Nachricht, daß ich für den Wagenbaubetrieb der Firma Benz & Co. angestellt sei.

Als ich mich bei Herrn Benz meldete, teilte er mir mit, ich sei zunächst Assistent vom Betriebsleiter im Motorenbau. Ich wurde dem Betriebsleiter vorgestellt und empfing von ihm meine ersten Anweisungen.

Die Fabrik von Benz & Co. war damals wahrhaftig nicht groß. Sie lag in der Neckarvorstadt. Da war zunächst ein kleines Bürogebäude, unten waren vier Zimmer, und oben wohnte Herr Benz mit seiner Familie. Hinter diesem Hause waren die Räume, in denen die Automobile gebaut wurden. Im Erdgeschoß stellte man die Motoren her, und im ersten Stock waren die Werkzeugmaschinen aufgestellt. In einem anderen kleinen Gebäude wurden die kleinen Velos-Wagen montiert. Links im Gebäude, abgetrennt, war noch Platz für den stationären Gasmotorenbau.

Schon am ersten Tage passierte mir etwas sehr Eigenartiges.

In der Mittagsstunde fiel mir ein, daß ich mir doch einmal den Betrieb im Motorwagenbau ansehen könnte. Ich ging an das Tor, drückte auf den Griff und siehe da, es war verschlossen.

Ich klopfte, die Tür ging etwas auf, und im Spalt erschien das mißtrauische Gesicht von Meister Spittler.

Was ich wollte? „Schließen Sie denn hier immer ab?“ fragte ich erstaunt.
„Freilich.“

„Kann ich mir den Betrieb einmal ansehen?“

Meister Spittler musterte mich wie einen Einbrecher. Dann zog er mißbilligend die Augenbrauen hoch und sagte kurz, daran sei nicht zu denken. Erst müsse Herr Benz seine Erlaubnis dazu geben.

Ich war vollkommen verdutzt.

„Aber hören Sie doch, Herr Spittler ... ich bin doch hier in der Firma angestellt! Und vielleicht bin ich über kurz oder lang ... sogar Ihr Vorgesetzter!“

Ich sah, wie es in Meister Spittlers Gesicht zu wühlen begann, anscheinend war er dieser Lage doch nicht ganz gewachsen.

Schließlich, nach einiger Überlegung, rang er sich zu einem schweren Entschluß durch.

„Also kommen Sie rein“, knurrte er, „aber weiter geht mich die Sache nichts an. Die Folge müsse Sie allein auf sich nehmen.“

Ich habe Herrn Spittler das fest versprochen und durfte jetzt eintreten. Und weil es mir im Leben immer so gegangen ist, daß ich Räume, die für gewöhnliche Sterbliche sonst unzugänglich waren, mit einer ebenso großen respektvollen Scheu wie schweigenden Andacht betrat, so ging ich auch jetzt durch die geheiligten Werkstätten des Motorenwagenbaues innerlich absolut und äußerlich beinahe auf Zehenspitzen.

Dazu kam, daß ich zum erstenmal eine Anlage sehen durfte, in der die höchsten technischen Träume für mich verwirklicht wurden.

Von den Arbeitern, die ich hier am Werke sah, erhielt ich einen geradezu großartigen Eindruck. Sie bildeten eine Auslese dessen, was ich bisher an Spezialarbeitern erlebt hatte, es waren lauter außerordentlich intelligente Leute.

Über eine Stunde wanderte ich umher, und je länger ich verweilte, je genauer ich erkannte, was hier im Werden war, desto stolzer wurde ich auf meine neue Firma, und desto zuversichtlicher war ich. Es erschien mir nicht im geringsten mehr zweifelhaft, daß ich einmal gerade hier, in diesen geheimnisvollen und vor aller Welt verschlossenen Werkstätten mitarbeiten würde. Ich reckte mich unwillkürlich um sämtliche Zentimeter, deren ich fähig war, in die Höhe. Und als das Tor sich wieder hinter mir schloß, ging ich hochaufgerichtet und angefüllt von Ehrgeiz, Energie und Zukunftsfreude weiter ... und prallte auf Papa Benz.

„Wo komme Sie denn her? Was habe Sie denn da drinne gemacht?“

„Ich habe mir den Betrieb angesehen, Herr Benz, schließlich ...“

„Was schließlich!“ fuhr mir Papa Benz über den Mund. „Schließlich habe Sie sich da drinne gar nix anzusehe! Lasse Sie das gefälligst in Zukunft sei, und warte Sie ab, bis Sie dazu gerufe werde!“ Ich habe mir diesen Anpiff gemerkt. Niemals mehr bin ich in den Wagenbau gegangen. Und wenn einmal ein Wagen im Hof stand, bin ich, ohne überhaupt hinzusehen, an ihm vorbeistolzisiert, als wäre er aus Luft.

Das dauerte ungefähr vier Monate.

Während dieser Zeit lernte ich den sehr fortgeschrittenen Gas-
motorenbau bei Benz & Co. gründlich kennen.

Eines Tages wurde ich ins Chefbüro gerufen. Dort saßen Herr Benz
und seine beiden Teilhaber, die Herren Ganss und von Fischer.
Papa Benz sah mich streng an, dann sagte er kurz: „So ... von
morgen ab übernehme Sie den Betrieb von dem Motorwagenbau!“

Ich muß gestehen, daß ich etwas wütend wurde.

„Herr Benz ... das ist ja heiter! Jetzt soll ich auf einmal den Be-
trieb übernehmen und habe keine Ahnung davon! Sie selber haben
mir verboten, den Betrieb überhaupt anzusehen, und ich habe mich
auch nicht mehr darum gekümmert. Ich habe im Gegenteil alles ver-
mieden, um auch nur eine Kleinigkeit vom Wagenbau zu lernen ...
das ist ja heiter ...“

Papa Benz fuhr auf: „Was soll denn da heiter sein, möcht ich wissen!
Ich hab Sie die ganze Zeit beobachtet, Herr Horch! Und ich bin der
Meinung, daß Sie den Betrieb übernehme werdel! Und wenn Sie
meine, Sie verstehe noch nicht genug davon, dann bin ich noch da,
um Sie zu instruieren!“

Jetzt begann für mich eine wundervolle Zeit der intensivsten Arbeit. Ich
war in die engste Werkfamilie aufgenommen, und diese Familie, mitten
unter ihr Papa Benz, arbeitete beinahe ausschließlich am Wagenbau.

August Horch

Wir und das Auto

Wann ich zum ersten Mal ein Auto gesehen habe, weiß ich nicht
mehr. Aber vor dem Jahre 1898 muß wohl jeder Großstädter schon
einmal einem Auto begegnet sein. Das Jahr 1897 hatte in deutschen
Automobilkreisen eine lebhaftige Gärung gebracht. Der Mitteleuro-
päische Motorwagen-Verein war gegründet worden, Daimler baute
ein sechspferdiges Phaëton mit Vierzylindermotor für „Schnellfahrt“,
das die Rekordgeschwindigkeit von 42 km in der Stunde erreichte.
Robert Bosch machte die ersten Versuche mit seinen Zündapparaten
für Automotoren. Auf der Kraft- und Arbeitsmaschinen-Ausstellung
in München im Jahre 1898, die auf dem Gelände stattfand, worauf
jetzt das Deutsche Museum steht, waren auch einige Automobile
ausgestellt. Ich erinnere mich, daß ich diese Automobile als Erschei-
nungen wiedererkannte, die ich schon auf der Straße gesehen hatte.
Ich freute mich über die Steuerhebel oder -räder an senkrechter
Steuerstange. Neben ihnen auf parallel zur Steuerung hinabführen-
den besonderen Stangen berückte mich ein wichtiges Gewirr von
Hebelchen auf gezahnten Segmenten. Noch bedeutsamer tat sich die
große Gummihupe hervor mit ihrem stattlich gewundenen blitzenden
Horn. Außer den auf der Ausstellung puffenden Motoren machte
nichts auf mich einen so zauberhaften Eindruck wie diese rot oder
grün gepolsterten, in allen Gestängen hübsch vernickelten, reizenden
Wagen mit gerippter Kühlschlange hinten oder vorn, stehendem oder

liegendem Motor hinten oder vorn, mit kleineren Vorder- als Hinterrädern, die mit schwachen Pneumatiks oder auch Vollgummi versehen waren. Überall unter den Sitzen und Bodenbrettern steckten Geheimnisse, die ich verehrte, obschon ich von der Unvollkommenheit dieser Maschinen, von Zünddefekten, versagenden Vergasern, Reifenpannen und Unglücken schon viel häufiger gehört hatte, als mir Autos begegnet waren. Damals sang man in München ein Schnaderhüpfel:

Und an Automobil,
is a Wagn, der net will.

Im Jahre 1900 begegnete unserem Pferdefuhrwerk auf der Straße von Berchtesgaden nach Salzburg ein Automobil. Unser Kutscher sprang vom Bock und hielt die Pferde. Vermummt, mit Brillen bewaffnet, leicht vornübergebeugt, vorsichtig und doch machtbewußt, polterten diese Automobilisten an uns vorüber. Der Eindruck auf mich war ungeheuer. Ich fühlte, daß meine Mutter diese Begegnung nicht freute und sie verneinte; daß mein Vater, obwohl Motormann, zwar sehr interessiert, aber nicht sonderlich begeistert war. Ich aber bejahte aus vollem Herzen dies Herrengeschlecht, das über so magische Maschinen verfügte. Bald darauf sah ich ein Auto in Grünwald bei München stehen. Geduldig wartete ich, bis der Besitzer kam und abfahren wollte. Das Stellen der Gas- und Zündhebel, das Ankurbeln hypnotisierte mich. Meine Ungeduld, endlich ein solches Spielzeug selbst zu besitzen, Hebel zu bewegen, die den Wagen schneller oder langsamer laufen ließen, Motoren anzukurbeln, wuchs ins Unerträgliche. Am Abend suchte ich in einem dicken französischen Autobuch meines Vaters nach Namen und Art des Autos, dem zu begegnen ich das Glück gehabt hatte. Siehe da, ich fand es! Mein Gedächtnis trog nicht. Hinten, vom Chassis herab, hatten die Rippenrohre des „Radiateurs“ gehangen, der große Hebel rechts am Steuerrad, die Karosserie sogar — alles stimmte überein. Ich hatte Herzklopfen. Jungenhafter Eifer und Spielbegeisterung mischten sich mit der besonderen Magie des reizendsten aller technischen Spielzeuge, das doch auch von den Erwachsenen so überaus ernst genommen wurde und darum den Jungen um so mehr als vorbildlicher Besitz erscheinen mußte.

Wenn ich von nun an radfuhr, dachte ich mich in den Besitz eines Autos und in seine Handhabung hinein. Bedienungshebel befanden sich irgendwo am Gepäckträger, an der Laternenschraube, dem drehbaren Glockendeckel. Die paar Autos, die in München herumfuhren, wurden stets als Bekannte und Freunde begrüßt.

Aber immer hatten wir noch keinen eigenen Wagen! Immer noch hatte ich selbst in keinem Auto gesessen. Mein Traum wollte und wollte nicht in Erfüllung gehen. Einige Male ergab sich eine Möglichkeit. Aber meine Eltern halfen nicht nach. Man hatte zu viel von Autounfällen gehört. Schließlich erhielt ich unter unverhohlenen Mißbehagen meiner Eltern die Erlaubnis, mit dem Onkel eines Schulkameraden zu fahren. Das war im Jahre 1904 in einem zwölfpferdigen Décauville-Wagen mit Batteriezündung. Unbeschreiblich

war das Gefühl des Stolzes, als ich vorn zum Chauffeur hinaufstieg. Die Fahrt gestaltete sich zu einem Höhepunkt meines jungen Lebens. Aber dieses Wägelchen war ja auch schon etwas mit seinen vier Zylindern, seinem recht ruhigen Gang, seinem Kühler vorn an der Motorhaube, seiner niedlichen, roten Karosserie mit wohlgepflegtem weinrotem Leder. Die Beine des Chauffeurs waren unter einer schwarzen Lederdecke verborgen, die geschlitzt war, um die Steuerung durchzulassen. Geheimnisvoll folgte der Wagen dem unsichtbaren Spiel der Chauffeurfüße auf Kupplung und Bremse. Auf jede Kurve stürzten wir in einem Höllentempo los, und es war unbegreiflich, daß man lebend durchkam, daß ein Fahrzeug so wunderbar beherrscht werden konnte. Noch mehr nahm mich von nun an der Zauber des Autos gefangen.

Und immer noch besaßen wir keinen eigenen Wagen! Das Jahr 1905 endlich brachte die Entscheidung. Mein Vater behauptete, sein Gewissen beschwichtigend, er müsse einen Wagen haben, um das Automobilwesen zu studieren, denn er wolle einen Motor für Automobile bauen. Wenn ich mich aber nicht irre, so trug an der Anschaffung des Wagens die große Reisefreude meines Vaters und der Zauber des Autos, dem auch er inzwischen verfallen war, die entscheidende Schuld.

Nun also waren wir Automobilisten! Jedes Jahr reisten wir im eigenen Wagen durch ein anderes Land. Ich sog gierig die Landstraße, die vorbeirauschenden Bäume, die herrlich wechselnde Landschaft, das Fahrgefühl und die Seele des tickenden Motors, das Geheimnis der Garagen, die Weisheit der Chauffeurs in mich ein. Ich lernte die Kraft der Maschine im Vergleich zum Gewicht des Wagens und zur Landstraße gefühlsmäßig abschätzen, lebte und webte mit der Umdrehungszahl, dem Schalthebel, dem Getriebe, so daß ich, als ich mich das erste Mal selbst ans Steuer setzte, sofort richtig fahren konnte. Vor allem lernte ich rasch sehen, ohne oberflächlich zu sehen. Im Gegenteil, wer der Blasiertheit und dem Machtdünkel zu widerstehen weiß, der wird nichts von allem, was die Erde und die Landschaft je für den Menschen bedeuten, preisgeben oder verlieren; er wird vieles hinzugewinnen.

An alle Wagen, die uns auf unserer ersten Autoreise begegneten, vermag ich mich heute noch zu erinnern. Die Begegnungen begannen mit dem British Daimler von Herkomer. Er verließ gerade seine Heimatstadt Landsberg am Lech auf seiner Fahrt zum Start der Herkomer-Konkurrenz. Wir begrüßten uns, indem wir die Hand an die Mütze legten. Autobesitz bedeutete damals noch Schicksalsgemeinschaft, Besonderheit, Ansatz zur Kastenbildung. Und die Wagenmarken gehörten auf leidenschaftliche Weise wie ein Wappen oder Bekenntnis zum Besitzer. Alle diese Begegnungen gleiten noch heute lebhaft durch mein Gedächtnis: der kleine einzylindrige De Dion kurz vor Zürich, der Hochachtung erweckende Panhard mit der Korbgeflechtkarosserie in Interlaken, ein merkwürdiger sechszylindriger Amerikaner in Chamonix, den man links herum ankurbeln mußte, ein steckengebliebener Zweitakter in Genf, ein Dampfwagen von

Serpollet und dann alle die Mercedes, Opel, Benz, Adler, Horch, Fiat, Napier ...

Jene herrliche Epoche des Autos war gleichsam seine klassische Zeit. Die grundlegenden Formen waren gefunden, ein hohes Maß von Zuverlässigkeit war erreicht; aber noch war das Abenteuer und ein ganz naiver Autostolz lebendig. Die Wagen waren schon zu zahlreich und zu gut, und sie wurden von Tag zu Tag besser. Man durfte sich nicht mehr als Pionier und Besitzer eines Zaubergeheimnisses fühlen. Immerhin war auch diese Zeit noch in Farben und Reize getaucht, die sich einer, der in die heutige Autowelt hineingeboren wird, kaum vorstellen kann. Die Maschinen tickten und klopfen ein wenig anders als heute, sie saugten schlüpfender am Vergaser, und das Schalten in der Kulisse war eine andere Kunst als die mit der synchronen Kugelschaltung von heute. Aber man kam mit diesen Maschinen auch vorwärts; dabei mußte man viel mehr aufpassen, mehr mit dem Geist arbeiten und sich in die Seele der Maschine versenken als heute. Die Landstraßen boten noch Widerstände. Berge und Pässe waren Probleme, die bezwungen sein wollten. Seit dem Triumph des amerikanischen Wagens sind die weiblichen Ansprüche zu stark in das Auto hineinkonstruiert worden. Diese neuen Maschinen folgen ja dem Fußspitzchen jeder Dame so ruhig und folgsam wie das frömmste Pferd. Und das alles auf asphaltierten, mathematisch korrekten Straßen, wo die Kette der Tankstellen und Kundendienste nicht abbricht.

Immer mehr wuchs das Auto in das Schicksal des Menschen hinein. Man gewöhnte sich an das Auto wie an ein Stück des allgemein-menschlichen Inventars, das eben zu unserer Kultur gehört, wie seit Jahrtausenden die Pferde oder Wagen oder Häuser zu unserer Kultur gehören.

Die Arbeit des Menschen und der Alltag hatten sich mehr und mehr des Autos oder umgekehrt, das Auto hatte sich der Arbeit und des Alltags bemächtigt. Von Jahr zu Jahr verschob sich das Verhältnis zwischen einem Auto, das Luxus, Gesellschaft, Reisefreude, Kosten bedeutete, und der Masse der anderen Autos, die dem Beruf halfen, die in immer größerer Gestalt, mit immer stärkeren Maschinen die Lasten der Menschen schleppten, der Post und dem allgemeinen Verkehr dienten oder gar, mit seltsamer Maschinerie und Kranen versehen, die schwersten Arbeiten auf Hafen- und Bauplätzen verrichteten. Immer häufiger mußte man auf der Landstraße Lastwagen und Omnibusse überholen, an deren Fersen man staubschluckend und verzweifelt hing, bis sich die Gelegenheit zum Überholen ergab.

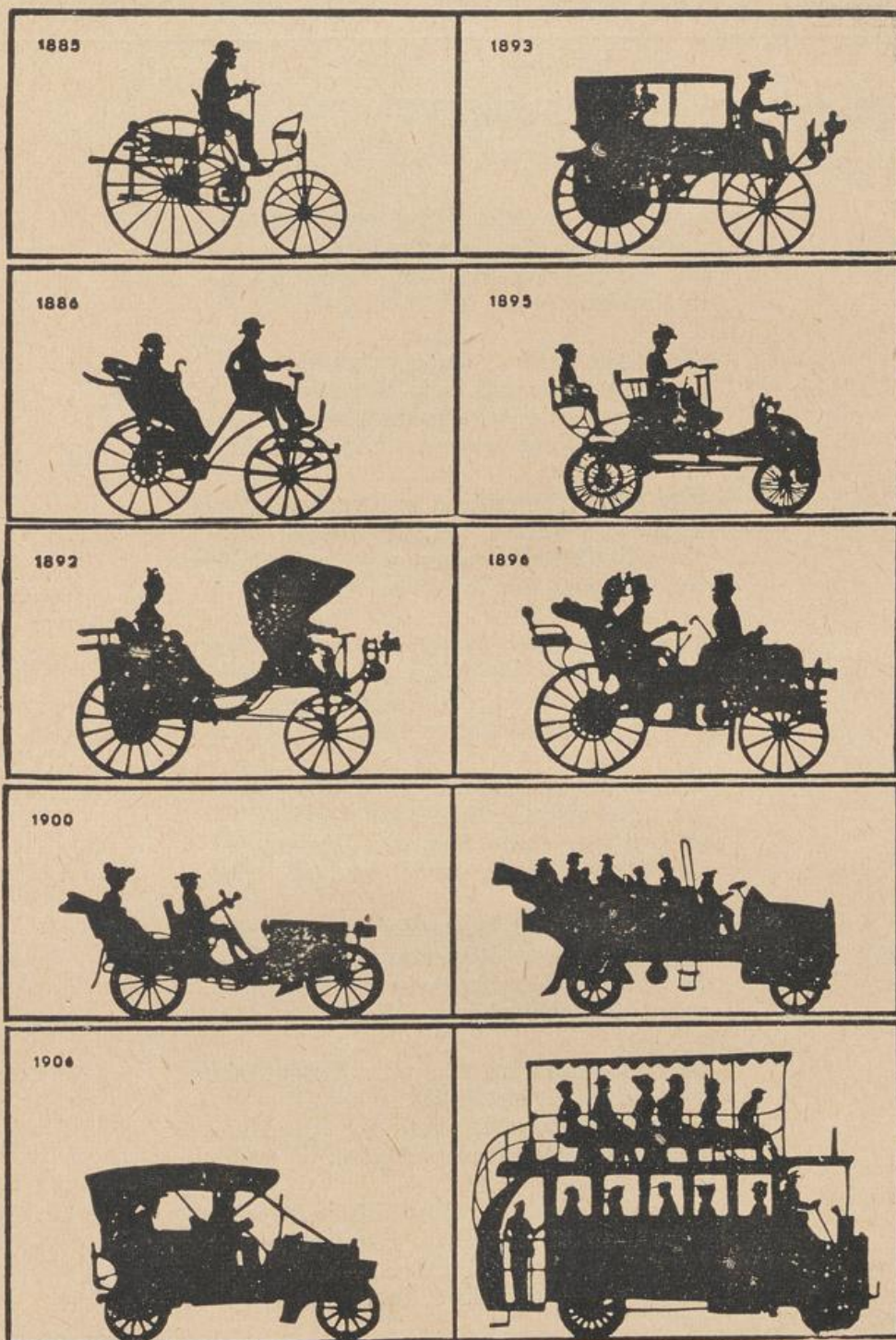
Blicken wir auf das Gesamtergebnis: Der technisch-konstruktive Geist des Autoingenieurs hat sich mit den Bedürfnissen und Wünschen des Menschen und mit den Erfordernissen der Straße derart zu einer Einheit verbunden, daß Stephenson's Forderung, Bahnstrecke und Eisenbahnzug seien wie eine einzige Maschine aufzufassen und immer aufeinander zu beziehen, auch bei Auto und Straße erfüllt zu werden beginnt. Das Straßennetz ist durch Tankstellen, Meldevorrichtungen, Signale, überhöhte Kurven, Ausweichstellen, Kilometersteine

zu einem einheitlich organisierten System entwickelt worden. Und dies System ist durch eine Automobilfauna belebt, deren zahlreiche Gattungen und Arten vom ersten Daimler bis zum Maybach-Zeppelin voneinander abstammen und sich in zwei-, drei-, vier-, ja sechsrädrigen, ein- bis sechzehn- und sechsunddreißigzylindrigen kleinen und großen Fahrzeugen verzweigen wie die Tiere in Darwins Entwicklungslehre. Man sollte es kaum glauben, daß dieser Maybach der Nachkomme eines Kutschwagens ist, auf den man einen Gasmotor setzte, den man, weil man das Gas nicht gut mitnehmen konnte, gleichsam aus Verlegenheit mit Benzin speiste. Aber es ist so! Die Anfänge des Autos waren ganz einfach, fast selbstverständlich, sobald einmal ein Motor da war. Es wurde nicht durch einen Gedankenblitz erfunden. Die Idee des selbstfahrenden Wagens besaß man seit Jahrtausenden, sie stellte keine Erfindung dar. Vielmehr wurde das Auto gewagt und erarbeitet, was übrigens zu allen Zeiten der beste Teil des Erfindens war. Wenn man nun diese Linie von den ersten Daimler- und Benzkutschen bis heute aufmerksam verfolgt, so sieht man, daß bedeutsame Epochen zu unterscheiden sind. Die Epochen unterscheiden sich nicht nur technisch, sondern auch dem Lebens- und Autogefühl und der Kultur nach wesentlich voneinander. Diese Welt ist von anderen Geräuschen erfüllt, von anderen Zeitbegriffen getragen als früher, sie lärmt, sie duftet anders, sie ruft andere Freuden und Leiden, Verheißungen und Gefahren hervor. Sie erzeugt neue Straßen, Gesetze, Bauten, Menschentypen, Sitten, Berufe, ja, sie ballt die Menschen zu neuen Interessengruppen zusammen, sie beeinflusst die Politik und die Kriegführung.

Eine Art von Auto-Epos steht vor meiner Seele: Welch ein Weg von der ersten Benzinkutsche bis zu dem gewaltigen Überauto, das bei 370 km Geschwindigkeit in der Stunde verunglückt und dann wie ein gefällter Dinosaurier lang hingestreckt auf dem Sande von Daytona Beach liegt! Lebendig glitt ein menschlicher Erfindungsgedanke durch Tausende von Metalleibern und Konstruktionen hindurch und zeugte weiter und weiter immer neue Gestalten von Automobilen.

Eugen Diesel





Entwicklung des Autos in Scherenschnitten von Lotte Reiniger

Sängerkrieg um das Luftschiff

Unter dem Himmel

Laßt mich in Gras und Blumen liegen
und schau dem blauen Himmel zu,
wie goldne Wolken ihn durchfliegen,
in ihm ein Falke kreist in Ruh.

Die blaue Stille stört dort oben
kein Dampfer und kein Segelschiff,
nicht Menschtritt, nicht Pferdetoßen,
nicht des Dampfwagens wilder Pfiff.

Laßt satt mich schau in dieser Klarheit,
in diesem stillen, sel'gen Raum,
denn bald könnt' werden ja zur Wahrheit
das Fliegen, der unsel'ge Traum.

Dann flieht der Vogel aus den Lüften
wie aus dem Rhein der Salmen schon,
und wo einst singend Lerchen schifften,
schifft grämlich stumm Britannias Sohn.

Schau' ich zum Himmel, zu gewahren,
warum's so plötzlich dunkel sei,
erblick' ich einen Zug von Waren,
der an der Sonne schifft vorbei.

Fühl' Regen ich beim Sonnenscheine,
such' nach dem Regenbogen keck,
ist es nicht Wasser, wie ich meine,
wurd' in der Luft ein Ölfaß leck.

Satt laßt mich schau vom Erdgetümmel
zum Himmel, eh' es ist zu spät,
wann, wie vom Erdball, so vom Himmel
die Poesie still trauernd geht.

Verzeiht dies Lied des Dichters Grolle,
träumt er von solchem Himmelsgraus,
er, den die Zeit, die dampfestolle,
schließt von der Erde lieblos aus.

Justinus Kerner (1845)

Antwort an Justinus Kerner

Dein Lied ist rührend, edler Sänger,
doch zürne dem Genossen nicht,
wird ihm darob das Herz nicht bänger,
das, dir erwidern, also spricht:

Die Poesie ist angeboren,
und sie erkennt kein Dort und Hier!
Ja, ging die Seele mir verloren,
sie führ' zur Hölle selbst mit mir.

Inzwischen sieht's auf dieser Erde
noch lange nicht so graulich aus,
und manchmal scheint mir, daß das: Werde!
ertön' erst recht dem „Dichterhaus“.

Schon schafft der Geist sich Sturmesschwingen
und spannt Elias' Wagen an;
willst träumend du im Grase singen,
wer hindert dich, Poet, daran?

Ich grüße dich im Schäferkleide,
herfahrend, — doch mein Feuerdrach'
trägt mich vorbei, die dunkle Heide
und deine Geister schaun uns nach.

Was deine alten Pergamente
von tollem Zauber kund dir tun,
das seh' ich durch die Elemente
in Geistes Dienst verwirklicht nun.

Ich seh' sie keuchend glühn und sprühen,
stahlschimmernd bauen Land und Stadt,
indes das Menschenkind zu blühen
und singen wieder Muße hat.

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
durchs Morgenrot käm' hergefahren —
wer möchte da nicht Fährmann sein?

Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
wohl über Bord von Kränzen schwer,
und gösse langsam meinen Becher
hinab in das verlass'ne Meer.

Gottfried Keller (1845)

Das Band läuft

Hebel treten, Schraube fassen,
einmal 'rum und fallen lassen:
Das Band läuft!
Der erste Griff,
der gleiche Griff,
wie jeder Griff
an jedem Tag:
Das Band läuft!

Du möchtest einmal einen Blick,
du möchtest einmal einen Schritt
fort von dieser Stelle tun:
Das Band läuft!

Du möchtest träumen,
nur einmal einen Griff versäumen;
Das Band läuft!

Das Band treibt
immer zu dem gleichen Griff,
immer zu dem gleichen Tritt,
und du läufst mit.
Den ganzen Tag im gleichen Schritt
vor — zurück, — vor — zurück:
Das Band läuft!

Draußen scheint Sonne,
draußen fällt Regen,
im Baum singt ein Vogel ein Lied,
immer das gleiche Glied
mußt du bewegen:
Das Band läuft!

Ob müde, ob faul,
ob krank deine Hände,
das Band hat kein Ende:
Das Band läuft!

Es treibt deine Hand, es treibt deinen Schritt,
und kannst du einmal nicht mehr mit —
für Hände gibt es leicht Ersatz,
ein anderer steht an deinem Platz:
Das Band läuft!

Erich Grisar

Zu Vieren

In meiner ersten Gesellenstelle lernte ich den Wert des gemeinschaftlichen Arbeitens kennen. Wir waren in der Detmolder Kutschwagenschmiede außer dem Meister vier Gesellen und drei Lehrlinge. Da hieß es Hand in Hand arbeiten, namentlich beim Achsenschiweißen.

Der Meister oder der Altgeselle steht am Feuer, um die Achschenkel auf Schweißhitze zu bringen. Mit größter Aufmerksamkeit, den grellen Widerschein der Flamme im Gesicht, starrt er auf das weißglühende Eisen, es hin und wieder mit reinem Sand bestreuend; er dreht und wendet es, daß es teigig wird, ohne zu verbrennen. Jetzt wirft er einen kurzen Blick zum Amboß, an dem schon ungerufen ein Geselle und ein Lehrling bereitstehen, seine Armmuskeln straffen sich, die Hände fassen die Eisenenden fester, heben sie aus dem Feuer und schlagen sie auf die Kante des Ambosses, daß die ganze Schmiede von der in Funken abspritzenden Zunderschicht durchsprüht ist. Der Lehrling faßt den ihm dargebotenen Achschenkel, hält ihn auf den Amboß, der Meister legt den anderen darauf, und mit einem „klebenden“ Schlag seines Vorschlaghammers drückt der Geselle die beiden Enden zusammen. Schon hat auch der Meister seinen Handhammer gefaßt, und mit einigen kurzen, leichten Schlägen des großen und des kleinen Hammers wird das Eisen ineinandergepreßt. Schon eins geworden, wandert es wieder ins Feuer und kommt, auf Schweißhitze gebracht, nochmals auf den Amboß. Aber jetzt stehen wir zu Vieren um ihn. Der Lehrling faßt das eine Ende der Achse, der Meister hält das andere mit der Linken, während die Rechte den Handhammer schwingt und damit die Schläge unserer drei Vorschlaghämmer dirigiert. Im klingenden Viertakt hart nebeneinander, auf kleinstem Raum, heben und senken sich die wuchtigsten Eisenklötze, ohne sich jemals zu berühren. Sichere Hände lenken die Schläge auf die Stelle, welche des Meisters Hammer andeutet. Mit hellem Klang trifft dieser manchmal auf den Amboß, Achtung heischend für die im nächsten Augenblick folgende schnelle Drehbewegung des Eisens. Wieder einmal landet des Meisters Hammer auf dem Amboß, aber mit einem Klirren fällt er flach um. Noch einmal sausen die drei Vorschlaghämmer auf das Eisen, dann kommen auch sie zur Ruhe. Mit fliegendem Atem und hochrotem Gesicht, aber mit blanken Augen sehen wir uns an und gehen dann wieder an die unterbrochene Arbeit.

Oft habe ich später gesehen, wie riesige Dampfhämmer zentnerschwere glühende Eisenblöcke in Gesenke preßten, aber das hat längst nicht einen solchen Eindruck auf mich gemacht, als wenn es in Meister Strecks Schmiede hieß: „Zu Vieren!“

Julius Moshage

Der Mann mit dem weißen Handschuh

Auf einer Reise durchs Ruhrgebiet kamen wir auch in eine der großen Schmiedepressen. Das rotglühende Riesenwerkstück, das sich in der dunklen Halle hin und her wand, war die Kurbelwelle einer Schiffsmaschine; das eine Ende lag unter dem Hammer, der wie ein schwarzer Turm fast bis zur Decke ragt, das andere Ende wurde in der Schlinge einer riesenhaften Gliederkette in der Luft gehalten. Nach jedem Druck der Presse mußte die Lage des Schmiedestücks verändert werden. Die Bewegung so großer Gewichte war mit Menschenkraft nicht möglich, sie geschah durch Wasserdruck und Elektromotoren und wurde geleitet von mehreren Steuerständen aus, die mit je einem Steuermann besetzt waren. Dicht neben der Presse stand ein kleiner Mann, etwas dick, kahlköpfig, das Netzhemd auf der Brust geöffnet, das Gesicht glühend in dem roten Schein und glänzend von Schweiß. Der kleine Mann — so schien es mir — sah zu, wie da gearbeitet wurde und fächelte sich mit einem großen weißen Lederhandschuh Kühlung zu. Es wunderte mich nur, daß er so nah bei der Hitze der Presse stehenblieb, da er doch anscheinend Kühlung suchte, und allmählich kam mir der Gedanke, er müßte doch irgend etwas hier zu tun haben.

Dieser Mann war der Meister der Schmiede, sozusagen der Kapitän, und der weiße Handschuh diente keineswegs als Fächer, sondern als Signalmittel, durch das er die Bewegungen der Kurbelwelle unter dem Hammer leitete. Denn alles kommt beim Schmieden auf Genauigkeit an. Ein Stück ist um so besser, je weniger Nacharbeit später nötig ist. Dieser Mann brachte es fertig, eine Kurbelwelle im Gewicht von vielleicht fünfzig Tonnen, einen Stahlblock von über einem Meter Durchmesser mit seinem Riesenhammer auf eine Genauigkeit von wenigen Millimetern mit der Schmiedepresse zu bearbeiten. Die Augen der Leute an den Steuerständen hingen an dem weißen Handschuh. Die Augen des kleinen Mannes mit dem schwitzenden Gesicht hingen an der roten Glut des Stahlblocks. Nur sein Augenmaß sagte ihm, wie die Welle gedreht und gewendet werden mußte; nur die sparsamen Bewegungen, mit denen der weiße Handschuh aufwärts oder seitwärts geschwenkt wurde, waren die Zeichen, nach denen die Männer an den Steuerständen arbeiteten.

Ich habe viele Männer mit weißen Handschuhen gesehen, aber keinen, der mit einem weißen Handschuh so Außerordentliches bewirken konnte. Der kleine schwitzende Mann im Netzhemd ist eine wichtige Persönlichkeit, wichtiger als mancher Ingenieur, er wird danach bezahlt: ein solcher Schmiedemeister kommt wohl monatlich auf tausend Mark und mehr.

Heinrich Hauser

*„Werkleute alle,
schlag' das Herz Euch höher!“*

Aus Heinrich Lerschs Roman „Hammerschläge“

1. Wieder daheim in der Kesselschmiede

Gegen sieben Uhr war ich in meiner Vaterstadt. Das Kistchen auf der Schulter, kam ich heim, ging gleich in die Werkstatt und packte die Arbeitsbrocken aus.

„Verdammt leer, ist denn gar nichts zu klopfen?“ fragte ich enttäuscht.

„Wir haben einmal aus- und aufgeräumt!“ lachte Paul, „heut oder morgen gibt es dicke Brocken, drei Teerdestillierkessel für Peter Genenger in Viersen! Fünf Meter lang, eins-komma-fünfundzig Durchmesser. Ein Waggon Platten ist unterwegs!“

Vier Mann hoch kamen wir zu Mittag in die erstaunte Familie marschiert: Hein, Paul, Karl, Leo, der soeben seine Lehre als Kaufmann beendet und keine Lust hatte, länger Tapeten und Borden zu verkaufen.

„Die Platten sind schon bezahlt, die Böden sind bezahlt, die Nieten sind bezahlt, mein Gott, und nun kommst du heil wieder? Jetzt brauchen wir keinen Lohn für den versoffenen Kesselschmied, dem man nachlaufen muß und bitten: komm arbeiten!“ Die Mutter fiel mit dem Gesicht auf den Tisch und schluchzte vor Glück. Dann stand sie auf, schüttelte mich an den Schultern und rief meinen Namen. Die Nachbarn kamen vom Flur herein, sahen den Vielgenannten und freuten sich mit der Mutter.

Am selben Nachmittag noch mußten wir mit Winden und Holz dem Wagen mit den Platten entgegenfahren; er war im Dreck stecken geblieben. Drei Pferde und 2000 Kilo, das war eigentlich üblich; aber vom Bahnbau her war die Straße noch mit Lehm bedeckt. Wir hoben die Räder, legten Eisenplatten unter, und dann ging es mit dem Höhögebrüll von sechs Mann geradeaus den Hügel hinan. Das gab einen Klang, als die schon gerundeten Platten vom Wagen abgeworfen wurden. Der ganze nächste Tag ging mit Fahren und Winden vorüber, mit Abladen und Transportieren. Paul machte inzwischen die Vorzeichnerarbeit. Das war ein Gepolter und Gehämmer, die Stutzenlöcher wurden angekreuzt, die Nietlöcher mit der Duplexlochstanze an den Lang- und Rundnähten ausgestanzt. In drei Tagen war der erste Kessel zusammengeschraubt. Inzwischen hatte Paul nach dem gleichen Schema die andern vier Platten angezeichnet; Karl und ich stanzen, Leo verputzte die Löcher. Nun war auch Edgar, der Jüngste, gekommen; er brauchte noch nicht regelmäßig zu arbeiten, denn er sollte nicht Kesselschmied, sondern auch Kaufmann werden. Nun aber mußte er uns ein paar Wochen helfen.

Sogar der Vater, oft so poltrig, betrug sich menschlich; er war ordentlich stolz auf die große Bestellung, die er „herausgemault“ haben wollte, weil der Herr Genender ein „alter Freund“ von ihm war. Wir klopfen ihm auf die Schulter und kauften ihm ein halb Pfund echten AB-Tabak, fragten ihn auch einmal nach Schmiedemethoden, die wir natürlich selber wußten; er warf sich in die Brust, als er unsere angebliche Dummheit hörte. „Sagen soll ich euch das? Ne! Sagen ist Luft. Ich mach euch das! Na, ihr Jungen, jetzt habt ihr den Alten nötig, jetzt kommt ihr gekrochen!“

Er nahm mich beim Ohr und zog mich ans Schmiedefeuer, er legte nach alter Sitte einen Lehmklumpen auf die zu erwärmende Blechstelle und ließ mich den Helmstutzen auf die Richtplatte schmeißen. Dann krempte er mit wilden Schlägen den Bordflansch um, eine Hitze nach der anderen. „Da hat man noch keine Maschine für, das muß man in der größten Fabrik noch von Hand machen! Hä, du vielgereister Fachmann, das lernst du auf keiner andern Bude, hä! Das behalten die alten Schmiede für sich!“

2. Die Nietkolonne

Langgestreckt lagen sie alle drei nebeneinander, die Kessel in der Werkstatt, einer war mit einem Holzgerüst umstellt. Rittlings obenauf saß der Vater, der Nieter, den Klinkhammer in der Rechten, die linke Faust spannte sich um die Döpperzange.

Paul machte den linken Zuschläger, ich den rechten. Wir standen auf den Gerüstbrettern und stützten uns auf die langen Stiele der Vorhämmer. Innen, im Kessel, hielt der Karl die Nietwinde, den Pinn zum Andrehn in einer Hand, in der andern einen kleinen Hammer.

Alle vier warteten wir auf den ersten Niet.

Aus der Ecke vom qualmenden Feuer her rief Leo, der Wärmejunge: „Fertig!“ und schon rannte der kleine Edgar mit dem Niet in den Kessel, steckte ihn ins Loch, Karl klopfte ihn mit einem kleinen Schlag hoch, ließ den Hammer fallen, ruckte schnellen Zugs die Winde darunter und schrie: „Drauf!“ — Der Alte hob den Klinkhammer, Paul ließ schon den Vorhammer niedersausen, ich hieb hinterher, jeder erst einen Schlag auf das Blech, damit sich der Niet auch fest anlegte, dann auf den glühenden Pinn, einszweidrei, einszweidrei! — Der Alte riß den Döpper hervor, setzte ihn auf, und nun hieben wir von oben herunter, den Hammer rundumgeschwungen, rams! auf den Döpper, bams! auf den Döpper, fünfzigmal.

„Kommen lassen!“ brüllte der Vater.

„Fertig!“ schrie Karl.

„Hitze!“ rief Leo.

„Immer kommen lassen, immer Hitze an der Spitze, nicht zu warm und nicht zu kalt, nicht verbrannt und butterweich!“ schrie der Alte und rasselte mit dem Hammer die Hetzmelodie; man sah nur, wie der Bart sich bewegte, die Worte wurden von den Schlägen gefressen. „Drauf!“

Eins in eins griff die Arbeit von den fünf Brüdern. Wir waren nicht fünf Brüder, wir waren eine Nietkolonne, ein Körper mit fünf Leibern, einem Willen, einem Wissen. Wie das Blut durch die Adern eines Leibes, kreiste die Arbeit durch unsere Leiber und belebte uns miteinander, durcheinander, ineinander. Wir wuchsen durch den tempoverbundenen Hammerschlag zusammen. Voran, voran, voran! trieb ein Hammerschlag den anderen, der Stockhalter den Wärmejungen, der Wärmejunge wieder den Nieter: ein werklustdurchbraustes, fünffachgekuppeltes

Mensch-Maschinen-Werk.

Heinrich Lersch

Brückenbauerstolz

Im nächsten Dorf haben die Brückenbauer die Hochzeit Jupps mit der Tochter des Schmiedemeisters gefeiert. Hoch ging es her, Stunde um Stunde! Sie sangen den Bauern ihre Handwerkslieder vor, da waren sie in ihrem Element.

Portugal und Spanien haben wir gesehen
und das schöne Land, die Schweiz.
Dann sind wir in die Heide gefahren,
um zu sehn die wilde Walachei.
Ei warum? — Ei, zu unserm Pläsier,
die lustigen Brückenbauer, das sind wir.

Fällt einer vom Gerüst herab,
sechs Brückenbauer tragen ihn zu Grab,
die andern decken ihn mit Schnapsflaschen zu.
Ei warum? — Ei, zu unserm Pläsier,
die lustigen Brückenbauer, das sind wir.

Darum aufgeschaut!
und ein fest Gerüst gebaut
und dabei auf Gott vertraut
(und Klammer und Strick)!
Bei Wein und Bier,
die lustigen Brückenbauer, das sind wir.

Nach jeder Strophe wiederholten sie laut und schallend den Kehrreim, den alle Brückenbauer kennen und singen, wo immer in der Welt das Schicksal sie zusammenführt:

Wenn wir Geld haben, sind wir lustig,
wenn wir keins haben, sind wir durstig.
Rendezvous, es reisen zu:
Siebzehn Brückenbauer, ein Paar Schuh.

Plötzlich stand der Lauwart in der Tür, einer von den vieren, die beim Bau wachen mußten. „Prost, Lauwart“, rufen die Gesellen; Jupp ging mit einem vollen Glas auf ihn zu. Der aber schob alles beiseite und sprach auf Hannes, den 1. Monteur, ein.

„Los, Jungens“, schrie dieser die Fröhlichen an. „Wir müssen sofort auf den Bau. Draußen ist Eisgang! Habt ihr das verstanden?“ —

Während die Leiterwagen mit den lauten Männern, in denen der Übermut des Festes noch wach ist, durch die stille Nacht der Brücke entgegenrasseln, überlegt Hannes, wie er die Leute ansetzen wird, um das gefährdete Werk zu retten.

Ungenügend Niete waren am Bau, das wußten sie alle; Holtrop, der andere Monteur, war noch unterwegs, um die Niete heranzuschaffen. Auf Stunden kam es an.

Noch einmal stehen alle Gefahren vor Hannes auf, die in langen Monaten der Bauzeit den Bestand der Brücke bedrohten. Nun kommt die Entscheidung. Die Natur selbst drängt sie den Menschen auf. Der Strom beginnt sich aufzulehnen gegen die Fessel, die ihm angelegt wurde, und macht einen letzten Versuch, sie abzuwerfen, ehe sie unlöslich geschmiedet ist.

Da liegt der Strom. Noch verbirgt er seine Kraft unter der weiß im Mondlicht schimmernden Eisdecke, auf der sich verdächtige Risse und dunkle Flecke zeigen. Knistern und hallendes Bersten verrät die Gefahr, deren Größe niemand abzuschätzen vermag; unheimlich ist sie durch diese Ungewißheit. Jeder weiß, daß es kein Zögern gibt, dem Drohenden zu begegnen, und die Wagen stehen noch nicht still vor den Buden, da eilen die Männer bereits auf den Bau und suchen nach einem Platz, auf dem sie wirken können. Eine Viertelstunde später sprühen schon die Nietfeuer, der Kompressor keucht, und in den Luftleitungen zischt es. Da und dort beginnt ein Niethammer auf dem kalten Eisen zu tanzen. Der Kampf hebt an. Es dröhnt wie das Knattern eines Maschinengewehrs durch die Nacht. Der erste Niet sitzt an seinem Platz, und dann schallt es ununterbrochen: Kommen lassen! Hitze drauf! Weißglühend zischen die Niete durch das Dunkel. Sie rasseln in den Schnapptüten und sitzen im Brückenstoß, ehe sie nur den Boden der Tüte erreicht haben. Dumpf rattern die Niethämmer. Die Stille der Nacht verdoppelt jedes Geräusch, als wäre ein halbes Dutzend Nietkolonnen bei der Arbeit. Soviel Niethämmer sind gar nicht auf dem Bau, soviel Luft kann auch der Kompressor gar nicht schaffen, aber dafür sind Leute genug zur Hand, und jede Minute ist kostbar. So stellt Hannes einige neue Nietkolonnen zusammen und läßt sie die Brückenstöße von Hand nieten. Das ist zunächst noch ungewohnte Arbeit, aber nicht lange, da dröhnt aus den Kehlen der Zuschläger zum Dreitakt bereits ein altes, halbvergessenes Nieterlied.

Hannes geht von einer Nietkolonne zur andern.

Wenn Holtrop nicht bald kam, war alles vergeblich. Daß gerade dieses eine Faß mit Nieten fehlen mußte! Nach der Versandliste.

sollte es schon auf dem Bau sein. Vielleicht hatte man vergessen, es abzuschicken, das Faß stand noch irgendwo in der Fabrik herum, und niemand wußte, wem es gehörte, während hier der Erfolg der ganzen Arbeit in Frage gestellt wurde. Verdammte —!

Unterdes war das Eis des Stromes aufgebrochen und staute sich vor den Rüstungen. Vier, fünf, ja sechs mächtige Schollen schossen übereinander, und immer noch führte die schäumende Flut neue Massen heran. Manchmal zwängte eine zersplitternde Scholle sich zwischen den Gerüsten hindurch, oder der ganze Stau kam in Bewegung, um sich unter dem freien Mittelteil der Brücke machtvoll einen Weg zu bahnen. Dann ging jedesmal ein Krachen durch den Bau, ein Zittern und Beben, und jeder der Männer, die dieses Wüten der Natur gegen das Werk der Menschen besorgt erlebten, war froh, wenn das Geschiebe wieder zur Ruhe kam.

Hannes horchte argwöhnisch auf die mancherlei Geräusche, die von da unten heraufbrodelten, da stand plötzlich „Nieterkönig“ vor ihm und meldete, er habe keine Niete mehr. „Kerl, steck deine Finger hinein!“ schrie Hannes, „aber mach mir die Löcher zu!“

„Nieterkönig“ verschwand. Er trieb wirklich noch ein paar Niete auf und schlug einige Löcher dicht. Dann aber kam der Augenblick, wo auch die andern die Arbeit einstellen mußten. Schließlich hörte man auch den Gleichtakt der von Hand nietenden Kolonnen nicht mehr, und nur Lauwart hämmerte in der Werkzeugbude auf seinem Amboß herum, um aus liegengebliebenen Moniereisen ein paar Niete zurechtzuschmieden. Der Budenjunge half ihm dabei, aber viel brachten die beiden nicht zustande, und es würde auch den Bau nicht retten.

Wenn doch Holtrop käme, sorgte sich Hannes, aber von Holtrop war nichts zu sehen. Es war zum Verzweifeln.

Es konnte ja sein, daß die Schrauben und Dorne, die in den Stößen saßen, stark genug waren, den ganzen Bau zu halten, auch ohne daß in jedem Loch ein Niet steckte. Aber wer konnte das wissen? Wer konnte die Verantwortung dafür übernehmen?

Am Nachmittag schickte Hannes die Leute fort. „Schlaft euch aus“, sagte er, „später wollen wir weiter sehen“. Aber keiner verließ den Bau. Es war, als wären sie entschlossen, auf dieser Brücke wie auf einem sinkenden Schiff, von schäumenden Fluten umtost, von der Wucht der Eismassen bestürmt, zu sterben oder als Sieger ihren Triumph über die Gewalt der Natur zu erleben. Immer noch wußte der eine oder der andere sich nützlich zu machen. Hier wurde eine Schraube angezogen, dort ein Dorn fester in einen Stoß getrieben, und wenn dies alles dem Bau auch nicht helfen konnte, wenn er in einem letzten Ansturm des anrückenden Eises seine Stützen verlor, es gab ihnen doch das beruhigende Gefühl, nichts versäumt zu haben, um der Gefahr zu begegnen. Vor allem vertrieb es ihnen die Zeit unerträglichen Wartens.

Es wurde Nacht. Völlige Dunkelheit umgab die Männer auf der Brücke, nichts mehr war zu sehen, und unheimlicher noch klang das

Brechen der Schollen an den Pfosten der Rüstung. Wenn die Wucht des Ansturms nicht ausreichte, das Gewicht der Brücke fortzudrücken, die Schärfe des Eises mußte die Pfosten des Gerüsts bald durchsägt haben.

Hannes ließ ein großes Feuer auf der Mitte der Brücke anzünden. Fröstelnd umstanden die Männer die Glut, die ihre Schatten gespenstisch gegen die Brückenträger warf. Hannes ging unruhig auf und ab. Er besah die Stöße, prüfte sie, aber was nützte das alles, wenn die Mittelstöße nicht genietet waren, die alles Gewicht tragen sollten, sobald die Brücke sich von ihren Gerüsten löste. Er hatte Schrauben in die offenen Löcher stecken lassen und zwischendurch Dorne hineingetrieben, doch das war Behelf. Er traute nur dem festen, unverrückbar zupackenden Niet.

Ein Knack ging durch den Bau, eine Erschütterung, als würde die Brücke an einem Ende angehoben und — zu schwer für den Arm, der seine Kraft an ihr versuchte — wieder zurückgesetzt. Ein blinder Zorn überfiel Hannes. Er schrie die Leute an: „Macht, daß ihr herunterkommt! Genug, daß unsere Brücke gleich in den Hexenkessel hinuntertanzt. Braucht nicht noch mehr Menschen zu fressen, das Ungeheuer!“

Keiner der Leute wich. Sie blickten ebenso entschlossen auf Hannes wie er auf sie. Schweigen lag über dem Bau, dann starrten die Männer wieder in die Glut des Feuers, hinunter auf den gurgelnden Strom. Sie horchten auf das Brüllen des Eises, das irgendwo in der Ferne sich löste und auf die Brücke zuschoß.

Da tauchte im Dunkel, dort wo der Heideweg aus dem Busch herauskam, ein Licht auf.

Das muß er sein, hoffte Hannes, und es wurde ihm leicht über dem Herzen. „Holtrop! Holtrop!“ schrie er laut durch die Nacht.

Hallend kam die Antwort zurück: „Ich bringe die Niete, Hannes! Ich bringe die Niete!“

Wie elektrisiert fuhren die Leute hoch, die Bölze schossen durcheinander, da und dort sprühte der Funkenregen eines frisch aufprasselnden Feuers, Männer flogen dem Fuhrwerk entgegen, und ehe noch einer dazu kam, das Faß abzuladen, das Holtrop heranbrachte, hatten sie bereits den Sack losgerissen, der die Niete deckte, und schleppten jeder einen Armvoll auf den Bau. Die Niete waren noch nicht ganz im Feuer, da rasselte „Nieterkönig“ schon mit seiner Zange gegen die Schnapptüte: „Kommen lassen! Nun mal voran, Jungens, Tempo!“

„Immer langsam!“ schrien die Jungen lachend zurück und ließen die Preßluft in die Flamme blasen, daß sie auszugehen drohte.

Holtrop zankte sich unterdes mit dem Fuhrmann herum, der das Geld für die Fahrt sofort mitnehmen wollte, als ob man jetzt Zeit hätte, sich mit solchen Sachen zu befassen.

„Mensch, halt die Klappe“, fuhr Holtrop ihn an, „hol dir das Geld morgen oder übermorgen. Los, zieh deinen dicken Mantel aus und

pack mit an, denn was nützen uns die langen Niete, wenn wir sie nicht 'reinkriegen, ehe der Hexentanz losgeht!"

Auf der Brücke knatterte bereits „Nieterkönigs“ Lufthammer, da erschien der alte Heising mit seinem Stelzfuß auf dem Bau: unter dem Mantel trug er den feierlichen Gehrock, wie er zu Jupps Hochzeit gekommen war. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, noch einmal mit dabei zu sein, wenn eine Brücke fertig wurde bis zum letzten Niet, und Holtrop sollte auf diese Art Gesellschaft haben während der langen Wagenfahrt vom Bahnhof. Lautes Hallo begrüßte den Alten, während der zweite Niethammer zu rattern begann. Dann ließen auch die Kolonnen, die von Hand nieteten, ihren lebendigen Rhythmus wieder über die Brücke donnern.

Ein neuer Morgen begann. Die Brücke stand noch, und immer weiter schlugen die Männer Niet auf Niet. Schon war die Brücke stark genug, sich selbst zu tragen, aber sie war auch zu fest verbunden mit dem Gerüst, auf dem sie ruhte, als daß sich hätte voraussehen lassen, was geschehen würde, wenn dieses Gerüst sich plötzlich unter dem Druck der Eismassen in Bewegung setzte.

Dann kam der Augenblick, da der erste Nieter vor Hannes stand und meldete: „Fertig, Monteur!“ „Gut“, sagte Hannes und ging, um die frisch geschlagenen Niete auf ihre Festigkeit zu prüfen. Da rief auch schon ein zweiter über die Baustelle: „Fertig, Monteur!“ Die Handnieten stellten ihre Arbeit ein, und von allen Seiten klang es: „Fertig! — Fertig!“

Nur „Nieterkönig“ meldete sich nicht.

„Wie ist es denn mit dir?“ fragte Hannes.

„Fertig“, antwortete Nieterkönig, „aber einen Niet habe ich mir verwahrt — den letzten Niet!“ „Na, dann mach' voran“, nickte Hannes ihm zu. „Willst du ihn nicht selber schlagen?“ fragte Nieterkönig und drückte Hannes den Nietrevolver in die Hand. „Na, wenn ihr meint, wir hätten noch Zeit zu solchem Theater ... Holtrop! Komm her! Hier ist der letzte Niet zu schlagen!“

Holtrop kam heran. „Mach' nur, Hannes“, sagte er ruhig, — „ist ja doch d e i n e Brücke.“

Hannes sah den Kameraden an, dann griff er ihn bei der Hand, während es in seinem Gesicht verdächtig zuckte: „Das vergesse ich dir nicht, Holtrop, und wenn ich tausend Jahre alt werde. Ist m e i n e Brücke, verdammt ja, hat mich Herzblut gekostet, das Luder, und ein paar Jahre meines Lebens dazu. Tröste mich immer: ist Brückenbauer-schicksal, auch — für die andern, ist — na, laß schon gut sein ...“

Als wäre er wieder der frühere Hannes, wandte er sich zur Baustelle: „Ein paar Klinkhämmer her! Wir schlagen den letzten Niet von Hand! Soll jeder was von haben!“

Vier Mann nahmen jeder einen Klinkhammer: Hannes, Nieterkönig, Holtrop und der alte Heising. Jupp hielt den Döpper, und hell klang der Rhythmus der Hämmer in den erwachenden Morgen. Alle Männer auf dem Bau, vom Gefühl des endlich und ehrlich erkämpften Sieges erfüllt, erkannten die Bedeutung dieses Augenblicks.

Der letzte Niet!

Der alte Heising taumelte, als er den Hammer absetzte, — vor Rührung oder aus Anstrengung? „Hab' mir immer mal heimlich gewünscht, ein einziges Mal noch so einen Niet zu schlagen in der alten, feierlichen Art, und nun — ist es wahr geworden.“

Ein Schüttern ging durch den Bau, — ein Bersten und Krachen unter ihnen: — der Augenblick, vor dem sie alle gebangt hatten, war gekommen. Tobend schossen die Eisblöcke mit Teilen des zersplitternden und einbrechenden Gerüsts vor der Kraft der gestauten und nun befreiten Wogen dahin.

Hannes sah das alles nicht, er fühlte mit jedem Nerv, wie plötzlich die Brücke von ihrem Unterbau sich löste, wie ein Schwanken und Zittern durch ihre Träger ging, — dann sprang er auf und ließ sich mit seinem ganzen Gewicht auf die Fahrbahn niederfallen, als könne er damit erproben, ob die Brücke hielt. „Jungens!“ schrie es aus ihm heraus. „Jungens, sie steht!“ — und noch einmal: „Jungens, sie steht!“

Da kamen die Männer schon von allen Seiten herbei, die Kameraden dieses langen Kampfes, dessen Sieg nun endgültig war. Sie sahen, wie Hannes und Holtrop sich die Hand gaben und auf die Schultern schlugen.

Bald marschierten sie alle, Hannes und Holtrop voran, zur Kantine. Dort hatte Gustav einen Grog stehen, steif wie ein Stockfisch, und den Rum dazu verwahrte er schon lange. Der Kapitän, der damals mit seinem Schiff die Brücke rammte, hatte ihn mitgebracht, aber daran wollte jetzt niemand mehr denken, es sollte vergessen sein wie alle Mühsal und Plage langer Monate. Vielleicht, daß dieser und jener an die Männer dachte, die nicht mehr unter ihnen waren, und Holtrop wußte wohl: ihm wäre es zugekommen, ein Wort darüber zu sagen. Er tat es nicht. Es war nicht die Stunde, an verborgene Wunden zu rühren, es war nicht die Stunde, von Mühsal, Plage und Schrecken zu reden, denn vor ihren Augen stand, was größer war als dieses alles: die Brücke.

Stark und kühn spannte sie nun ihren Bogen von Ufer zu Ufer, aus totem Eisen gleichsam lebendig gemacht von Menschenhand. Kein Gerüst verwirrte mehr die Klarheit ihrer Konturen, die sich kraftvoll und beschwingt abzeichneten vor der Himmelshelle. Schon wuchs dieser Bau zusammen mit der Landschaft, der er seinen Charakter geben würde von nun an durch Jahrhunderte.

Erich Grisar

Auf der Kraft- und Arbeitsmaschinen-Ausstellung in München 1898

Das große Ereignis der Münchener Ausstellung 1898 waren die hier zum erstenmal der Öffentlichkeit vorgeführten **Dieselmotoren**. Auf der Halbinsel in der Isar, wo 15 Jahre später der große Ingenieur Oskar von Miller, Diesels Jugendfreund, das Deutsche Museum als

erste Ruhmeshalle der Technik in Deutschland begründet hat, in einem hellbraun gefirnißten hübschen Ausstellungspavillon standen die vier Dieselmotoren; an ihnen waren die vier gewaltigsten Namen der deutschen Industrie zu lesen: Maschinenfabrik Augsburg A.-G., geleitet von Heinrich Buz, die Maschinenbaugesellschaft Nürnberg, die sich kurz nachher mit der Augsburger Firma zu der berühmten M. A. N. vereinigt hat, Friedrich Krupp und Humboldt-Deutz-Motoren A.-G.

In den Haupthallen der Ausstellung sah man in natürlicher Pracht die „Blauen Gumpen“, ein Bergseelein, an dem der Weg zur Zugspitze vorbeiführt, daneben Stände mit Rucksäcken, Nagelschuhen, Eispickeln und alpinistisch bekleidete Wachsmenschen. Auf dem Vergnügungsplatz gab es zum erstenmal eine Wasserrutschbahn, auf der die Frauen kreischten, wenn sie auf den Schienenwagen ins Wasserbecken hinabsausten; die Wagen wurden dann mit Maschinenkraft wieder hinaufgezogen, wodurch die Rutschbahn das Wesen der Kraftmaschine heiter erläuterte. Nebenbei war ein Häuschen mit einem Photoautomaten; wenn man 50 Pf. hineinwarf, flammte ein Blitzlicht auf, und nach einigen Minuten kam das fertig entwickelte Porträt auf Metall heraus. Als andere magische Neuigkeit wurde ein großer Springbrunnen abends elektrisch angestrahlt: blau, rot, gelb, grün, sowie es früher nur die bengalischen Feuer vermocht hatten. Am Himmel schwebte eine dicke gelbe Wurst, Major von Parsevals gefesselter Militär-Drachenballon, aus dem später sein unstarres Luftschiff hervorging.

Ich war damals 9 Jahre alt und begann den Unterschied zu begreifen zwischen den Werkzeug- oder Arbeitsmaschinen, welche arbeiteten, um Dinge zu formen, Wasser zu pumpen, und den Kraftmaschinen, welche die Kraft zum Antrieb all dieser Arbeitsmaschinen lieferten. In den Ausstellungshallen klapperte, surrte, dröhnte es von allerhand Webstühlen, Milchzentrifugen, Druckpressen, Drehbänken, Kreissägen, alles Arbeitsmaschinen, und den Dampfmaschinen, Gas- und Benzinmotoren, Elektromotoren, also Kraftmaschinen.

Der Vater führte selbst seine drei Kinder zum Holzpavillon. Er mochte von diesem Gange mit seinen Kindern zu seinen Motoren schon seit langem geträumt haben. Dreißig Schritt vor dem Eingang blieb er stehen. Er horchte und sah zu einem über das Dach ragenden Auspuffrohr, aus dem es etwa zweimal in der Sekunde unsichtbar, energisch, aber nicht knallend puffte. „Also Kinder, schon hier könnt ihr sehen, daß der Dieselmotor nicht raucht und keinen Kamin braucht wie der Dampfkessel. Schaut genau hin zu dem Auspuffrohr dort oben! Ihr seht auch nicht das geringste Wölkchen.“ Ich warf ein: „Da ist ja doch ein Auspuffrohr! Ich habe geglaubt, daß dein Motor gar keinen Auspuff braucht.“ In meiner kindlichen Vorstellung hatten sich die vielen Gespräche im Elternhaus über die Unsichtbarkeit und Geruchlosigkeit der Abgase des Dieselmotors und

über das Fortfallen des Schornsteins zu der Überzeugung verdichtet, daß er gar keinen Auspuff und also auch kein Auspuffrohr habe. „Natürlich hat er eins“, erklärte der Vater, „denn die Abgase müssen doch irgendwohin entweichen. Aber sie sind freilich rauch- und geruchlos. Die Schornsteine, die unsere Stadt verpesteten und verqualmen, werden nun verschwinden. Und dann auch kann man den Motor, der überhaupt keinen Kessel braucht, sofort anlassen, während die Kessel der Dampfmaschinen zwei Stunden vorher angeheizt werden müssen. Auch läuft unser Motor viel leiser als die mit Gas oder Benzin laufenden; er ist eigentlich gar kein Explosionsmotor, sondern eine Gleichdruckmaschine.“

Inzwischen waren wir in die Maschinenhalle des Pavillons vorgedrungen. Einer von den vier Motoren lief. Ich empfand den Zauber des auf dem kreisenden Rade stehenden Lichtscheines, der sich drehenden Nockenscheiben hoch oben an dem majestätisch beharrenden Zylinder, der auf- und abgehenden Ventilhebel. Der Augsburger und der Kruppsche Motor trieben Wasserpumpen an, deren eine einen gewaltigen Strahl aus dem Pavillon weit in den Isarkanal schleuderte. Der Nürnberger diente nur zur Demonstration. Der Deutzer Motor fiel besonders durch seinen hochglänzend lackierten Zylinder auf. Er lieferte die Kraft für die Lindesche Luftverflüssigungsmaschine, die gleichfalls zum ersten Male der Welt gezeigt wurde.

Die Familie Diesel und viele andere Zuschauer drängten sich um die noch stillstehende Kruppsche Maschine. Einer der jungen Diesel-Ingenieure, Ludwig Noé, ergriff den Schalthebel am Schwungrad, drehte es über den toten Punkt der Kurbel, bestieg dann die Bedienungsplattform oben am Zylinder und ließ die zischende Druckluft einströmen, welche die Maschine anwerfen sollte. Ich reichte mit meinem Kopf nicht weit über das Schutzgeländer am Schwungrad. Meine Backe lag an der metallenen Stange, als auf einige Hebeldrucke hin die Maschine, von der ich von dem Augenblick meiner Bewußtwerdung an hatte reden hören, in aller gewünschten Vollendung zu laufen begann. So wenigstens schien es mir. Die Motoren hatten bis zum Ausstellungstermin so Hals über Kopf hergestellt werden müssen, daß sie erst an Ort und Stelle einreguliert werden konnten, und so ereigneten sich, zumal am Anfang, manche Zwischenfälle.

Diese nutzten die Neider aus, an denen es unserem Vater nicht fehlte; der gefährlichste war der Ingenieur Emil Capitaine, einer jener Erfinder, der durch den Erfolg des industriell ausgewerteten Dieselmotors der Tragik einer verfehlten Laufbahn verfallen war und schon einen Prozeß zur Anfechtung der Dieselschen Patente verloren hatte. Seine Anhänger pflegten sich in aller Frühe im Pavillon einzufinden, um alle Schwierigkeiten beim Anlassen der Motoren zu beobachten. Sie beruhten zum großen Teil auf einem Mangel an den Einspritzdüsen, der damals noch nicht erkannt war. Diese kleine Ursache hatte immerhin die Folge, daß der Auspuff doch zuweilen knallte, namentlich, solange die Maschinen noch kalt waren. Darum brachte man

sie schon vor Tag in Gang, damit dem Publikum diese Kinderkrankheiten verborgen blieben. Der wissenschaftliche Helfer des unglücklichen Konkurrenten Capitaine, Prof. Lüders — ein alternder Physiklehrer mit einem mächtigen bis an den Gürtel wallenden Vollbart —, durchstreifte ständig spähend den Dieselpavillon, schmähte den bedienenden Ingenieur und hat noch nach dem Tode der beiden Gegner seine damalige Drohung wahrgemacht, in einem Buch den „Dieselmythus“ — so betitelte er die Schmähschrift — aufzudecken.

Um so erfreulicher war das Verhältnis zu Prof. von Linde, dem die Herstellung flüssiger Luft geglückt war; Diesel hatte bei ihm früher eine Vorlesung über das Wesen der Dampfmaschine gehört; sein Hinweis, daß diese nur 6—10 % der im Brennstoff verfügbaren Wärme in nutzbare Arbeit verwandle, hatte in dem zwanzigjährigen Studenten den Vorsatz entfesselt, diese Verschwendung eines so kostbaren Stoffes wie Kohle abzustellen und eine anders funktionierende Wärmekraftmaschine zu konstruieren. Da stand sie nun im Ausstellungspavillon und lieferte unter anderem die Kraft für die Luftverflüssigungsmaschine, die der Lehrer des Motorerfinders erfunden hatte! Vater erzeugte in seiner Maschine sehr hohe Temperaturen, Linde, der auch das künstliche Eis herstellen ließ, sehr tiefe. Unser Vater erklärte uns, daß das kein Widerspruch sei, daß vielmehr Kälte und Wärme in eine einzige große Lehre der Physik, in die Wärmelehre hineingehörten.

Anderswo in der Ausstellung sahen wir die Namen und Leistungen von Daimler, Benz, Körting, Parseval. Wir erkennen heute leichter als damals, was eigentlich im Gange war. Schöpferische Menschen der treibenden Kräfte dieses Zeitalters, der Naturwissenschaft und der Technik, griffen in Kreisen ineinander, wie zur Renaissancezeit die Kreise und die Schulen der Kunst ineinander gegriffen haben mögen. Fast alle, die damals an der technischen Gestaltung der Zukunft arbeiteten, kannten einander auch persönlich; sie waren Schul- und Studiengenossen oder Schüler und Lehrer oder auch — miteinander ringende Kämpfer.

Eugen Diesel

(in der Biographie über seinen Vater Rudolf Diesel)

Geteilte Empfindungen

beim Besuch eines Stau- und Elektrizitätswerks

Nun stand ich endlich vor der mächtigen Staustufe, die unserem Strom die große neue Tiefe gibt. Mit Wucht und Strenge eines mittelalterlichen Kastells überbrückt sie auf granitenen Wehrpfeilern die graugrünen Fluten; das Ganze scheint nur aus Eisen, Stein, Glas und braunroten Ziegeln gefügt, wie für Jahrtausende. Wie oft bin ich grollend an dem Werk vorübergegangen, voller Widerspruch

gegen seine gewaltsame Gegenwart. Ich konnte die schöne Uferwelt nicht vergessen, die nun begraben liegt im Schlamm des verlangsamten Flusses. Immer neuen Verlusten hing ich nach. Die Meerzwiebelblüten, die im Vorfrühling wie ausgeschütteter blauer Farbstaub die Böschung bedeckten, die kalmusduftenden Sommergebüsche voll wilder gelber Lilien, die schwarzen weißgeäderten Klippen, auf denen vielleicht schon der Blick der Nibelungen ruhte, als sie hinuntersegelten in das Land ihres Todes —, versunken alles ohne Wiederkehr!

Das erste, was in die Augen fällt, ist eine lange, dem Uferdamm angebaute Steintreppe von sehr geringer Neigung; fast waagrecht liegt sie im strömenden Wasser, auch hat sie nur halbe Stufen, die abwechselnd rechts und links ansetzen. Den Zweck dieser Stiege sah ich nicht ein und nahm mir vor, später danach zu fragen. Es dämmerte noch wenig; aber schon flammte, den Tag verlängernd, eine Lampenreihe über der Brücke auf. Hier standen viele Menschen, fromm bewundernd, wie man früher nur vor Domfassaden stand. Ergriffen blickten sie auf die riesigen Vernietungen und Verstrebungen, die den eisernen Schutzplatten die Kraft verleihen, dem ungeheuren Druck der Wasserschwälle standzuhalten. Ich mischte mich unter die Besucher und ging mit ihnen durch die erleuchtete Halle, wo acht schwarze Gebilde stehen, *Generatoren* genannt, welche bald an geharnischte Moloche, bald an eiserne Türme erinnern. Ein junger Monteur in dunkelblauem Drell trug zwei messingblanke langgeschnäbelte Ölkannen an uns vorüber und bestieg auf gewundener Treppe den dritten Eisenturm. Einen anderen Arbeiter baten wir um Erklärungen; er suchte uns anschaulich zu machen, auf welche Weise in jenen Generatoren magnetische Felder entstehen, und wie sich Wasserkraft in elektrische Energie verwandelt. Man mußte scharf zuhören; der ganze Raum dröhnt, surrt und zittert, Nerven und Sinne schwingen mit. Die Zahl der dunkelblau gekleideten Männer, die das gigantische Werk bedienen, erschien mir klein, und alle haben etwas eigentümlich Stolz, Unbekümmertes, was niemand wundern darf: weiß doch jeder, daß es in seiner Macht steht, mit wenigen Handgriffen eine jener wuchtigen Schutzplatten, die man hier einfach Schützen nennt, ja sogar den Strom selbst samt seinen Schiffen zu heben und zu senken, wie es not tut. Ich glaube, diese Dunkelblauen sind gute Söhne der Zeit; keiner von ihnen will bemerkt werden, jeder nur an seiner Stelle stehen, keinem fällt es ein zu fragen, ob man später noch seiner Hingabe gedenken wird. Auch jene eisernen Erzeuger der elektrischen Ströme, so minotaurisch sie aussehen, sind im Grunde demütig, folgen gerade einem lenkenden Griff, und wo man das wenigste wahrnimmt, geschieht das meiste.

Jeder Art von Rührung werden wir freilich nicht zustimmen. Vor mir stand eine hübsche Frau in weißem Kleide, das rötliche Haar in ein blauseidenes Netz gebunden; überwältigt vom Anblick der

schwarz gepanzerten Maschinen, konnte sie ihre Begeisterung nicht mehr verhalten, und ihre angenehme Stimme war tönend genug, um das fiebrige Summen des Raumes zu durchdringen:

„Wenn einer wiederkäme, der vor hundert Jahren gestorben ist, wie wäre ihm zumute vor diesen Turbinen? Oh, es ginge ihm gewiß nicht anders als uns allen, wenn wir plötzlich vor Sphinxen und Pyramiden stünden!“ Starke Zustimmung weckte dieser Ausruf bei den Umstehenden; vielleicht war ich der einzige, der einen Widerspruch in sich verspürte. Jene großen ägyptischen Denkmale waren um keines zeitlichen Gewinnes oder Zweckes willen da; als mystische Hüter der Tempel und als heilige Gräber der Könige sind sie erträumt; sie wollen ewig sein. Möge das riesige stauende Wehr weithin wirken und nützen! Es wäre aber denkbar, daß eine einzige technische Erfindung ihm über Nacht allen Wert nähme; dann würden einstens die schwarzen Generatoren, belächelt wie Ritterrüstungen, in irgendeiner Sammlung merkwürdiger Dinge verrosten. — Nach und nach entfernten sich die meisten Besucher; ich folgte mit zwei Familien einem älteren Monteur, der am Ausgang der Turbinenhalle die Führung übernahm. Wir unterschrieben einen Schein, der uns zur Vorsicht verpflichtete, und durften nun zwei Gebiete betreten, die sonst nicht zugänglich waren, den Kommandosaal und den Hochspannungsraum. Jener mit Marmor verkleidete Saal der Befehle umschließt wie eine Schädelkapsel das Gehirn der gesamten Leitung, und so gibt es in diesem großen Schaltwerk auch kein gleichgültiges Geschehen: ein rotes Licht glüht auf, leuchtet eine Weile und verlischt wieder, dann ein grünes, und man erfährt: das sind weither gesandte Signale. Oder ein Mann drückt auf einen Knopf, ein Zeiger rückt zu einer anderen Ziffer, und gleich steht unten eine Turbine still. Nach magischem Kabinett sieht hier alles aus; der Uneingeweihte würde Stunden brauchen, um nur einen Überblick zu gewinnen; mitzaubern aber dürfte er doch nicht, und so läßt er sich von dem Führer, der schon nach der Uhr sieht, gern weiterdrängen in das Gefängnis des Blitzes, den Hochspannungsraum.

Ein junges Mädchen, das mit seinen Eltern ging, konnte sich nicht entschließen, hier sofort einzutreten; sie blieb auf der Schwelle stehen, preßte sich, blaß vor Erregung, die Hand auf das Herz und wartete, bis ihr Vater sie am Arm hereinführte. Mir aber lag noch immer das Gesumme der Generatoren im Ohr; ich erwartete auch in diesem Bezirk, den die größte Naturgewalt unaufhörlich durchflutet, einiges Getöse; aber hier waltet Stille des Todes. Auch dem Auge drängte sich zunächst nichts auf; dann aber bemerkte man an den Wänden eine Vielfalt von Röhren und Stangen, dazwischen Meßuhren und eine Art kräftiger glatter Bänder, die Linealen gleich nebeneinander hinlaufen, alle in den schönsten Glanzfarben, violett und weiß, gelb, grün und rosa. Die junge Furchtsame sah enttäuscht umher wie wohl ein Kind, wenn es zum erstenmal in den Tiergarten

kommt und den Löwen schlafend antrifft, anstatt daß er gerade einen Ochsen zerreißt. Reizend aber fand sie die farbigen Bänder; solch einen rosa Lackgürtel habe sie sich längst gewünscht. „Das sind die Sammelschienen der elektrischen Ströme“, erklärte der Monteur; „der Farbenlack ist nur äußerlich, innen bestehen sie aus reinem Kupfer.“ Daß es genügen würde, eines dieser schönen Bänder mit dem kleinen Finger zu berühren, um nur noch ein Grabkleid zu brauchen, davon sprach er nicht; es war ihm zu alltäglich. Nur die Leistungen der Ströme hob er hervor; stolz nannte er eine weit entfernte Stadt, die von ihnen ihr Licht empfängt.

Am Ausgang nahm der Führer schleunigst Abschied; Entlohnung wies er zurück. Vor der Tür aber stand sein junger Sohn und meldete, es werde soeben ein Schiff durch die Schleusenkammer gelassen, er wolle uns das zeigen. Wir folgten dem dunkeläugigen, schlanken Knaben, der mich bald merken ließ, daß er schon wieder dreißig oder vierzig Jahre später geboren ist als sein Vater. Das berühmte Werk ist ihm keine geheimnisvolle Herzensangelegenheit mehr; sachlich nüchtern, fast gelangweilt beschrieb er verborgene Einzelheiten, und von dem Heben und Senken des Wasserspiegels sprach er nicht viel anders als von einem niedlichen Spielzeug. Welche Verwandlung aber geschah mit dem Buben, als wir uns der sonderbaren Treppe näherten, die mir gleich im Anfang aufgefallen war. Die zwei Familien entfernten sich dankend; sie hatten das bereits gesehen und hielten es offenbar nicht für sehr wichtig; um so froher war der Kleine, einen Neuling einzuweihen. „Gibt's denn das noch, daß einer die Fischleiter nicht kennt?“ Er schrie es voll Triumph und sprang so ausgelassen dahin, als käme er aus grauer Schulstube auf einen grünen Spielplatz. Unter einer Lampe wartete er und beschrieb mir nun die wohlwollend schlaue Einrichtung, die den stromaufwärts wandernden Fischen das riesige Hindernis des Wehrs überwinden hilft. Jene halben Stufen haben den Zweck, das Gefälle des Flusses zu mäßigen, indem sie es in viele kleine Teile zerlegen. Immer zwischen zwei solchen steinernen Sprossen entsteht ein Ruhe-raum, worin sich das herabfließende Wasser verfängt und aufhält. Hier kann der Fisch immer wieder eine Weile rasten, und so gelangt er nach und nach ohne sonderliche Mühe ins obere Stromgebiet. Der Knabe faßte meine Hand und führte mich auf schmalem Steinrand um den äußersten Teil des Baues herum; er wollte zeigen, wo die Fischtreppe drüben wieder zum Vorschein kommt. Ich fragte, ob er vielleicht gern zum Angeln gehe; aber sein Eifer ist selbstlos; er fängt weder Fische noch ißt er sie gern. Es beglückt ihn schon, ihnen in freien Stunden zuzuschauen, wie sie, von Stufe zu Stufe schwimmend und springend, den Widerstand besiegen. Auf dem Damm, der sich nach Nebelheim hinauf in die Nacht verlor, gingen wir noch eine Strecke mitsammen. Der Mond war über den Saldenhofer Bergwald gestiegen; er beschimmerte das andere Ufer und den halben Strom; unser Weg lag noch im Schatten. Dem

Kleinen schien etwas aufzufallen; jetzt lief er über die Böschung hinab einem Kieshaufen zu, kehrte zurück, Steine im Arm und warf sie fluchend schnell nacheinander ins Wasser. Da sah ich unten am Damm eine Bewegung; dunkle, kleine Rücken tauchten auf und unter. Der Bub unternahm keinen weiteren Angriff: „Den Fischen tun sie ja nichts, die Bisamratten“, sagte er, sich selbst beschwichtigend. „Aus Amerika hat man sie nach Böhmen herübergebracht, ihrer schönen Felle wegen; jetzt wachsen sie daher wie die Ameisen und richten alles zugrund. Und schön sind sie nur in Amerika; bei uns wird ihr Pelz von Jahr zu Jahr schäbiger. Manchmal kommt ein Herr von der Regierung und meint, er kann sie ausrotten, ist aber alles umsonst. Sind Wühlteufel; jeden morschen Fleck finden sie gleich und nagen und nagen und nagen bis in das Fundament hinein. Wenn das noch lang so dauert, geht das ganze schöne Wasserschloß in Trümmer.“ Ich meinte, so arg müßte es denn doch nicht werden; aber er hat wohl von den Erwachsenen manches gehört, worüber nun sein Köpfchen brütet. Alle Kinder freuen sich an letzten Dingen; schwelgten wir als Knaben doch auch in Szenen des Jüngsten Gerichts und beneideten die Spätgeborenen, die es noch erleben würden, daß Mond und Sterne vom Himmel fielen und Bäche und Flüsse zu brennen begannen. Der Untergang des großen Werkes ist nun einmal sein apokalyptischer Traum geworden, und wollte man sich seine düstere Vorhersage in das eigene Deutsch übersetzen, so müßte sie lauten: Das Wasser beherrschend wird es dem Wasser verfallen. So kindlich sein Geplauder klang, es nötigte doch, an die Vergänglichkeit auch einer so unzerstörbar scheinenden Anlage zu denken; aber da trat einem auch gleich ihre ganze strenge Großartigkeit vor das Auge, die nur den altrömischen Wasserleitungen der Campagna vergleichbar ist.

Ich sah zurück, da stand es als Zauberschloß glanzverströmend in der Nachtschwärze. Die hohen Fenster der Turbinenhalle sandten weithin weiße Strahlen; aus den äußeren Lampen aber wie aus Brausen sprühte abwärts rötlich mildes Licht. Ein weißes Lastschiff, grau befrachtet, mit gelber und blauer Laterne, rauschte daher, von seinem Spiegelbild getragen, und erinnerte, wie sich die Leistungen der kühnen Werkburg ergänzen. Um den Verkehr der Schiffe zu steigern, hat man den Strom gestaut; das andere, die Erweckung der elektrischen Kraft aus dem nie nachlassenden Andrang der Gewässer, geschieht nur nebenher; aber gerade dies ist unvergeßlich. Ob wir je verstehen werden, warum eine nahe blühende Uferwelt versinken muß, damit irgendwo in ferner Nacht Lichter brennen, diese Frage soll uns heute nicht bekümmern. Doch in mancher Lebensstunde mag es heilsam sein, die Halle zu besuchen, wo ein übermenschlicher Gehorsam Urgewalten bändigt, oder den lautlosen Raum zu durchwandern, wo es nur tödliche Berührungen gibt.

Hans Carossa

AUSKLANG

Das Wort des Tischlergesellen

Der Schweizer Dichter Gottfried Keller hat uns in seinem „Grünen Heinrich“ vieles aus seiner Jugend erzählt.

Als der Sechzehnjährige einst von einem Ferienbesuche auf dem Lande nach Zürich zurückkam, entdeckte er zu seiner Überraschung in der Wohnstube auf dem Ruhebett einen ansehnlichen Stoß Bücher, an die 50 Bändchen, alle gleich gebunden, mit roten Schildchen und goldenen Titeln auf dem Rücken versehen und durch eine starke vielfache Schnur zusammengehalten. Von einem Trödler, der ihn schon öfter mit alten Büchern und vergilbten Kupferstichen zu voreiligem Kaufen veranlaßt hatte, waren die Büchelchen in der Zwischenzeit zur Ansicht abgegeben worden. Es waren Goethes sämtliche Werke.

Zwei Jahre mochte es her sein, da hatte ein Schreinergeselle, der in der Stube etwas zurecht zu hämmern hatte, wie von ungefähr gesagt: „In Weimar ist der große Goethe gestorben.“ Dieses Wort war im Herzen des Knaben bewahrt geblieben. Jetzt vor diesem Bücherhaufen glaubte er es in genau dem gleichen Ton wieder zu vernehmen. Es war gleichsam das Zauberwort, mit dem er hastig den Knoten der Schnur löste, und als er aufging, fielen die goldenen Früchte eines 80jährigen Dichterlebens vor ihm auseinander, verbreiteten sich über das Ruhebett und fielen über dessen Rand auf den Boden; es war schwer, den Reichtum zusammenzuhalten. 40 Tage las der Knabe darin. Zuerst griff er nach allem, was sich durch den Druck als dramatisch auswies, dann manches Gereimte, dann die Lebensbeschreibung „Dichtung und Wahrheit“, und als sich der Strom in die mehr wissenschaftlichen Gefilde verlief, fing er von vorn an. Dabei störte ihn eines Abends das Klopfen des Trödlers an der Stubentür; er meldete das Auftauchen eines anderen Käufers. Unter diesen Umständen mußte die Sache bar und sofort bezahlt werden. Das ging über die Kräfte der zögernden Mutter. Da ergriff der Mann wieder seine Schnur, band die Bücher zusammen, schwang den Packen auf den Rücken und empfahl sich.

Das Wort jenes Tischlergesellen hatte halb unbewußt die Ehrfurcht vor dem dichterischen Werk in dem jungen Herzen des zukünftigen Dichters geweckt; es hat nunmehr bewußter noch lang in ihm nachgewirkt. Ob der Handwerksmann wirklich einmal Fausts Österspaziergang oder auch nur den Erlkönig gelesen hatte, wissen wir nicht. Auf jeden Fall muß in seinem Ausspruch ein ehrfürchtig-ergreifender Ton gewesen sein; der schlichte Mann muß ein Gefühl von der Unsterblichkeit dieses Toten gehabt haben.

Sehr fein und richtig hat ein dritter, noch unter uns lebender Dichter, Hans Carossa, an dieses Wort unseres Tischlergesellen die Bemerkung geknüpft:

„Gerade in dem Mann der praktischen Arbeit lebt eine Ahnung davon, daß höchster Geist und gediegenstes Handwerk einander unmöglich feind sein können, daß die beiden vielmehr zusammenwirken müssen, wo immer ein wahrhaft Schönes zur Vollendung kommen soll.“

SYNCHRONISTISCHE TABELLE

„Es wird mir alles faßlicher, wenn ich die politische und die Geschichte der Künste und der Literatur synchronistisch überschaue und dabei mit einem Blick (also auch synoptisch) das Mannigfaltigste wieder erfassen kann, das zu bestimmten Zeiten ineinandergreifend und wirkend einmal lebendig gewesen ist.“

Goethe vor einer auf Leinwand aufgezogenen synoptischen oder synchronistischen Tabelle.

Die folgende Tabelle ist nicht zum Auswendiglernen bestimmt; sie dient vielmehr dem Bedürfnis, die Namen, Werke, Ereignisse, die im Text in anderer Reihenfolge erscheinen, im zeitlichen Ablauf richtig unterzubringen und nach Maßgabe der obigen Goetheschen Äußerung in Querschnitten zu erfassen. Sie mag auch anreizen, im Unterricht oder auch sonst vorkommende zusätzliche Namen und Tatsachen an passender Stelle nachzutragen.

Die Anmerkungsnummern sollen ermuntern, das Bezeichnete im Text oder in den Bildern im einzelnen aufzusuchen und genauer zu verfolgen.

Bei der Auswahl des allgemeinen geschichtlichen Stoffs ist bewußt auf die Geschichtsbücher für die 7. und 8. Klasse (Wege der Völker, Ausgabe A, B u. C, Bd. III und IV, Pädagogischer Verlag Berthold Schulz, Berlin · Hannover · Frankfurt/Main) Bezug genommen. Hier und da zu Rate gezogen sind: Synoptische Tabellen, herausgegeben von S. Kawerau, Franz-Schneider-Verlag, Berlin 1921, und Bruno H. Bürgel, Fackelträger der Menschheit, Hammer-Verlag, Berlin 1947.

	Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1453	Eroberung Konstantinopels durch die Türken	Flucht der griechischen Gelehrten ¹⁾ nach Italien (Renaissance; Humanismus)	Gutenbergs bewegliche Lettern Entdeckungsfahrten zur See durch die vom Osten abgedrängten Seemächte Spanien und Portugal
1492			Zufallsentdeckung Amerikas durch Kolumbus für Spanien
1500			M. Behaims „Erdapfel“ in Nürnberg
		Huttens Aufruf: „O Jahrhundert, o Wissenschaften, es ist eine Lust zu leben!“ Der Nürnbergerische Ratsherr und Humanist W. Pirkheimer ²⁾	Das „Männleinlaufen“ des Mechanikers J. Heuß →
		Huttens Bekenntnis zum Berufs- statt zum Geburtsadel ²⁾	P. Henleins „Nürnbergische Eier“
1519	Regierungsantritt Kaiser Karls V., des Habsburgers, in dessen Reich die Sonne nicht unterging Beteiligung der Zünfte am Regiment der meisten deutschen Städte	Luthers Auffassung: Berufsarbeit ist auch Gottesdienst!	Beschleunigte Verdrängung der Naturalwirtschaft infolge der Einfuhr von Edelmetallen aus Amerika
1525	Scheitern der Bauernaufstände in Südwest- und Mitteldeutschland an der vereinigten Adels- und Fürstenmacht		Verbreitung der doppelten Buchführung nach italienischem Muster ¹⁾ . Großdruckereien in Nürnberg, etwa Anton Koberger ²⁾ , und in Wittenberg Hanns Lufft
1582			Aufkommen des Spinnrades in Deutschland
1543		Kopernikus: Nicht die Erde, sondern die Sonne Mittelpunkt des Weltalls	

1) Renaissance-Kunstwerke
S. 66, S. 149
2) S. 89

1) S. 183
2) S. 85

Spätgotische Goslarer Bergkanne mit Darstellung der bergmännischen Berufstätigkeit¹⁾

J. Syrlin, Schreiner und Holzschnitzer in Ulm²⁾

Des schwäbischen Malers B. Strigel Heilige Familie mit Werkstattdarstellung³⁾

Des Steinmetzen A. Krafft Sakramentshäuschen in Nürnberg⁴⁾

und des Kupferschmieds Lindenast in Nürnberg⁵⁾

Blütezeit des deutschen Volksliedes:

Handwerker- und Rollenlieder¹⁾
Historien von Till Eulenspiegel, dem Schalk, der die ehrsamten Zunftmeister bauernschlau verspottet

Des Rotgießermeisters P. Vischer Sebaldusgrab in Nürnberg⁶⁾

J. Ammans „Ständebuch“ in Holzschnitten⁷⁾

Beginn der Lutherischen Bibelübersetzung als Hauptbeitrag zur sprachlichen und literarischen Einheit Deutschlands

A. Dürers Buch über die Meßkunst⁸⁾

Der Meistersinger Hans Sachs²⁾ mit seinen Schwänken und Fastnachtsspielen

Renaissancepokal aus dem Ratssilber der Stadt Lüneburg⁹⁾; hoher Stand der Goldschmiedekunst

1) S. 149

4) S. 92

7) S. 110

1) S. 62, S. 170, S. 225, S. 243, S. 285

2) S. 66

5) S. 92

8) S. 95

2) S. 96, S. 102 ff.

3) S. 57

6) S. 91

9) S. 149

Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1556 Flucht des enttäuschten Kaisers Karl V. in das spanische Kloster San Yuste. Anwachsen der Macht der fürstlichen Teilgewalten gegenüber dem Kaiser		
1588 Untergang der spanischen Armada: Aufstieg der englischen Seemacht		
1618 Beginn des 30jährigen Krieges: Höhepunkt des weit ausgreifenden Kampfes zwischen Reformation und Gegenreformation; je länger, desto mehr ein Kampf um die politische Vorherrschaft in Europa zwischen den habsburgischen Kaisern und den französischen Bourbonenkönigen	Erstmalige Gewährung von Erfindungspatenten auf die Dauer von 14 Jahren in England; nach E. Diesels Auffassung eines der wichtigsten Daten der neuen Zeit	
1643 ff. Ludwigs XIV. Sonnenkönigtum in Frankreich, Regelung des Wirtschaftslebens von Staats wegen (staatliche Manufakturen, Merkantilismus)		O. von Guericke's „Magdeburger Kugeln“, Luftpumpe und Elektrisiermaschine
1648 Friede von Münster und Osnabrück ¹⁾ : weiteres Sinken der Kaisermacht: →	Als Ergebnis des „Glaubenskrieges“: Gleichberechtigung der Hauptkonfessionen. — Im „Simplizissimus“ heißt es: „Nichts Unsinnigeres auf der Welt als das erbärmliche Spektakel einer Schlacht“ ³⁾	
1679 In England ganz andere Entwicklung als in Frankreich: Habeas-Corpus-Akte →	Gesetz zur Sicherung der persönlichen Freiheit in England	
1682	William Penn mit seinen Quäkern ⁴⁾ als Pionier der Völkerversöhnung in Philadelphia, der „Stadt der brüderlichen Liebe“ →	Zunehmende Besiedlung Nordamerikas durch Engländer und Franzosen
1700 Zar Peter I., der Große, als Schiffszimmermann in Holland		
1749		Des Buchdruckers B. Franklin Entdeckung der elektrischen Natur des Blitzes und Erfindung des Blitzableiters
Carl Eugen von Württemberg als Typ des absolutistischen Kleinfürsten in Deutschland ²⁾	Unter den Gewerbetreibenden und Kaufleuten kein größerer Ehrgeiz als „Hoflieferant“ zu werden	
1763 Friede von Hubertusburg und von Paris: Preußens Großmachstellung unter Friedrich II., dem Großen Ausscheiden Frankreichs zugunsten Englands in Nordamerika	Versöhnung zwischen Sachsen und Preußen in Lessings „Minna von Barnhelm“, die Versöhnung der Religionen in seinem „Nathan“	

1) S. 129

2) S. 139 ff.

3) Vgl. Spalte „Literatur“¹⁾

4) S. 222

Volksbuch vom Doktor Faust. —
Der große englische Dramatiker
Shakespeare

Blütezeit der Barockkunst; Beispiel:
Der Schrankentwurf des Frankfurter
Stadtschreibers Friedrich Unteutsch¹⁰⁾. Gleich überladen und
gewunden die damalige Allonge-
perücke etwa des Großen Kur-
fürsten

In den Niederlanden der Tiermaler
P. Potter mit seinem kraftstrotzen-
den Jungtier¹¹⁾

Zeit- und Entwicklungsroman „Der
abenteuerliche Simplicissimus“ von
Grimmelshausen

Allongeperücke durch den Zopf ver-
drängt. Verfeinerung der Barock-
kunst zum Rokoko:
Rokokoschlösser in Sanssouci und in
Ludwigsburg¹²⁾

Sehr charakteristisch der Augsburger
„Ornamentist“ J. E. Nilson¹³⁾
Rokoko-Porzellan

Goethe in Frankfurt a. M. geboren

Lessings „Minna von Barnhelm“
(mit dem Rokokofrauenzimmerchen
Franziska)

¹⁰⁾ S. 71

¹²⁾ S. 139 ff.

¹¹⁾ S. 132

¹³⁾ S. 141

Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1776 Unabhängigkeitserklärung der amerikanischen Kolonisten vom Mutterland England: 7jähriger Unabhängigkeitskrieg. General Washington gegen den englischen General Howe ³⁾ →	„Recht des Widerstands gegen eine Staatsobrigkeit, die das Recht der Menschen auf Leben, Freiheit und Wohlfahrt verletzt“	
1778		Die Kolbendampfmaschine des schottischen Mechanikers James Watt
1781	Galvanis Froschschenkelbeobachtungen in Bologna Volta's Erzeugung des elektrischen Stroms in Pavia	Erfindung der Spinnmaschine durch den Barbier Arkwright
1789 Demokratische Bundesverfassung der USA unter Mitarbeit von Thomas Jefferson ⁴⁾ → Washington 1. Präsident der Bundesrepublik ⁵⁾ Die große Französische Revolution	„Alles durch das Volk, alles für das Volk“ ⁵⁾ „Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte“	Entdeckung des englischen Ing. Murdoch: ein aus erhitzten Steinkohlen strömendes Gas brennt!
1795 Beginn des militärischen Aufstiegs Napoleons	Kant: Die persönliche Einschränkung im Tun und Lassen der Menschen wird immer mehr aufgehoben, die allgemeine Freiheit der Religion zugestanden; so entsprang die Aufklärung als ein großes Gut; sie ist der Aufbruch des Menschen aus seiner selbstverschuldeten (Untertanen-)Unmündigkeit	Des Papierfabrikanten Montgolfier erste Versuche mit dem Luftballon
1800 „Zerfallen sehen wir in diesen Tagen die alte feste Form, die einst vor hundert und fünfzig Jahren ein willkommener Friede Europas Reichen gab“ ⁶⁾	Schiller: „Meister rührt sich und Geselle In der Freiheit heil'gem Schutz. Jeder freut sich seiner Stelle, Bietet dem Verächter Trutz“ ⁶⁾	Einführung der Webmaschine in England (mechanischer Webstuhl des Buchbinders Jacquard) „Die Entwicklung im 19. Jahrhundert läßt sich auf die Formel bringen: Von J. G. Cotta zu J. G. Farben“ ²⁾
1806 Rheinbundpolitik Napoleons; (Württemberg Königreich) Ende des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“. Zusammenbruch des friderizianischen Preußen bei Jena		
1807 Steins Reformgesetzgebung in Preußen: Bauernbefreiung; städt. Selbstverwaltung; grundsätzliche Ankündigung der Gewerbefreiheit		Des Amerikaners Fulton erste Dampfbootfahrten auf dem Hudson
bis 1810	Gründung der Berliner Universität durch W. v. Humboldt, eine der „moralischen Eroberungen“ nach 1806	
3) S. 14 4) S. 11 5) S. 10 ff. 6) Schiller im Prolog zu seinem Wallenstein-Drama	5) Charakteristik der wahren Demokratie durch den amerikanischen Präsidenten Lincoln 1861 6) Vgl. Spalte „Literatur“ zu 1800! (Und wie geht das Zitat weiter?)	3) Ausspruch des Dichters Bergengruen (vgl. sein Gedicht auf S. 72)

de Lalonde, Zeichner vieler Werkvorlagen. Meister im Stil Ludwigs XVI.¹⁴⁾

Des Württembergers Daniel Schubart revolutionäre Gedichte gegen die Landesfürsten³⁾

Lessings Tod. — Schillers „Räuber“ gegen die Tyrannen. „Lienhard und Gertrud“, Volksroman des Schweizer Pädagogen Pestalozzi⁴⁾

Voß' Übersetzung der altgriechischen homerischen Schiffermärchen von den Irrfahrten des Odysseus⁵⁾

Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“⁶⁾ (Bildungsroman)

Schillers „Teilung der Erde“⁷⁾

Goethes und Schillers gemeinsam gedichtete Zweizeiler (Epigramme)⁸⁾

Hauptverleger unserer **Klassiker**: J. G. Cotta in Stuttgart (vgl. in Spalte 3, 1800, das fettgedruckte Zitat!)

Schillers Lied von der Glocke⁹⁾

J. P. Hebels Alemannische Gedichte (Schmelzofen)¹⁰⁾

Beginn der Arbeit an dem Bildzyklus „Die Tageszeiten“ des romantischen Malers Philipp Otto Runge in Hamburg¹⁵⁾

„Des Knaben Wunderhorn“¹¹⁾, Volksliedsammlung der Romantiker, auch eine der „moralischen Eroberungen“ im Unglücksjahr (vgl. Sp. 2 unter 1810)

Goethes Faust, Tragödie I. Teil¹²⁾ (vgl. 1588, Spalte 5)

¹⁴⁾ S. 69

¹⁵⁾ S. 213 (S. 244)

³⁾ S. 139

⁴⁾ S. 28 f.

⁵⁾ S. 214 ff.

⁶⁾ S. 181 ff.

⁷⁾ S. 264 f.

⁸⁾ S. 105, oben

⁹⁾ S. 45, S. 140

¹⁰⁾ S. 258 ff.

¹¹⁾ S. 243

¹²⁾ S. 212 f.

	Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1813 bis 1815	Freiheitskriege gegen Napoleons Übergewicht. Wachsende Sehnsucht nach nationaler Einheit und freiheitlichem Verfassungsleben	Die ersten Bände der großen Reisewerke Alexanders von Humboldt, Grundlage seines späteren „Kosmos“, eines naturwissenschaftlichen Weltgemäldes. „Rastlos entfaltet die zeugende Natur ihre Knospen, unbekümmert, ob der frevelnde Mensch die reifenden Früchte zertritt“	Des Engländers Stephenson Dampfwagen auf Schienen (Lokomotive)4). Des Tiroler Schneidermeisters Madersperger Konstruktion der Nähmaschine . Des deutschen Buchdruckergesellen König Zylinderschnelldruckpresse (von der „Times“ in England zuerst angewandt). Die ersten Maschinenfabriken in Deutschland; etwa Henschel in Kassel oder Krupp in Essen
1815	Enttäuschung dieser Hoffnungen durch die rückwärts gewandten Bestimmungen des Wiener Kongresses. „Von dem sog. Deutschen Bund läßt sich nur ein sehr schwacher Einfluß auf das öffentliche Glück Deutschlands erwarten“ (Stein)		
1818 bis 1819	Vorzeitige Gründung eines deutschen Handels- und Gewerbevereins durch Friedrich List7); seine Forderung nach Zollfreiheit in Deutschland; List zur Auswanderung nach Amerika gezwungen8)		1. Fahrt des Dampfschiffs „Savannah“ über den Ozean von New York nach Liverpool
1821	Griechenaufstand gegen die veraltete Türkenherrschaft8)	Stiftung des Berliner Gewerbe-Instituts durch Beuth, mit Schinkel zusammen Herausgeber des Prachtwerks geschmackvoller „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker“	Gründung der Gewerbe- und Realschulen in Preußen als eine neue Form deutscher Bildung neben der klassischen, von Goethe als „Zugeständnis an die unaufhaltsam vorwärtsdrängende Technik“ begrüßt
	Anfänge eines Industriearbeiterstandes		
1825	Die soziale Frage die Frage der Zukunft!		Erste Eisenbahnlinie in England
1827		Ohmsches Gesetz für elektr. Ströme	
1829	Erste Gewerkschaft in England	Starke Betonung der inneren Werte der Berufsbildung in Goethes „Wilhelm Meister“7) (siehe Spalte „Literatur“)	Die ersten Versuche mit Elektromotoren
1830	Julirevolution in Paris gegen das 1815 wiederhergestellte Königtum9). Belgiens Trennung von Holland, mit dem man es 1815 vereinigt hatte9). Vergeblicher Aufstand der Polen gegen die russische Zarenherrschaft9). Tumulte gegen das alte fürstliche Regime in Kassel, Braunschweig, ...9)		
	Harte Verfolgungen der Kämpfer für die 1815 versprochenen Verfassungen, z. B. Fritz Reuters10) „Festungstid“	Nach solchen Enttäuschungen Flucht des Bürgertums ins häuslich-idyllische Glück der Familie (vgl. Spalte „Politische Ereignisse“ unter 1815. Steins Ausspruch! Auch die Spalte „Bildende Künste“ auf der Nebenseite und Spalte Literatur auf S. 309, oben)	
1832			

7) S. 203 ff.

8) S. 209

9) S. 209

10) S. 254

7) Vgl. das Zitat unter dem Goethe-Bild auf dem Vorblatt!

4) Eine Forderung Stephensons S. 275, unten

Kinder- und Hausmärchen der Brüder
Grimm (vgl. 1837, Spalte 1)

Des Romantikers E. Th. A. Hoff-
mann Küfergeschichte von Meister
Martin und seinen Gesellen

„Wilhelm Meisters Wanderjahre 13)
(Fortsetzung der Lehrjahre) von
Goethe

„Norica“, Altnürnbergische Ge-
schichten, vom Kunsthistoriker
August Hagen¹⁴⁾

Goethes Eintreten für den Begriff
der Weltliteratur

Th. Hosemanns Bilder aus dem Ber-
liner Biedermeier¹⁶⁾

Des Franzosen Paul Gavarni Mode-
und Sittenbilder¹⁷⁾

Goethes Tod in Weimar¹⁵⁾ — Tod
des englischen Romanschriftstellers
Walter Scott¹⁶⁾

¹⁶⁾ S. 171
¹⁷⁾ S. 201

¹³⁾ S. 55 ff. ¹⁵⁾ S. 298
¹⁴⁾ S. 90 ff. ¹⁶⁾ S. 194

Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1833 bis 1834 Gründung des Deutschen Zollvereins durch Preußen (vgl. in der gleichen Spalte unter 1819!) „Wann wird aus dem Zollparlament ein Vollparlament?“	Der Funkentelegraph der Göttinger Professoren Gauß und Weber	Fr. Lists aufrüttelnde prophetische Schrift über ein allgemeines deutsches Eisenbahnsystem ⁵⁾
1835		Erste Eisenbahnstrecke in Deutschland Nürnberg—Fürth
1837 Vertreibung der sieben aufrechten Göttinger Professoren (Gebr. Grimm, Weber usw.) (vgl. in der gleichen Spalte unter 1830: Reuter!). Zurechtweisung des „beschränkten Untertanenverstandes“ durch die preußische Behörde		Gründung einer Eisengießerei und Maschinenbauanstalt in Berlin N durch den Zimmergesellen A. Borsig nach Besuch der Kunst-, Bau- und Handwerkerschule in Breslau (vgl. in der gleichen Spalte unter 1821!) — Morses Schreibtelegraph
1839		Beginn der Photokunst durch den französischen Maler Daguerre ⁶⁾
1840	Des Chemikers J. von Liebig Steigerung der Feld- und Garterträge durch künstlichen Dünger	
1841		Probefahrt der ersten Borsiglokomotive
1842	Thomas Carlyle (schott. Historiker): Arbeiten und nicht verzweifeln! Lob der Arbeit als Quelle jeden Fortschritts und aller echten Bildung	Ausstellung der ersten Daguerreotypien durch Dauthendey auf der Leipziger Messe ⁶⁾
1844 Vom Militär niedergeschlagener Weberaufstand in Schlesien.	Des Pädagogen Friedrich Fröbel Kindergärten ⁸⁾	
1845		
1846 Gründung der kath. Gesellenvereine durch Pfarrer Kolping. Keimzelle der christlichen Gewerkschaften		Gründung der optischen Zeisswerkstatt in Jena ⁷⁾
1847	Aufruf zum Klassenkampf der Proletarier aller Länder gegen die kapitalist. Gesellschaftsordnung im kommunistischen Manifest von Karl Marx und Friedrich Engels aus der Londoner Emigration, den Begründern des „wissenschaftlichen Sozialismus“	Gründung der Elektrofirma Siemens u. Halske in Berlin

8) S. 226 ff.

5) Lists Vision in Amerika: S. 210

6) S. 144 ff.

7) S. 147 ff.

Des Wiener Schauspielers Ferdinand Raimund volkstümliches Zauber-
märchen „Der Verschwender“ (das
gemütvoll - bescheidene Glück des
inneren stillen Friedens¹⁷⁾)

Eckermanns Veröffentlichung seiner
Gespräche mit Goethe¹⁸⁾

Des Malers Ludwig Richter behag-
liche Szenen aus dem Familien-
und Kleinstadtleben

Heinrich Heines Weberlied: „Das
Schiffchen fliegt, der Webstuhl
kracht, wir weben emsig Tag und
Nacht — Deutschland, wir weben
dein Leichentuch ...“

J. Kerners und G. Kellers Gedichte
gegen und für die Technik¹⁹⁾

Adalbert Stifters Skizzen aus dem
Wiener Kaufmannsleben²⁰⁾
(vgl. Spalte 4 zu 1844)

17) S. 171

18) S. 133

19) S. 278 f.

20) S. 199 ff.

	Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1848	Februarrevolution in Paris: statt Bürgerkönigtum Republik. — Die Märzgefallenen in Berlin. — Nationalversammlung in Frankfurt am Main. Tragisches Scheitern ihrer idealen Absicht der Reichsgründung mit konstitutioneller Verfassung an der ablehnenden „Haltung der Fürsten!“ „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten!“ Ähnliches Scheitern der Einheits- und Freiheitsbewegung in Italien, wo Mazzini ¹¹⁾ den Geheimbund „Das junge Italien“ gestiftet hatte →	Mazzinis Idee eines Bundes „Das junge Europa“ als Symbol der Brüderlichkeit unter den Völkern über den nationalen Existenzkämpfen der Staaten ⁹⁾	
	Scheide der Zeiten: Statt einer Politik der Sittlichkeit — Machtpolitik, Umbruch der Kultur in	Zivilisation!	
1853	Beginn des Krieges zwischen Rußland und der Türkei, der England und Frankreich beispringen (Krimkrieg) ¹²⁾	Verbesserung der Krankenpflege im Krimkrieg durch die Engländerin Florence Nightingale mit ihren Krankenschwestern	Erste Erprobung der Eisenbahn als militärisches Hilfsmittel im Krimkrieg
1855	Bismarck preuß. Gesandter beim Bundestag in Frankfurt	Warnende Stimme A. Stifters: „Wir wollen das sanfte Gesetz suchen, das Gesetz der Gerechtigkeit und der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder Mensch als Kleinod von allen anderen Menschen geachtet wird.“	
1856	Beendigung des Krimkrieges zugunsten der Türkei oder besser ihrer Helfer, der Westmächte. Die Dardanellenfrage und der Balkan weiter ein Unruheherd der europäischen Politik	Einführung der Bessemerbirne in der englischen Stahlerzeugung	
		Bessemer Inhaber von über 120 Patenten. Das eiserne Zeitalter wird zum stählernen	Erster Depeschenwechsel über Ozeankabel zwischen der Königin von England und dem Präsidenten von Amerika
1859	Italienischer Einigungskrieg gegen Oesterreich, das nach dem Waffenstillstand von Villafranca die Lombardei aufgibt	Nach Erlebnissen auf den oberitalienischen Schlachtfeldern Eintreten des Schweizer Menschenfreundes Henri Dunant für humane Behandlung kranker und verwundeter Kriegsgefangener (Ursprung des Roten Kreuzes!) Vgl. auch oben zu 1853!	
1860			
1861	Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland durch den reformfreundlichen Zaren Alexander II.		

11) S. 218

12) Wirtschaftliche Nachwirkungen S. 195 ff.

9) S. 218

Harriet Beecher-Stowe: „Onkel Toms Hütte“, nordamerikanischer Roman gegen die Negersklaverei²¹⁾
A. Stifters Lesebuch zur Förderung der humanen Bildung vom österreichischen Unterrichtsminister abgelehnt²²⁾

Infolge des „unaufhaltsamen Fortschritts der Technik“ (vgl. in der Spalte „Technisches“ unter 1821!) Abwendung von Romantik und Biedermeiertum zu wahrheitsnaher Darstellung

in der Malerei etwa bei Jean Francois Millet, einem französischen Bauernsohn (Der Sämann¹⁸⁾, Die Aehrenleserinnen →

in der Dichtung in G. Freytags Kaufmannsroman „Soll und Haben“²³⁾, in Otto Ludwigs Dachdeckerroman „Zwischen Himmel und Erde“²⁴⁾, in G. Kellers autobiographischem Roman „Der grüne Heinrich“²⁵⁾

Fritz Reuters „Hanne Nüte“, 'ne Vogel- und Minschengeschicht²⁶⁾

18) S. 9

21) S. 11, S. 218 (Mrs. Addams als Gesinnungsgenossin)

22) S. 6 25) S. 105 ff.

23) S. 190 26) S. 254 ff.

24) S. 73 ff.

	Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1862	Vortrag des deutschen Arbeiterführers Lassalle „Über den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes“		
1864		Siemens - Martin - Verfahren zur Verbesserung der Stahlerzeugung	
1865	Nach Beendigung des nord-amerikanischen Bürgerkrieges Aufhebung der Sklaverei ¹³⁾ Erste deutsche Gewerkschaft der Tabakarbeiter	Aufblühen des Überseehandels in Hamburg: Inhaber der Firma Godeffroy, „der König der Südsee“, Begründer des nach ihm genannten naturkundlichen Museums ¹⁰⁾	
1866	Bismarcks Lösung der deutschen Frage „durch Blut und Eisen“ (Bruderkrieg mit Oesterreich) Buchdruckergewerkschaft		
1867	Norddeutscher Bund. Bundeskanzler Bismarck. Allgem. Wahlrecht zum Reichstag. Gewerbeordnung mit nun allmählich durchgeführter Gewerbebefreiheit (vgl. in der gleichen Spalte unter 1807—10!) als Gegenteil vom Merkantilismus	Karl Marx, „Das Kapital“, Bd. I	Dynamomaschine von W. v. Siemens
1868	Aus dem Verein der Maschinenbauer Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine liberaler Richtung		
1869	Gründung der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Eisenach durch August Bebel und W. Liebknecht (im Gegensatz zu Lassalles deutschem Arbeiterverein), mit Anschluß an die 1. Internationale	Brehms Tierleben	Eröffnung des Suezkanals zur Abkürzung des Seeweges nach Indien und Ostasien. — Erste Pazifikbahn New York — San Franzisko
1870 bis 1871	Gründung des Deutschen Reichs im Deutsch-Französischen Kriege. — Kaiser Wilhelm I. Rom Hauptstadt des ebenfalls geeinten Königreichs Italien Prozesse gegen A. Bebel und W. Liebknecht	Prophetisches Wort in des österr. Dichters Grillparzer Tagebüchern: „Die Entwicklung geht vom Weltbürgertum der Goethezeit zum Nationalismus und vom Nationalismus zur Barbarei!“ Beginn der Schliemannschen Ausgrabungen in Troja ¹¹⁾	
1873			

13) Wirtschaftliche Nachwirkungen S. 198

10) S. 240 ff.
11) S. 191, S. 198

Des Braunschweigers Wilhelm Raabe
„Hungerpastor“, ein Schusterroman
(Motto: Nicht mitzuhassen, mitzu-
lieben bin ich da!)

Richard Wagners Oper „Die Mei-
stersinger von Nürnberg“²⁷⁾

Hans v. Marées, „Die Ruderer“,
Fresco in dem Institut zur Erfor-
schung der Seetiere in Neapel¹⁹⁾

19) S. 3

27) S. 96 ff. (Lehrbubenszene)

	Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1874	Gründung des Weltpostvereins in Bern (Stephan)	Gründung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin durch die Braunschweigerin Henriette Breymann-Schrader; Entwicklung neuer sozialpädagogischer Frauenberufe ¹²⁾	
1875			
1876		Nach Vervollkommnung durch den Bostoner Prof. Bell Einführung des Telefons	
1877		Edisons Phonograph (Sprechmaschine)	
1878	Europäischer Kongreß in Berlin; Bismarck als „ehrlicher Makler zwischen Rußland und der Türkei“; wieder keine endgültige Lösung wie 1856 (vgl. in der gleichen Spalte unter 1856!)		
1879	Abbrechen des sog. Kulturkampfes gegen den „politischen Katholizismus“. Beginn des Kampfes „wider die gemeingefährlichen Sozialdemokraten“ durch Bismarck: Verbot ihrer Vereine, Versammlungen, Veröffentlichungen	Bebels Buch über die Frau: gegen die Rechtsungleichheit und Mindereinschätzung der Frau gegenüber den Männern ¹³⁾	Edisons Kohlenfaden-Glühlampe
1881	Kaiserl. Botschaft über Heilung der sozialen Schäden durch Versicherungspflicht gegen Krankheit, Unfall und Alter		Bildruck durch Rasterätzung. Erste elektrische Straßenbahn in Berlin-Lichterfelde
1882			
1884			Erfindung der Setzmaschine Linotype durch den schwäbischen Uhrmacher O. Mergenthaler; erste Anwendung in Amerika
1885 ff.			Die ersten Kraftwagen mit Benzinmotor bei Benz-Mannheim und Daimler-Eßlingen ⁸⁾ . Die Anfänge des Motorrades ebenda
1887			Gründung der AEG durch W. Rathenau sen.
1888	Durch den frühen Tod Kaiser Friedrichs: erneutes Entschwinden der Möglichkeit einer humaneren liberal-demokratischen Entwicklung im Deutschen Reich (vgl. in der gleichen Spalte unter 1815 u. 1848!) ¹⁴⁾		Anfänge der Kunstseidefabrikation in Frankreich ⁹⁾

¹⁴⁾ Karl Schrader, liberaler Freund Kaiser Friedrichs I., S. 232

¹²⁾ S. 226 ff.

¹³⁾ Vgl. Fröbels Anschauung S. 229

⁸⁾ S. 270

⁹⁾ S. 136 über Bellamy

G. Kellers Schneidernovelle „Kleider machen Leute“ im II. Bd. der „Leute von Seldwyla“

A. v. Menzel, „Auf dem Bau“ und „Das Eisenwalzwerk“ (vgl. in der Spalte „Bildende Künste“ unter 1855!)²⁰⁾

Gedichte von C. F. Meyer (Zürich)²⁸⁾

²⁰⁾ S. 48, S. 249

²⁸⁾ S. 8, S. 9 f., S. 42

Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1889	Bertha v. Suttner: „Die Waffen nieder“ (Nobelpreisträgerin)	Erfindung der Filmaufnahme-Kamera
1890	<p>Arbeiterschutzkonferenz in Berlin. Entlassung Bismarcks durch Kaiser Wilhelm II.: „Vollampf voraus!“</p> <p>Nach Aufhebung des Sozialistengesetzes verdoppeltes Anwachsen der Mitgliederzahl der Freien Gewerkschaften. — Rückgang des Handwerks vor fabrikmäßiger Herstellung¹⁵⁾</p>	<p>Gründung der sozialen Settlements in Amerika durch Jane Addams¹⁴⁾, die Stifterin der Frauenliga für Frieden und Freiheit. — Prof. Abbes sozialpolitischer Versuch, die Überschüsse der Zeisswerke nicht dem Unternehmer, sondern allen Werkgeossen und Kulturzwecken in Jena zugute kommen zu lassen¹⁵⁾</p>
1891	<p>Erfurter Parteitag der SPD.: Religion Privatsache; Forderung des Achtstundentages. Erneuerung der Internationalen Weltmaifeier</p>	<p>Päpstliches „Rundschreiben“ Leos XIII.: Sicherung eines kleinen Eigentums für jeden als Lösungsvorschlag zur sozialen Frage</p>
1892 ff.	<p>Zunahme der Spezialisierung auf wirtschaftlichem Gebiet und zugleich der Konzentration: Umwandlung privater Großbetriebe in Aktiengesellschaften; Unternehmerverbände; Kartelle, Syndikate (etwa Rheinisch-Westfälisches Kohlensyndikat), Kombination von Fabriken und Großbanken (Löwe & Co.); Zusammenballung von Riesenkapitalien (Deutsche Bank, Diskontogesellschaft), auch in internationalen Konzernen (AEG)</p>	<p>Fords erstes Auto in Amerika (einem Bauernwägelchen ähnlich) Fr. Nansens Fahrt mit der „Fram“ in Nacht und Eis Erstes Autorennen zwischen Rouen und Paris; Daimlers Sieg</p>
1894	<p>Zunahme des Imperialismus: Die Oelgebiete bevorzugter Gegenstand der Großmachtpolitik</p>	<p>Gefahr der Entseelung des Berufs durch Wirtschaft und Technik¹⁶⁾</p>
1895 bis 1896	<p>Prof. Röntgens X-Strahlen — Marconis drahtlose Telegrafie Tolstoj in seiner Reformschule auf seinem Gut Jasna Poljana¹⁷⁾</p>	<p>Erste Filmvorführungen. — Lilienthals Gleitflüge. — Tod des schwedischen Chemikers A. Nobel, Erfinders des Dynamits. Testamentarische Stiftung der Nobelpreise</p>
1898	<p>Anregung des Zaren Nikolaus II. zur Haager Friedenskonferenz; im wesentlichsten Punkt, der allg. Abrüstung, ohne Erfolg</p>	<p>Auf der Kraft- und Arbeitsmaschinen-Ausstellung in München werden die Dieselmotoren der Öffentlichkeit zum erstenmal vorgeführt¹⁰⁾ Entdeckung des Radiums durch Mme. Curie</p>

15) Beispiel dafür S. 67 ff.

14) Hull House S. 220

15) Abbes Entwicklung S. 150 ff.

16) Beispiele dafür S. 278 und S. 280

17) S. 222

10) S. 290 f.

Des Kieler Detlev von Liliencron
Gedichte²⁹⁾

Soziale Tendenz in der Malerei:
Käthe Kollwitz (Die arbeitenden
Mütter, Arbeiterfamilie u. a.) →

Soziale Tendenz auch in der Dichtung:
G. Hauptmanns Weberdrama

Des Radierers Fritz Boehle Blätter
von Bauern²¹⁾ und vom Dachdecker²²⁾

Rich. Dehmels Gedicht „Der Arbeitsmann“ („mehr Zeit!“), eine dichterische Begründung des Achtstundentages (siehe unter 1891 Spalte: „Politische Ereignisse“)

Des Altonaers Friedrich Kallmorgen
Bilder aus dem Hafenleben²³⁾ und
von den Küstenlandschaften

Helene Voigt-Diederichs' Skizzen und
Geschichten von Schleswig-Holsteiner
Landleuten³⁰⁾

Des norwegischen Dichters Peter
Egge Tischlernovelle³¹⁾

21) S. 17

22) S. 75

23) S. 163

29) S. 16

30) S. 16 ff., S. 33 ff.

31) S. 63 ff.

Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1899	Prof. E. Haeckels Versuch, in seinem Buch über die „Welt-rätsel“ ¹⁸⁾ diese vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus einheitlich zu lösen	Erste U-Bahn in London Der sprechende Film als Verbindung der Film-Kamera mit dem Phonographen
1900 ff.	Nach Wilhelms II. Vorschlägen Annahme des Flottenbaugesetzes im Reichstag „zum Schutz des deutschen Welthandels“ Zunahme der kommunalen Sozialisierung in Straßenreinigung ¹⁶⁾ , Lichtversorgung, Schlachthauseinrichtungen usw.	Erster Mercedes der Daimler-Motorengesellschaft (vgl. in der gleichen Spalte unter 1892!) Gebr. Wright: Doppeldecker-motorflugzeug Eröffnung der transsibirischen Bahn (Berlin—Peking 9 Tage) und des Panamakanals kurz vor Ausbruch des Weltkrieges Abnahme der Zahl der Segelschiffe zugunsten der Dampfschiffe ¹¹⁾
Trotz äußeren Glanzes (mehr Schein als Sein) eine Zeit wachsen-der innerer und äußerer Spannungen; uneinheitlich (vgl. Spalte „Bildende Künste“ unter 1900!), unruhig, mehr undurch-sichtig als gewaltsam, in überstürztem Tempo „wie auf eine Katastrophe zu“ ¹⁷⁾		
1914 bis 1918	1. Weltkrieg (Marneschlacht, un-eingeschr. U-Bootkrieg; Besie-gung des zaristischen Rußland)	Ständiges Zunehmen der Kunst-und Ersatzstoffe ¹²⁾
1917	Absetzung des Zaren. Russ. Re-volution unter Führung Lenins: Räte-(Sowjet-)Republik. Dik-tatur des Proletariats gegenüber dem liberalen Bürgertum. Lenin Vorsitzender des Rates der Volkskommissare der UdSSR.	Gründung einer Berufsschule durch den Negerführer Booker Washington in Alabama mit dem Motto: Hier werden nicht Menschen zu Tischlern, son-dern Tischler zu Menschen ge-macht!
1918	Flucht Wilhelms II. nach Hol-land. Absetzung oder Rücktritt von 22 deutschen Fürsten-häusern. Der Volksbeauftragte Friedrich Ebert. Friede in Ver-sailles ¹⁸⁾	Umschwung in der Physik durch die Quantentheorie Professor Plancks (Nobelpreisträger) ¹⁹⁾
1919	Ebert erster Reichspräsident. Weimarer Verfassung mit Frauenwahlrecht und Acht-stundentag ¹⁹⁾ . — Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs als Gründer der KPD.	Wilsons Völkerbund. — Quä-kerspeisung für die deut-schen Kinder ²⁰⁾ . Fürsorge für „Internierte Feinde“ durch Elisabeth Rotten ²⁰⁾
1920	Scheitern des reaktionären Kapp-Putsches am General-streik	Mahatma Gandhi: Ablehnung von Gewaltmaßnahmen im Kampf gegen die indische Freiheit

16) S. 221 (Kehrrichtinspektor)
17) Ausspruch des Philosophen Nietzsche
18) S. 222 (Quäkerhilfe)
19) Vgl. Spalte 1 zu 1891 und Spalte 5 zu 1896

18) im anderen Zusammenhang erwähnt auf S. 39
19) Vgl. Spalte 2 zu 1889!
20) S. 222 f.

11) Beispiel: Der Entschluß von Ahrens S. 168, Zeichnung S. 159
12) S. 134 (Kunstseide)

Blüte der wilhelminischen Kunst-
pflege: der Berliner Dom in seiner
unorganischen Stilmischung als
Beispiel; prunkende Hohenzollern-
denkmäler

Demgegenüber schlichte, aber
künstlerisch einheitliche, neu ge-
sehene Gemälde aus dem Arbeits-
alltag, etwa Max Liebermanns
„Schusterwerkstatt“²⁴⁾ oder die
Plastiken aus dem Bergwerks- und
Fabrikleben des belgischen Bild-
hauers Constantin Meunier²⁵⁾

Der große französische Bildhauer
A. Rodin²⁶⁾

Max Eyth mit seinem „Schneider
von Ulm“ und „Hinter Pflug und
Schraubstock“

Des Schlewig-Holsteiners Timm
Kröger Stall- und Scheunengeschich-
ten aus Moor und Heide³²⁾ (sog.
Heimatlidung)

R. Alex. Schröder,
der Innenarchitekt des Lloydampfers
Bremen²⁷⁾ →

Hermann Hesses Schüler- und
Lehrlingsnovelle „Unterm Rad“³³⁾,
„Der Zupfgeigenhansl“, Lieder-
buch der Jugendbewegung³⁴⁾, Tho-
mas Manns³⁵⁾ Roman vom Groß-
kaufmannsgeschlecht der Budden-
brooks, des Holsteiners Gustav
Frenssen Kontorroman „Klaus Hin-
rich Baas“³⁶⁾, des Bremensers Rud.
Alex. Schröder Odysseeübersetzung³⁷⁾
(vgl. in der gleichen Spalte unter
1789!) — Max Dauthendey³⁸⁾ als
dichtender Weltreisender im Fernen
Osten vom 1. Weltkrieg überrascht

Die Dichtergruppe der „Werk-
leute“ auf Nyland: Karl Bröger³⁹⁾,
Josef Winckler (Eiserne Sonette)⁴⁰⁾

24) S. 117

25) S. 245 und Abb. am Ende des
Buches

26) S. 117

27) S. 169, vgl. Spalte 5 zu 1949/50
(letzte Eintragung)

32) S. 21 ff.

33) S. 250 ff.

34) S. 62, S. 170

35) S. 4

36) S. 185

37) S. 214 ff.

38) S. 144 ff.

39) S. 250

40) S. 245

Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1921 ff.	Fr. Nansens Hilfe für Tausende von Kriegsgefangenen und Flüchtlingen ²¹⁾ . „Nansenpaß“ als Vorläufer eines künftigen Weltpasses! „Nächstenliebe ist Realpolitik!“ (Nobelpreis) ²²⁾	Zunehmender Ausbau von Stauwerken zu großen Überlandzentralen („weiße Kohle“) ¹³⁾
1922 Außenminister W. Rathenau, nach starker Wirkung auf die Konferenz in Genua und dem Abschluß eines versöhnlichen Vertrages mit Rußland zu Rapallo, in Berlin von antirepublikanischen Verschwörern erschossen →	Zwischen zwei Weltkriegen: „Soviel Fortschritt im Sozialen, im Technischen dies Vierteljahrhundert gebracht hat, so gibt es doch keine Nation im Abendland, die nicht über ihrem sonst unbefangenen Dasein einen fremden Schatten hängen fühlte“ ²³⁾ Der engl. Historiker H. G. Wells klagt über die Tragödie der ungenutzten oder im Beruf falsch angesetzten Fähigkeiten und erwartet eine Besserung durch richtige Maßnahmen in den Schulen	Populärwerden des Rundfunks
1925 Vorzeitiger Tod Eberts Hindenburg Reichspräsident		Zusammenschluß einer großen Anzahl chemischer Fabriken zur I. G. Farben (vgl. Bergengruens Ausspruch in der gleichen Spalte unter 1803!)
1926 Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund. Der deutsche Außenminister Stresemann und sein französ. Kollege und Freund Briand gemeinsam Friedensnobelpreisträger		
1929 Stresemanns zu früher Tod (vgl. in der gleichen Spalte unter 1815, 1848, 1888!) — Anfang vom Ende seiner „Verständigungspolitik“, die zur vorzeitigen Räumung des Rheinlandes geführt hat!		„Die heutige Menschheit ist motorisiert, sie besitzt 40 Millionen Kraftfahrzeuge“ (Eugen Diesel)
1930		
1931 Die Enzyklika des Papstes Pius XI. (vgl. unter 1891!) über die soziale Frage mit dem Satz: „Man kann befürworten, bestimmte Arten von Gütern der öffentl. Hand vorzubehalten, weil die mit ihnen verknüpfte übergroße Macht ohne Gefährdung des öffentl. Wohls Privathänden nicht überantwortet bleiben kann“		
1932 Entlassung des Reichskanzlers Brüning durch den Reichspräsidenten v. Hindenburg auf Drängen der nationalen Front		Eugen Diesel über die Technik als Kulturproblem, z. B. „Wir und das Auto, Denkmal einer Maschine“ ¹⁴⁾
1933 Ernennung Hitlers zum Reichskanzler durch Hindenburg Verbot der Parteien außer der nationalsozialistischen Ermächtigungsgesetz wird vom „Reichstag“ angenommen Austritt Hitler-Deutschlands aus dem Völkerbund		

21) Vgl. seine Anschauungen auf S. 243

22) Vgl. Fußnote 19) in Spalte 2 und Spalte 1 zu 1926!

23) Stefan Zweig, „Die Welt von gestern“, Verlag Suhrkamp, vorm. S. Fischer, Berlin 1949

13) S. 293 ff.

14) S. 272 ff.

Hans Carossas Schilderung eines Großkraftwerks (vgl. Spalte „Technisches“ unter 1922!) in „Geheimnisse des reifen Lebens“⁴¹⁾

Karl Schefflers autobiogr. Roman (Malerhandwerk)⁴²⁾

v. Molos Listroman: „Ein Deutscher ohne Deutschland“⁴³⁾

Börries von Münchhausen, Lieder und Balladen⁴⁴⁾ (lebte auf Schloß Windischleuba bei Altenburg)

Heinrich Lerschs Kesselschmiedbuch: „Hammerschläge“⁴⁵⁾

Des Dichters Paul Ernst „Jugenderinnerungen“⁴⁶⁾ aus dem Harz

Heinrich Hausers „Schwarzes Revier“⁴⁷⁾ (Schilderung eines Industriebezirks)

Gedichte des österr. Lyrikers Weinheber⁴⁸⁾; Gedichte des Holsteiners H. Claudius⁴⁹⁾

Rudolf Kinau aus Finkenwärder: Bunte Geschichten und Skizzen von der Waterkant⁵⁰⁾

Gedichte der Ina Seidel⁵¹⁾

Romane:

O. von Taube, „Metzgerpost“⁵²⁾; A. Dörfler, „Der Tausendjährige Krug“⁵³⁾; Ph. Faust, „Das Haus“⁵⁴⁾, „Die Maurer“⁵⁵⁾; H. Carossa, „Geheimnisse des reifen Lebens“ (Stauwerksschilderung)⁵⁶⁾; A. Zacharias, Steinmetzroman „Stein in der Mauer“⁵⁷⁾

41) S. 293 ff.

42) S. 82 ff.

43) S. 203 ff.

44) S. 20, S. 27

45) S. 283

46) S. 67 ff.

47) S. 246 f., S. 282

48) S. 181

49) S. 225

50) S. 153, S. 154 ff.,

S. 172 ff.

51) S. 33

52) S. 129 ff.

53) S. 108 ff.

54) S. 46 ff., S. 61

55) S. 49 ff.

56) S. 293 ff.

57) S. 54 f.

	Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1934	Nach dem Tode Hindenburgs Vereinigung des Amts des Reichspräsidenten mit dem des Reichskanzlers. Diktatur Hitlers über Deutschland. Ihre Folgen:		
	1.		
1935	Nürnberger Gesetze zur rück- sichtslosen Verwirklichung der neuen Rassenlehren		
	2.		
1939	Weltkrieg zur Verwirklichung der Lehre vom „Herrenvolk“, „Blitzkrieg“ wird zum „totalen Krieg“		
	3.		
1943	Stalingradkatastrophe (vgl. zu 1914: Marneschlacht)	Präsident Roosevelts Rede von den vier Freiheiten der Menschheit: Freiheit der Rede, des Glaubens, von Not („wirtschaftl. Weltverständi- gung“) und von Furcht („welt- weite Abrüstung“)	
	4.		
1945	Zusammenbruch Hitler-Deutsch- lands Zusammentritt der UN (United Nations) in San Franzisko Potsdamer Abkommen Zulassung der 4 antifaschisti- schen Parteien in Deutschland		Zusammenbruch Japans durch Anwendung zweier Atom- bomben beschleunigt
1948	Vorläufige Spaltung Deutsch- lands in zwei Teile	Einführung des 9. Schuljahres in Berlin ²⁴⁾	
1949	Th. Heuß: 1. Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland Das 9. Schuljahr soll neben der Vertiefung der Allgemeinbildung einer besseren Vorbereitung der Berufswahl dienen.		
1949 und 1950	Einführung des 9. Schuljahres (Volksschulabschlußklasse) in Ham- burg, Nordrhein-Westfalen, Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Hessen und Bremen „Bei den augenblicklichen Zu- ständen in der Welt mit ihrer Zunahme der Bevölkerungs- massen kann in Zukunft sozial und human nur dasselbe sein“ ²⁰⁾	„Unsere Aufgabe als Volk kann es jetzt nur sein, im Zeichen der Humanität an der Reinigung und Verinnerlichung dieses Daseins zu arbeiten“ ²⁵⁾	„Der sittliche Fortschritt der Menschheit hat mit dem technischen nicht Schritt ge- halten“ ¹⁵⁾ „Ein technischer Fortschritt ohne Fortschritt der Nächsten- liebe ist nutzlos“ ¹⁶⁾
„Zwei Geisteskrankheiten sind es nach meiner Meinung, denen wir den heutigen Zustand der Menschheit uns zwei Weltkriege mit ihren Folgen beschert. Der Widerstand gegen diese beiden Weltkrankheiten			

20) Fr. Meinecke, Berliner Hi-
storiker, in seinem Buch
über „Die deutsche Kata-
strophe“ (Betrachtungen
u. Erinnerungen), E. Brock-
haus Verlag, Wiesbaden 1946

24) S. 41 unten

25) F. Meinecke, wie in Fuß-
note 20) der Spalte 1

15) Der Astronom Bruno H.
Bürgel in seinem letzten
Buch „Von den Fackelträ-
gern der Menschheit“, Ham-
mer-Verlag, Berlin 1947

16) A. Huxley „Ziele und
Wege“, Cornelsen-Verlag,
Berlin 1949

L. Reiniger, Das rollende Rad in Scherenschnitten²⁸⁾

E. Wiechert, „Wälder und Menschen“ (autobiographisch)⁵⁸⁾

E. Wiecherts Konzentrationslager-Schilderung im „Totenwald“; Gedichte nach dem Kriege⁵⁹⁾

W. Bergengruen, Gedichte⁶⁰⁾

E. Grisar, Verfasser des Brückenbauerromans, ferner Gedichte „Zwischen den Zeiten“⁶¹⁾

Fr. Scheffels Zeiss- und Abbe-Roman „Das gläserne Wunder“⁶²⁾

Des Südfranzosen J. Giono, „Triumph des Lebens“, Roman eines Handwerkerfilms⁶³⁾

K. Edschmids Roman einer Industrie: „Der Zauberfaden“⁶⁴⁾

A. J. Cronin, engl. Schriftsteller von Weltruf und Arzt⁶⁵⁾

Kommodore Adolf Ahrens aus Bremerhaven: „Männer, Schiffe, Ozeane“ (eine Lebensbeschreibung)⁶⁶⁾

**verdanken: der Größenwahn der Technik und der Größenwahn des Nationalismus. Sie haben
ist heute die wichtigste Aufgabe und Rechtfertigung des Geistes auf Erden.“** Hermann Hesse.⁶⁷⁾

28) S. 276/277

58) S. 29 ff.

59) S. 263 f.

60) S. 72

61) S. 247 f., S. 280, S. 285 ff.

62) S. 147 ff.

63) S. 115 ff., S. 121 f.

64) S. 134 ff.

65) S. 232 ff.

66) S. 159 ff.

67) In „Neue Auslese“
des Alliierten In-
formationsdienstes

INHALTSVERZEICHNIS

Beiträge, in denen das Allgemein-Menschliche überwiegt — über das ganze Buch verteilt —, sind durch eine Initiale hervorgehoben

Die mit einem * versehenen Lesestücke sind Gedichte

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellennachweis
Einführung:			
Mann, Thomas	Zum Deutschen Lesebuch Eine Schulerinnerung	4	Pädagogische Rundschau, Heft 2/3, 1948 Verlag J. P. Bachem, Köln
Blume, Wilhelm	Grundsätzliches zum vor- liegenden Lesebuch	5	—
Meyer, Conrad Ferdinand	* Auf Goldgrund	8	Sämtliche Werke
Erster Teil:			
Meyer, Conrad Ferdinand	* Die Säer	9	Huttens letzte Tage
Peattie, Donald Culroß	Der erste Farmer seines Landes	10	Amerikanische Rundschau, Heft 7, München 1946
v. Liliencron, Detlev	* Schnitterrast an der ein- samen Eiche	16	Gesammelte Werke
Voigt-Diederichs, Helene	Mittagsstunde im Dorf	16	Schleswig-Holsteiner Land- leute, Verlag Eugen Diederichs, Leipzig 1904, 3. Auflage
v. Münchhausen, Börries	* Das Mohnwunder	20	Balladen und ritterliche Lieder, Verlag E. Fleischel u. Co., Berlin 1908
Kröger, Timm	Bäuerliche Erinnerungen des Heimatchichters Timm Kröger aus Haale bei Rendsburg	21	Gesamtwerk, Georg Wester- mann Verlag, Braunschweig
v. Münchhausen, Börries	* Lied der Dreschmaschine	27	Das Liederbuch des Freiherrn Börries von Münchhausen, Verlag E. Fleischel u. Co., Berlin 1928
Pestalozzi, Johann Heinrich	Der Mensch, verglichen mit der schönen Natur	28	Lienhard und Gertrud, Sämt- liche Werke, Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin/Leipzig 1927

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellennachweis
Szabo, Wilhelm	* Vom Kiesel	29	Pädagogische Rundschau, Heft 2/3, 1948
Wiechert, Ernst	Die Wälder rauschen ...	29	Wälder und Menschen, Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1936
Seidel, Ina	* Waldarbeiter	33	Ina Seidel, Gedichte, Eine Auswahl, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1950
Voigt-Diederichs, Helene	Von der Arbeit des Gärtners im Ring des Jahres	33	Sonnenbrot, Inselbücherei Nr. 491, Insel-Verlag, Wiesbaden
Blume, Wilhelm	Welche Rolle die praktische Arbeit in der Schulfarm Insel Scharfenberg 1921—33 gespielt hat	37	Werdendes Zeitalter, VII. Jahrgang, Heft 10
Meyer, Conrad Ferdinand	* Die Söhne Haruns	42	Sämtliche Werke

Zweiter Teil:

Faensen, Joseph	* Preislied auf ein neues Haus	43	Originalbeitrag (1948)
Blume, Wilhelm	Ein Richtfest 1948	44	Originalbeitrag
Faust, Philipp	Die drei von der Baubelegschaft	46	Das Haus, Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1940
Faust, Philipp	Wilhelm und Richard im Wettkampf auf dem Bau	49	} Die Maurer, Eckardt-Verlag, Berlin 1939
Faust, Philipp	Die richtige Kelle	51	
Zacharias, Alfred	Stein in der Mauer	54	Verlag Josef Habbel, Regensburg 1942
—	Eine Bauhütten-Anekdote	55	—
Goethe, Johann Wolfgang	St. Joseph II	55	Wilhelm Meisters Wanderjahre
Faust, Philipp	Gastrollen der Zimmerleute	61	Das Haus
Unbekannt	* Zimmergesellen-Klatschlied	62	Der Zupfgeigenhansl
Egge, Peter	Der Schlüssel zur ganzen Welt	63	Novellen, Verlag Haupt und Hammon, Leipzig
Ernst, Paul	Die Geschichte einer Tischlerfamilie vom 19. ins 20. Jahrhundert	67	Jugenderinnerungen, Verlag Georg Müller, München 1930

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellennachweis
Bergengruen, Werner	* Die ewigen Wälder	72	Buch der Lyrik, herausgg. von Fr. Maurer, Cornelsen-Verlag, Berlin 1947
Ludwig, Otto	Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich	73	Gesammelte Werke
Scheffler, Karl	Wie Johann ein Stubenmaler wurde	82	Der junge Tobias, Insel-Verlag, Leipzig 1927

Kulturhistorische Einlage aus dem 16. Jahrhundert:

v. Hutten, Ulrich	Brief Ulrichs von Hutten an Willibald Pirckheimer vom 25. Oktober 1518	89	Nach Goethes „Dichtung und Wahrheit“
Heller, Jakob	Bericht des Frankfurter Kaufmanns Jakob Heller über seinen Besuch bei Meister Peter Vischer am Sebaldestag in Nürnberg	90	} Nach August Hagen, Norica, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden 1920
Sachs, Hans	* Wer hat recht?	95	
Wagner, Richard	Die Lehrbubenszene	96	Die Meistersinger von Nürnberg
Sachs, Hans	* Schwank: Der blaue Montag	102	Ausgewählte poetische Werke

Dritter Teil:

Schiller, Friedrich	* Menschliches Wirken	105	Säkularausgabe, Bd. II
Keller, Gottfried	Die Mutter und die vier Ratgeber	105	Der grüne Heinrich
Dörfler, Anton	Aus Anton Dörflers Töpferroman vom Tausendjährigen Krug	108	Eugen Diederichs Verlag, Jena 1935
Hebel, Johann Peter	Vom Glück des Schneiders	113	Sämtliche Werke, Karlsruhe 1832—34
Giono, Jean	Mein Schuster	115	} Triumph des Lebens, Verlag Heinrich F. S. Bachmair, Söcking 1949
Giono, Jean	Vom Ursprung und von der Lust des Sattlernes	121	

Stilistisches Zwischenspiel:

Blume, Wilhelm	Beschreibung von Gegenständen und Arbeitsvorgängen		Originalbeiträge aus Schülerarbeiten zur Ermunterung
	Leitmotiv	123	
	Vier Variationen	123	
	Ausklang	129	

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellennachweis
Noch: Dritter Teil:			
v. Taube, Otto	Aus Otto von Taubes Roman „Metzgerpost“	129	Verlag Friedrich Stollberg, Merseburg 1935
Eckermann, Johann Peter	Der Kellner-Virtuos	133	Nach Eckermann, Gespräche mit Goethe
Edschmid, Kasimir	Der Zauberfaden	134	Verlag Kurt Desch, München 1949
Blume, Wilhelm	Besuch der Orgelbauanstalt in der Schillerstadt Ludwigsburg	139	Originalbeitrag
Dauthendey, Max	Erzählungen aus der Dunkelkammer	144	Der Geist meines Vaters, Verlag Georg Müller, München 1912
Scheffel, Fritz	Von einer kleinen optischen Werkstatt zur Weltfirma	147	Gläsernes Wunder, Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin 1938
Kinau, Rudolf	* Bi uns an'n Diek	153	} Mien bunte Tüller, Quickborn Verlag, Hamburg 1948
Kinau, Rudolf	Holt und Isen	154	
Ahrens, Adolf	Vom Schiffsjungen zum Kommodore der Handelsflotte	159	Männer, Schiffe, Ozeane: Adam Reitzer Verlag, Worpswede 1949

Humoristisches Zwischenspiel:

Volksgut	* Schlosserlied	170	Der Zupfgeigenhansl
Raimund, Ferdinand	Duett zwischen der Kammerzofe Rosa und dem Tischlergesellen Valentin	171	Der Verschwender, Dramatische Werke, Carl Conegen, Wien 1891
Kinau, Rudolf	Lütt Hinnik	172	Sünn in de Seils, Quickborn Verlag, Hamburg 1948
Blümel, Fritz	Heiteres aus dem Reich der „Schwarzen Kunst“	175	Originalbeitrag
Raimund, Ferdinand	* Valentins Hobellied	180	Der Verschwender

Vierter Teil:

Weinheber, Josef	* Der Kaufmann	181	O Mensch, gib acht! Ein erbauliches Kalenderbuch für Stadt- und Landleut, Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1937
Goethe, Johann Wolfgang	Wie Jung-Werner seinen Freund Wilhelm am Scheidewege für den Kaufmannsberuf zu begeistern versucht	181	Wilhelm Meisters Lehrjahre

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellennachweis
Frenssen, Gustav	Das erste Jahr im Kontor	185	Klaus Hinrich Baas, Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1910
Freytag, Gustav	Zweierlei soll er lernen: praktisch und ehrlich sein!	190	Soll und Haben
Schliemann, Heinrich	Heinrich Schliemann erzählt aus seiner Lehrlingszeit und von seinen kaufmännischen Erfolgen	191	Der Morgen, Jugenderinnerungen deutscher Männer, Langewiesche-Brandt, München-Ebenhausen 1923
Stifter, Adalbert	Von Warenauslagen und -ankündigungen	199	Kleine Schriften, Insel-Verlag, Leipzig 1940
v. Molo, Walter	Zwei Szenen aus Friedrich Lists Leben	203	Ein Deutscher ohne Deutschland, ein Friedrich-List-Roman, J. P. Toth, Hamburg

Fünfter Teil:

Volksgut	* Haushalt-Uhr	211	Der Lindenbaum, ausgew. von Hermann Hesse, Martin Lang und Emil Strauß, Verlag S. Fischer, Berlin 1924
Goethe, Johann Wolfgang	Gespräch zwischen Margarete und Faust	212	Faust I. Teil
Homer	Eurykleia, die treue Schaffnerin im Hause des Odysseus	214	Odyssee, übersetzt von Rudolf Alexander Schröder, Insel-Verlag, Leipzig 1911
Rotten, Elisabeth	Jane Addams — ein großes Vorbild für die Jüngerinnen und Jünger der sozialen Berufe	217	Jane Addams, 1860—1935, Verlag Werdendes Zeitalter, Saanen (Schweiz) 1936
Montessori, Maria	Wenn die Zeit erfüllet ist ...	224	Selbständige Erziehung im frühen Kindesalter, J. Hoffmann, Stuttgart 1928
Hesse, Hermann	* Friede	224	Aus einer Schweizer Zeitung 1914
Claudius, Hermann	* Die Magd	225	Jeden Morgen geht die Sonne auf, Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1938
Volkslied	* Unglückstag im Haushalt	225	Der Lindenbaum
Blume, Wilhelm	Bausteine zum Berliner Pestalozzi-Fröbel-Haus in dem Entwicklungsgang seiner Gründerin	226	Nach Mary Lyschinska, Henriette Schrader-Breymann, Walter de Gruyter u. Co., Berlin—Leipzig 1927
Cronin, Archibald Joseph	Gemeindeschwester Olwen Davies	232	Das Beste aus Readers Digest, Februar-Heft 1950

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellennachweis
Blume, Wilhelm	Momentbilder aus dem Leben einer berühmten Laborantin	237	Nach Charitas Bischoff, Amalie Dietrich, Ein Leben, Verlag Grote, Hamm 1950
Nansen, Fridtjof	• Bekenntnis	243	Fritz Wartenweiler, Fridtjof Nansen, Rotapfel-Verlag, Zürich—Leipzig 1930
Unbekannt	• Mutter und Tochter	243	Des Knaben Wunderhorn, Verlag Hesse, Leipzig 1906

Sechster Teil:

Winckler, Josef	• Aus den „Eisernen Sonetten“ der Nylanddichter	245	Eiserne Sonette, Nyland-Werke, I. Bd., Inselbuch 134, Insel-Verlag, Leipzig
Hauser, Heinrich	Eisengießerei	246	Schwarzes Revier, Verlag S. Fischer, Berlin 1930
Grisar, Erich	• Die neue Maschine	247	Zwischen den Zeiten, Ausgewählte Gedichte, Hans-Köhler-Verlag, Hamburg 1946
Bröger, Karl	• Walzwerk	250	Antlitz der Zeit, herausgg. von Wilhelm Haas, Wegweiser-Verlag, Berlin
Hesse, Hermann	Fürchten und Hoffen eines Mechanikerlehrlings n. 1900	250	Unterm Rad, Verlag S. Fischer, Berlin
Reuter, Fritz	• Ein frischer Mecklenburger Schmiedejunge um 1850	254	Sämtl. Werke (Hanne Nüte)
Hebel, Johann Peter	• Ein Schmelzofen im Schwabenland	258	Alemannische Gedichte
—	Brief des chinesischen Kaisers Wen-ti an den Häuptling Hiung-nu	261	} Elisabeth Rotten, Vom Völkerfrieden und der Menschheit letztem Glück, Haus der Bücher, Basel 1942
Schreiner, Olive	Ein Wüstentraum	262	
Wiechert, Ernst	• Am Abend zu beten	263	De profundis, Deutsche Lyrik in dieser Zeit, Kurt Desch, München 1946
Schiller, Friedrich	• Die Teilung der Erde	264	Säkularausgabe, Bd. I
Unbekannt	• Was ist's, was war's?	265	Hundert Jahre Deutsche Eisenbahnen (1835—1935)
Unsel, Karl	„Fünfundzwanzig plus zwölf — durch!“	265	Ausfahrt frei, Franz Schneider Verlag, Augsburg 1950

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellennachweis
Horch, August	Mein Weg zu Papa Benz	268	Ich baute Autos, Schützen-Verlag, Berlin 1941
Diesel, Eugen	Wir und das Auto	272	Denkmal einer Maschine, Bibliogr. Institut, Leipzig 1933

Mensch und Maschine — Für und Wider?!

	* Sängerkrieg um das Luftschrift	278	} Gottfried Keller, Gesammelte Werke, J. G. Cotta, Stuttgart
Kerner, Justinus	* Unter dem Himmel	278	
Keller, Gottfried	* Antwort an Justinus Kerner (1845)	279	
Grisar, Erich	* Das Band läuft	280	Zwischen den Zeiten
Moshage, Julius	Zu Vieren	281	Mit Zirkel und Hammer durch die Welt, Verlag Enßlin u. Laiblin, Reutlingen 1950
Hauser, Heinrich	Der Mann mit dem weißen Handschuh	282	Schwarzes Revier
Lersch, Heinrich	Aus Heinrich Lersch's Roman „Hammerschläge“	283	Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin 1930
Grisar, Erich	Brückenbauerstolz	285	Siebzehn Brückenbauer — ein Paar Schuh, Hans Köhler-Verlag, Hamburg
Diesel, Eugen	Auf der Kraft- und Arbeitsmaschinen-Ausstellung in München 1898	290	Rudolf Diesel, Leben — Werk — Schicksal, Reclam, Stuttgart
Carossa, Hans	Geteilte Empfindungen beim Besuch eines Stau- und Elektrizitätswerks	293	Geheimnisse des reifen Lebens, Insel-Verlag, Leipzig

Ausklang:

Nachwort des Herausgebers	Das Wort des Tischlergesellen	298	Nach G. Keller, Der grüne Heinrich
Synchronistische Tabelle		299	
Inhaltsverzeichnis		324	
Verzeichnis der Abbildungen		331	
Namenverzeichnis		834	
Seitenweiser für die in diesem Lesebuch berührten Berufe		336	

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Bezeichnung der Abbildung	Name des Künstlers	Seite	Quellennachweis
Goethe-Bild	Georg Oswald May	—	E. Schulte-Strathaus, Die Bildnisse Goethes, Verlag Georg Müller, München 1910
Die Ruderer	Hans von Marées	3	Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin-Zehlendorf
Der Sämann	J. F. Millet	9	Handbuch der Kunstgeschichte, Band V, von Anton Springer, Verlag E. A. Seemann, Leipzig 1906
Bauernpaar nach der Arbeit	Fritz Boehle	17	Rudolf Klein, Fritz Boehle, Marquardt & Co., Berlin
Vignette: Richtfest	—	44	—
Auf dem Bau	Adolph v. Menzel	48	H. Knackfuß, A. v. Menzel, Velhagen & Klasing, Bielefeld 1922
Die heilige Familie	Bernhard Strigel	57	Deutsche Kunst VII/41 und VII/145, herausgg. von Ludwig Roselius, Angelsachsen-Verlag, Bremen
Gotischer Schrank	Jörg Syrlin d. Ae.	66	
Norddeutscher Renaissance-Schrank	—	67	G. Lehnert, Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes, Band I, Martin Oldenbourg, Berlin
Lütticher Rokoko- Kleiderschrank	—	68	Paul Schoenen, Aachener und Lütticher Möbel des 18. Jahrhunderts, Deutscher Verein für Kunstwissenschaft, Berlin
Schrank im Stil Ludwigs XVI.	Richard de Lalonde	69	Peter Jessen, Der Ornamentstich, Verlag für Kunstwissenschaft, Berlin 1920
Romanische Truhe (rheinisch)	—	69	G. Lehnert, Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes, Band I, Martin Oldenbourg, Berlin

Bezeichnung der Abbildung	Name des Künstlers	Seite	Quellennachweis
Barockschrank	Friedrich Unteutsch	71	G. Lehnert, Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes, Band II, Martin Oldenbourg, Berlin
Der Schieferdecker	Fritz Boehle	75	Rudolf Klein, Fritz Boehle, Marquardt & Co., Berlin
St. Lukas, der Heilige der Malergilde	Unbekannter Meister (1488)	85	Max Geisberg, Geschichte der deutschen Graphik vor Dürer, Deutscher Verein für Kunstwissenschaft, Berlin
Sebaldugrab in der Sebalduskirche zu Nürnberg	Peter Vischer	91	A. Hagen, Norica, Tafel 5, 6 und 15, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden 1920
Sakramentshäuschen in der Lorenzkirche zu Nürnberg	Adam Krafft	92	
Visiermaschine	Albrecht Dürer	95	
Blick in eine Nürnberger Meistersingerschule	—	100	Bilder zur Kunst- und Kulturgeschichte, Heft 3, herausgg. von G. Schoenberger, B. G. Teubner, Leipzig 1930
Hans Sachs im 81. Lebensjahr	Endres Herneisen	103	Mummenhoff, Hans Sachs, Nürnberg 1894
Der Hafner (Der Töpfer)	Jost Ammann	110	Jost Amman, Das Ständebuch, Insel-Verlag, Leipzig
Zunftlade	—	113	Märkisches Museum, Berlin
Sammelbrett der Lübecker Schneiderzunft	—	114	Historia-Photo, P 19726, Berlin
Schusterwerkstatt	Max Liebermann	117	Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin-Zehlendorf
Bäckerinnungszeichen aus Zinn	—	128	Konrad Hahn, Deutsche Volkskunst, Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin 1928
Der junge Stier	Paulus Potter	132	Galerien Europas, E. A. Seemann, Leipzig
Flügeltür zu einem Rokokozimmer	Johann Esaias Nilson	141	Peter Jessen, Der Ornamentstich, Verlag für Kunstwissenschaft, Berlin 1920
Gotische Gehäuse der Münsterorgel in Ulm	E. F. Walcker	143	Beschreibung der Münsterorgel in Ulm, 1900

Bezeichnung der Abbildung	Name des Künstlers	Seite	Quellennachweis
Romanischer Speise- kelch aus Salzburg	—	148	Deutsche Kunst IV/61, IX/61 und X/32, herausgg. von Ludwig Roselius, Angel- sachsen-Verlag, Bremen
Gotische Bergkanne aus Goslar	—	149	
Renaissance-Pokal aus dem Ratssaal der Stadt Lüneburg	—	149	
Vom Segelschiff zum Ozeandampfer	Jürgen Freese	159	Originalbeitrag
Auf der Fahrt zur Arbeit im Hamburger Hafen	Friedrich Kallmorgen	163	Bilderdienst des Deutschen Verlags, Berlin SW 68
Fest der Handwerker	Theodor Hosemann	171	Georg Hermann, Das Bieder- meier, Verlagshaus Bong & Co., Berlin 1913
Kaufmännisches Leben in Altgriechenland (Innenbild einer sparta- nischen Schale um 560 v. Chr.)	—	197	Ernst Buschor, Griechische Vasenmalerei, Verlag R. Piper & Co., München 1914
Die Mode 1832	Paul Gavarni	201	Georg Hermann, Das Bieder- meier, Verlagshaus Bong & Co., Berlin 1913
Der Morgen	Philipp Otto Runge	213	Deutsche Kunst, III/132, herausgg. von Ludwig Roselius, Angelsachsen-Verlag, Bremen
Schlußvignette: Wunderhorn	Philipp Otto Runge	244	Titel des 2. Teiles des „Wunderhorns“ (1808)
Der Eisenformer	Constantin Meunier	245	Meunier-Ausstellung bei Keller & Reiner, Berlin
Eisenwalzwerk	Adolph v. Menzel	249	Bilderdienst des Deutschen Verlags, Berlin SW 68
Initiale „W“	Hans Baluschek	265	Hundert Jahre Deutsche Eisen- bahnen (1835—1935)
Elf Scherenschnitte zu Geschichte der Autos	Lotte Reiniger	276/277	Das rollende Rad. Eine Ge- schichte des Fahrzeugs in Scherenschnitten, Atlantis VI, 6
Monument der Arbeit	Constantin Meunier	—	Meunier-Ausstellung bei Keller & Reiner, Berlin

NAMENVERZEICHNIS

(Namen aus der Synchronistischen Tabelle sind nicht berücksichtigt)

	Seite		Seite
Abbe, Ernst	151 ff.	Frenssen, Gustav	185 ff.
Addams, Jane	217 ff.	Freytag, Gustav	190
Ahrens, Adolf	159 ff.	Fröbel, Friedrich	226 ff.
Amman, Jost	110	Gatz, Conrad	7
Benz, Carl	268 ff., 275, 293	Gavarni, Paul	201
Bergengruen, Werner	72	Giono, Jean	115 ff.
Bischoff, Charitas	237 ff.	Godeffroy, Joh. Cesar	240 ff.
Blümel, Fritz	175 ff.	Goethe, Johann Wolfgang, Abb. auf dem Vorblatt, 44 f., 55 ff., 129, 133, 181 ff., 187, 212 ff., 217, 238, 298	
Boehle, Fritz	17, 75	Grisar, Erich	247 f., 280, 285 ff.
Bosch, Robert	272	Grob & Co.	269
Breymann, Henriette	226 ff., 241	Haeckel, Ernst	39
Bröger, Karl	250	Hagen, August	90 ff.
Buz, Heinrich	291	Hauser, Heinrich,	246 f., 282
Capitaine, Emil	292	Hebel, Joh. Peter	113 ff., 258 ff.
Carossa, Hans	293 ff., 298	Heller, Jakob	90 ff.
Claudius, Hermann	225	Herkomer, Hubert von	274
Cronin, Archibald Joseph	232 ff.	Herneisen, Endres	103
Daguerre, Louis	144 ff.	Hesse, Hermann	224, 250
Daimler, Gottlieb	272, 274, 276 f., 293	Heuss, Jörg	92
Darwin, Charles	276	Hildebrand & Wolfmüller	270
Dauthendey, Max	144 ff.	Homer	38, 192, 198, 214 ff.
Diesel, Eugen	272 ff., 290 ff.	Horch, August	268 ff., 275
Diesel, Rudolf	272 ff., 290 ff.	Hosemann, Theodor	172
Dietrich, Amalie	237 ff.	Hutten, Ulrich von	89
Dörfler, Anton	108 ff.	Jefferson, Thomas	11
Dürer, Albrecht	95	Kallmorgen, Friedrich	163
Eckermann, Joh. Peter	133	Karl Eugen von Württemberg	139
Edschmid, Kasimir	134 ff.	Keller, Gottfried	105 ff., 279, 298
Egge, Peter	63 ff.	Kerner, Justinus	278
Ernst, Paul	67 ff., 123	Kinau, Rudolf	153, 154 ff., 172 ff.
Faensen, Joseph	43	Krafft, Adam	92 ff.
Faust, Philipp	46 ff., 61	Kröger, Timm	21 ff.
		Krupp, Friedrich	291

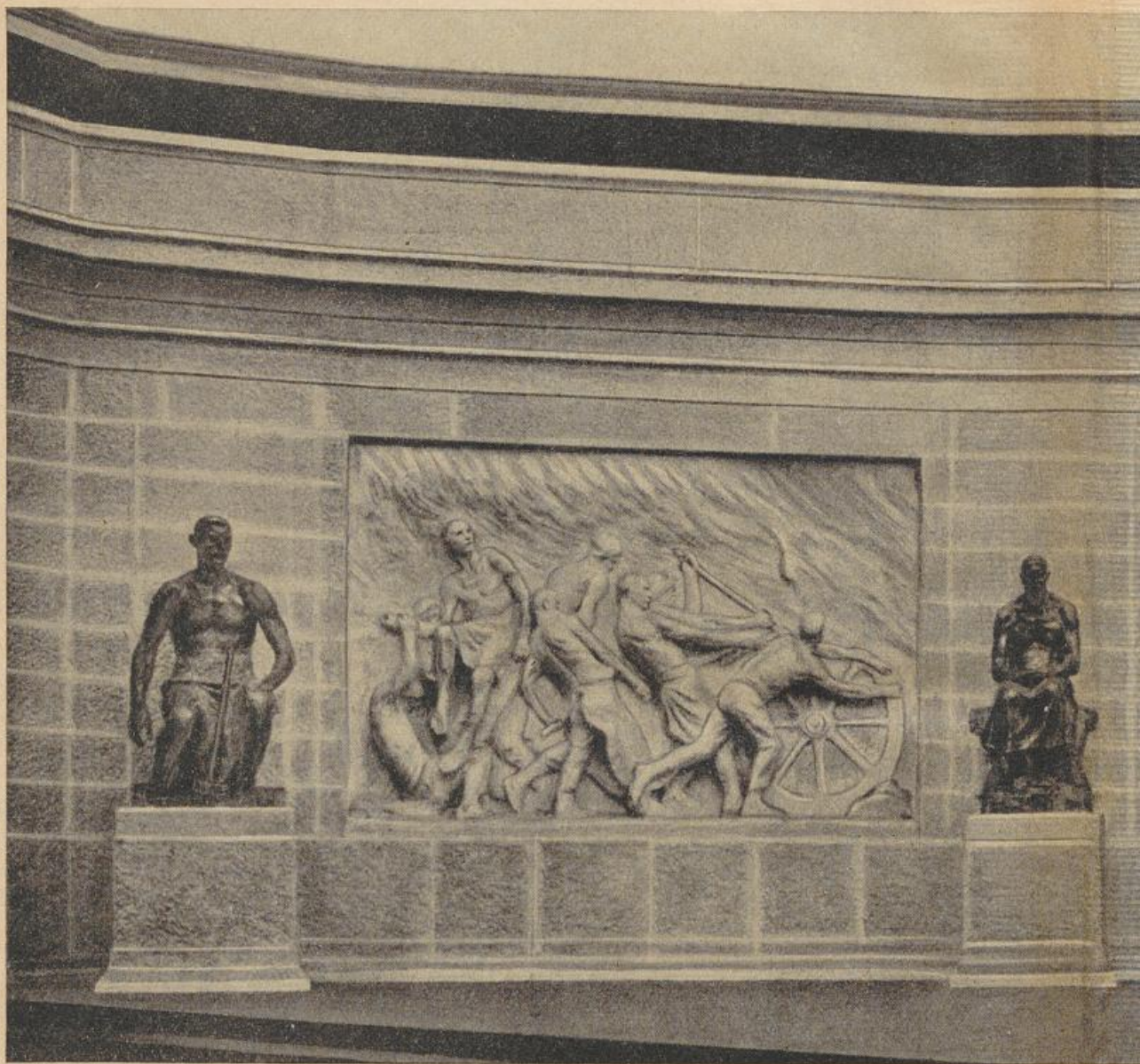
	Seite		Seite
Lalonde, Richard de	69	Rotten, Elisabeth	217 ff.
Lersch, Heinrich	283 ff.	Runge, Philipp Otto	213, 244
Liebermann, Max	117		
Liliencron, Detlev von	16	Sachs, Hans	95 ff., 102 ff.
Linde, Carl	293	Scheffel, Fritz	147 ff.
Lindenast, Sebastian	92 f.	Scheffler, Karl	6, 45, 82 ff.
List, Friedrich	203 ff.	Schiller, Friedrich 45, 105, 139, 144,	
Löber, August	147 ff.		219, 264 f.
Ludwig, Otto	73 ff.	Schliemann, Heinrich	191 ff.
Lyschinska, Mary J.	232	Schrader, Karl	231 f.
		Schreiner, Olive	262
Mann, Thomas	4	Schröder, Rud. Alexander	214 ff.
Marées, Hans von	3	Schubart, Daniel	139
Maybach, Wilhelm	276	Seidel, Ina	33
Mazzini, Guiseppe	218	St. Joseph	55 ff.
Meistersinger	100	St. Lukas	85
Menzel, Adolph von	48, 249	St. Martin	92 f.
Metternich, Clemens von	210	Stephenson, George	275
Meunier, Constantin	245	Stifter, Adalbert	6, 199 ff.
u. Abb. am Ende des Buches		Strigel, Bernhard	57
Meyer, Conrad Ferdinand	8, 9 f., 42	Syrlin, Jörg	66
Miller, Oskar von	290	Szabo, Wilhelm	29
Millet, François	9		
Molo, Walter von	203 ff.	Taube, Otto von	129 ff.
Montessori, Maria	224	Tolstoj, Leo	221 f.
Moshage, Julius	281		
Münchhausen, Börries von	20 f., 27	Unsel, Karl	265 ff.
		Unteutsch, Friedrich	71
Nansen, Fridtjof	243		
Nilson, Joh. Esaias	141	Vischer, Peter	90 ff.
Nylanddichter	245	Voigt-Diederichs, Helene 16 ff., 33 ff.	
		Volkslied 62, 170, 211, 225 f., 243 f.,	
Peatti, Donald Culross	10 ff.		285
Penn, William	222		
Pestalozzi, Heinrich 28 f., 226 ff., 232		Wagner, Richard	96 ff.
Pirkheimer, Willibald	89	Walcker, Eberhard Friedrich	139 ff.
Potter, Paulus	132	Washington, George	10 ff.
		Weinheber, Josef	181
Raimund, Ferdinand	171, 180	Wen-ti	261
Reiniger, Lotte	276 f.	Wiechert, Ernst	29 ff., 263 ff.
Reuter, Fritz	254 ff.		
Rickmers Clasen Rickmers	160	Zacharias, Alfred	54 f.
Rodin, Auguste	117	Zeiss, Carl	147 ff.

S E I T E N W E I S E R

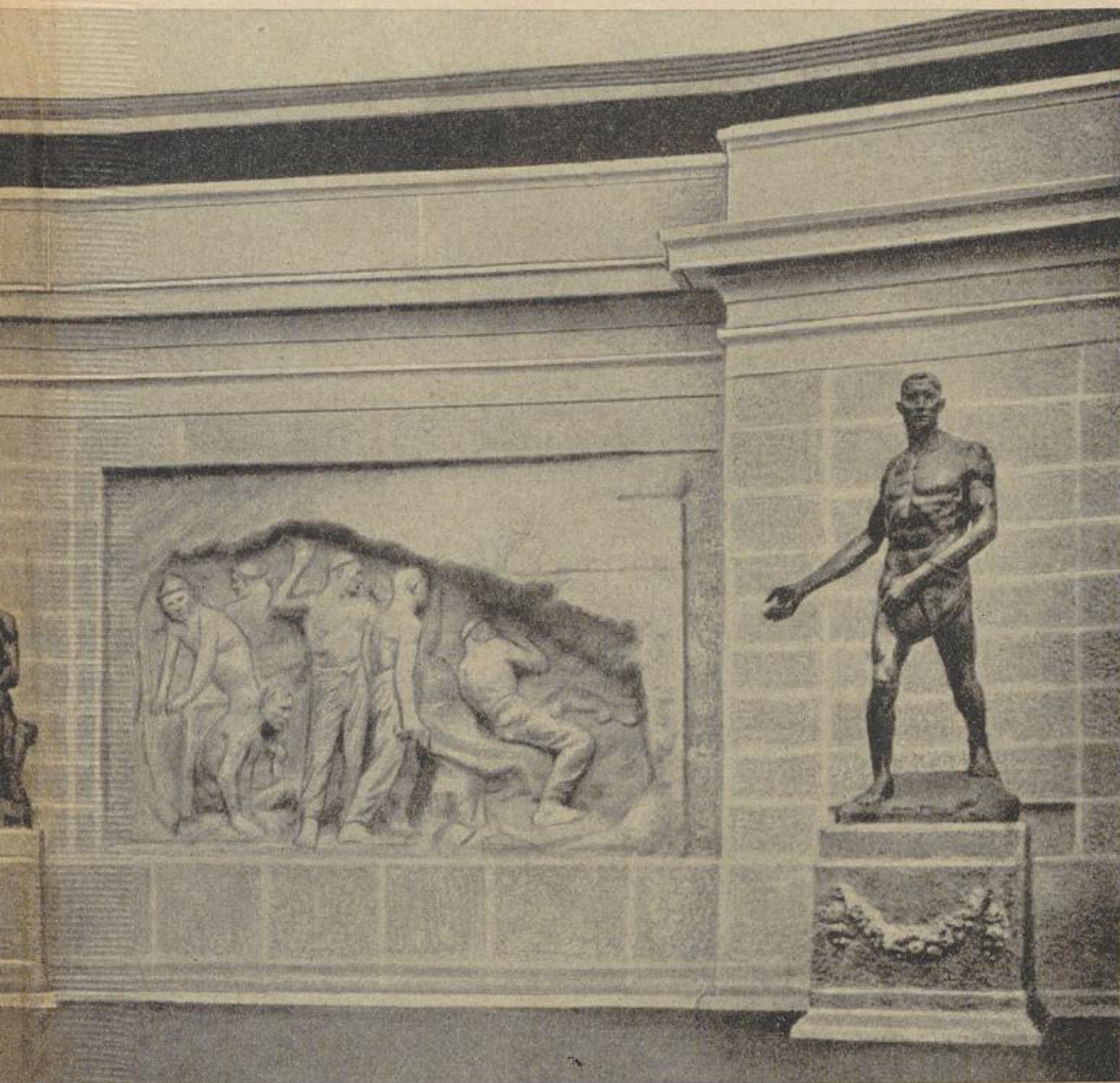
für die in diesem Lesebuch berührten Berufe

	Seite		Seite
Agent	188, 195	Landwirtschaftliche Berufe	8, 9, 10 ff., 16 ff., 20 f., 24 ff., 27
Auflader	190	Maler	82 ff.
Autoingenieur	268 ff.	Maschinenbauer	247 f., 269
Autoschlosser	273	Maurer	42, 44 ff., 46 ff.
Bäcker	127 f.	Mechaniker	250 ff.
Bauer	8, 9, 16 ff., 20 f., 21 ff., 27	Metzger	129 ff.
Beamter	108, 208 f.	Modelltischler	247
Bergwerksleute	126 ff., 232 ff.	Monteur	285 ff., 294 ff.
Beutler	237 f.	Motorwagenbauer	271 ff.
Brückenbauer	269, 285 ff.	Musterzeichner	106
Buchhalter	186 ff., 194	Nieter	284 f., 286 ff.
Dachdecker	73 ff.	Optiker	144 f., 147 ff.
Drucker	41, 175 ff.	Orgelbauer	139 ff.
Elektriker	46, 140, 293 ff.	Photograph(in)	144 ff.
Eisenbahner	210, 265 ff.	Prokurist	186 ff.
Eisen- und Erzgießer	90 ff., 140, 246 f., 258 ff.	Sägemüller	24 f.
Farmer	10 ff., 37 ff.	Sattler	121 f.
Fischer	124 f.	Schaufensterdekorateur	199 ff.
Former	245 ff.	Schiffsbauer	154 ff.
Förster	29 ff.	Schlächter	129 ff.
Gärtner	28, 33 ff.	Schlosser	92, 170, 268
Gemeindeschwester	232 ff.	Schmied	254 ff., 258 ff., 268, 281 f.
Gerber	203 ff.	Schneider(in)	113 ff.
Glasbläser	123 f.	Schuhmacher	107, 115 ff.
Glaser	147 f.	Seemann	153, 159 ff.
Hammermeister	260	Seidenstoffweber	134 ff.
Handlanger	47 f.	Setzer	173 ff.
Hauswirtschaftliche Berufe	46, 211 ff., 225 ff.	Sozialpädagogische Berufe	217 ff., 232
Ingenieur	248, 269, 292	Steinmetz	54 f., 92 f.
Kaufmann	181 ff., 191 ff., 199 ff.	Stellwerksinspektor	265 ff.
Kellner	133, 172 ff.	Steward	172 ff.
Kesselschmied	283 ff.	Täschner	237 f.
Kindergärtnerin	227 ff.	Tischler	63 ff., 140 f., 180, 298
Kontorist(in)	185 ff.	Töpfer(in)	108 ff.
Korrespondent	193 ff.	Uhrmacher(in)	92, 269
Kranführer	126 f., 248	Verkäufer(in)	51 ff., 191 ff., 199 ff.
Krankenschwester	232 ff.	Waldarbeiter	33
Laborant(in)	237 ff.	Walzwerkerarbeiter	249 f.
Landkartenstecher	105 f.	Zimmermann	44, 55 ff., 61, 62

Satz: Paul Funk, Berlin W 35. Druck: Hansa-Druck, Berlin SO 36 und Paul Funk, Berlin W 35
Einband: Fritsche-Ludwig K.G., Berlin N 65



C. Meunier



*Zwei Reliefs (Industrie und Bergwerk)
aus dem „Monument der Arbeit“ (um 1900)*



11DDP4111

Mediennr.: 2559501



Lesebuch / Der Mensch in der Berufsarbeit

DDP
4111